S39
444

WANDERER IN DEN MORGEN

von

MAXIM GORKI

Universitäts- u. Stadtbibliothek Köln

16.—20. Tausend

IM VERLAG ULLSTEIN / BERLIN

B 29/64,48
II 29/3,75
B2
1761

DEUTSCH
VON
ERICH BOEHME

Volksbibliothek
II
der Stadt Berlin

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen vorbehalten
Copyright 1926 by Ullstein A. G., Berlin

I

MEINE UNIVERSITÄTEN

Also — jetzt gehe ich nach Kasan auf die Universität und studiere! Tatsächlich!

Auf den Gedanken, die Universität zu beziehen, hatte mich der Gymnasiast Nikolaj Jewreïnow gebracht, ein lieber Junge, ein hübscher Kerl mit gütigen, frauenhaften Augen. Er wohnte in demselben Hause wie ich, oben auf dem Boden; hatte mich oft mit einem Buche in der Hand gesehen und interessierte sich für mich. Wir wurden bald bekannt, und nicht lange, da bemühte sich Jewreïnow, mir einzureden, ich besäße „ganz außergewöhnliche Begabung für die Wissenschaften".

„Die Natur hat Sie einfach dazu geschaffen, ein Diener der Wissenschaft zu werden", sagte er und schüttelte mit einer schönen Geste seine lange Mähne.

Ich wußte damals noch nicht, daß es im Dienste der Wissenschaft auch Kaninchenrollen zu spielen gibt, und dieser Jewreïnow verstand es so prächtig, mir zu beweisen, daß die Universitäten gerade an Kerlen, wie ich einer war, Bedarf hätten. Selbstverständlich wurde dabei auch Michaïl Lomonosows Schatten zitiert. Jewreïnow bot mir an, in Kasan bei ihm zu wohnen; ich sollte den Herbst und Winter dazu benutzen, um das Pensum des Gymnasiums nachzuholen, und dann „so ein paar Examina" ablegen — er sagte wörtlich: „so ein paar Examina". Auf der Universität würde ich schon irgendein staatliches Stipendium bekommen, und in vier, fünf Jahren könnte ich „Gelehrter" sein. Die ganze Geschichte hörte sich höchst einfach an, denn Jewreïnow war neunzehn Jahre alt und hatte ein sehr gutes Herz.

Als er in Nishnij seine Prüfungen hinter sich hatte, reiste er ab. Etwa vierzehn Tage später machte ich mich auf den Weg zu ihm.

Beim Abschied gab mir meine Großmutter noch allerhand gute Ratschläge.

„Du darfst nicht immer so leicht böse sein auf die Menschen! Du bist gleich so böse, so streng und hochmütig! Das hast du von deinem Großvater. Nun, und was ist mit deinem Großvater gewesen? Der hat sein Leben so hingelebt und ist schließlich immer der Dumme geblieben. Ein bedauernswerter alter Mann war er. Du mußt immer daran denken: nicht der liebe Gott richtet die Menschen, da hat nur der Teufel Freude daran! Na also, leb wohl..."

Sie wischte ein paar kümmerliche Tränen von ihren braunen, dürren Wangen und sagte noch:

„Wir werden uns wohl nicht mehr wiedersehen im Leben. Du reist da wer weiß wohin, so weit weg... ich werde wohl inzwischen sterben."

In der letzten Zeit hatte mich etwas der guten Alten entfremdet; ich hatte sie sogar nur wenig gesehen. Jetzt aber sagte mir ein schmerzliches Gefühl, daß mir wohl nie wieder auf Erden ein Mensch so innig, so herzlich nahestehen würde.

Ich stand hinten auf dem Dampfer und sah sie am Rande der Landungsstelle stehen: mit einer Hand bekreuzte sie sich, die andere wischte mit einem Zipfel des alten Schaltuches die dunklen Augen, in denen unzerstörbare Menschenliebe glänzte.

...So war ich also in der halbtatarischen Stadt angelangt und saß nun in der engen Wohnung des einstöckigen Hauses. Das Häuschen stand einsam auf einer Anhöhe, am Ende einer schmalen, ärmlichen Gasse. Auf einer Seite stieß es an einen öden Platz, eine alte Brandstätte, die dicht mit Unkraut überwuchert war. Zwischen Wermut, Kletten, Sauerampfer und

Holunderbüschen standen da noch die Ruinen eines Backsteingebäudes, unter denen geräumige Keller lagen, in denen obdachlose Hunde hausten und verendeten. Dieser Keller steht mir noch lebhaft vor Augen — er wurde eine von meinen Universitäten.

Die Familie Jewreïnow — bestehend aus Mutter und zwei Söhnen — lebte von einer ärmlichen Pension. Gleich an den ersten Tagen mußte ich sehen, wie die kleine, graue Witwe, in tragischer Kümmernis vom Markt heimkehrend, ihre Einkäufe auf dem Küchentisch ausbreitete und die schwierige Frage zu lösen trachtete, wie sie aus den winzigen Stückchen minderwertigen Fleisches für drei gesunde Burschen eine sättigende Mahlzeit herstellen sollte — wobei sie sich selbst überhaupt nicht mitrechnete.

Sie sprach nur wenig. In ihren grauen Augen lag die starre, hoffnungslose, demütige Ausdauer eines Arbeitsgauls, der alle seine Kräfte längst dahingegeben hat — solch braves Pferdchen zerrt seinen Wagen bergauf: es weiß ganz genau, daß es ihn nicht zwingt, aber es zieht doch immer weiter.

Drei Tage nach meiner Ankunft, als ich ihr am frühen Morgen in der Küche beim Gemüseputzen half — die Söhne schliefen noch — fragte sie mich ganz leise und behutsam:

„Was wollen Sie eigentlich hier?"

„Lernen will ich was! Die Universität besuchen."

Ihre Brauen krochen mit der gelben Stirnhaut in die Höhe. Sie schnitt sich mit dem Messer in den Finger, saugte das Blut auf und ließ sich auf einen Stuhl sinken. Sofort aber sprang sie wieder auf und rief:

„Oh, Teufel..."

Dann verband sie den verletzten Finger mit ihrem Schnupftuch und spendete mir ihr Lob:

„Sie können sehr gut Kartoffeln schälen."

„Das wäre ja noch schöner, wenn ich das nicht verstände!" Und ich erzählte ihr, wie ich damals auf dem Dampfer gearbeitet hätte. Darauf fragte sie mich:

„Meinen Sie, das genügt, um in die Universität aufgenommen zu werden?"

Ich hatte damals noch wenig Sinn für Humor. Deshalb nahm ich ihre Frage ernst und erzählte ihr der Reihe nach, was man alles tun müsse, um schließlich in die Pforten des Tempels der Wissenschaft eingehen zu dürfen.

Sie tat einen Seufzer:

„Ach, Nikolaj, Nikolaj . . ."

Gerade in diesem Augenblick trat Nikolaj verschlafen, struppig und lustig wie immer, in die Küche, um sich zu waschen.

„Weißt du, Mama, es wäre eigentlich fein, wenn du mal Pelmeni (Fleischklöße) machtest!"

„Na ja, schön", willigte die Mutter ein.

Ich wollte mit meinen Kochkünsten glänzen und äußerte Bedenken: das Fleisch sei für Pelmeni zu schlecht, auch habe sie viel zu wenig gebracht.

Da wurde Warwara Iwanowna aber böse und richtete an meine Adresse ein paar so derbe Worte, daß mir das Blut in die Ohren stieg und diese lang in die Höhe standen. Sie warf noch ein Bund Mohrrüben auf den Tisch und eilte aus der Küche. Nikolaj zwinkerte mir zu und erklärte ihr Benehmen mit den Worten:

„Schlechte Laune . . ."

Dann machte er es sich auf einer Bank bequem und belehrte mich: daß Frauen im allgemeinen nervöser sind als Männer, das läge in ihrer Natur, was auch von einem hochangesehenen Gelehrten — ich glaube, einem Schweizer — unwiderleglich bewiesen sei. John Stuart Mill, ein Engländer, sage auch irgendwo etwas über den Gegenstand.

Nikolaj machte es immer Freude, mich belehren zu können, und er benutzte jede passende Gelegenheit, um irgendeine ganz unentbehrliche Weisheit, ohne die man unmöglich leben könne, in meinen Hirnkasten zu pfropfen. Ich hörte ihn stets eifrigst an. Allmählich wurden dann Foucault, Larochefoucauld und Larochejacquelein in meinem Innern zu einer einzigen Person, und ich vermochte nicht mehr auseinanderzuhalten, wer wem den Kopf abgeschlagen hatte: Lavoisier dem General Dumouriez, oder umgekehrt? Der prächtige Junge wünschte aufrichtig, „einen Menschen aus mir zu machen", und er versprach mir das mit innerster Überzeugung — aber es fehlte ihm leider an der nötigen freien Zeit und allem übrigen, um sich ernsthaft mit mir beschäftigen zu können. Sein Egoismus und sein Leichtsinn ließen ihn nicht bemerken, welchen Aufwand von Kraft und Verschlagenheit es seine Mutter kostete, den Haushalt im Gange zu halten, und noch weniger merkte das sein Bruder, ein schwerfälliger, maulfauler Gymnasiast. Ich dagegen kannte längst ganz genau alle die verzwickten Kunstgriffe der häuslichen Chemie und Küchenwirtschaft; ich sah deutlich, wie erfinderisch diese Frau war, die jeden Tag von neuem den Magen ihrer Söhne betrügen und dazu noch einen fremden Bengel von unangenehmem Äußeren und schlechten Manieren mit durchfüttern mußte. Natürlich lag mir jedes Stück Brot, das mir zufiel, wie ein Stein auf der Seele, und ich machte mich bald daran, mir irgendeine Arbeit zu suchen.

Des Morgens verließ ich das Haus, um zum Mittagessen nicht daheim zu sein. Bei schlechtem Wetter saß ich auf der Ödstätte im Kellerloch. Beim Gestank toter Katzen und Hunde, beim Rauschen des Regens und dem Heulen des Windes kam ich da bald zu der Erkenntnis, daß die Universität eben nur eine ganz dumme Phantasie gewesen war und daß ich weit

klüger täte, wenn ich nach Persien ginge. Und im Geiste sah ich mich schon als eisgrauen Magier, der eine große Erfindung gemacht hat: wie man Korn von Apfelgröße ziehen kann und Kartoffeln von einem halben Zentner Gewicht. Überhaupt hatte ich schon eine Unmenge von Wohltaten im Sinn für diese Erdenwelt, auf der zu wandeln es nicht nur mir allein so verteufelt schwer fiel.

Ich hatte bereits gelernt, von seltsamen Abenteuern und großen Heldentaten zu träumen. Das war mir stets eine große Hilfe an besonders schweren Tagen meines Lebens — und weil es solcher Tage leider gar viele gab, so wurde ich in meinen Träumereien immer erfinderischer. Ich rechnete nicht mehr auf Hilfe von außen und hoffte auf keine glücklichen Zufälle mehr, vielmehr entwickelte sich in mir allmählich ein trotziger Wille, und je ungünstiger meine Lebensumstände wurden, desto stärker und auch klüger kam ich mir selbst vor. Ich war sehr früh zu der Erkenntnis gelangt, daß gerade der Widerstand gegen seine Umgebung den Menschen formt!

Um nicht hungern zu müssen, ging ich nach der Wolga hinaus, zu den Landungsstellen, wo man sich ohne Mühe seine fünfzehn bis zwanzig Kopeken täglich verdienen konnte. Unter Lastträgern, Barfüßlern und Spitzbuben aller Art fühlte ich mich da wie ein Stück Eisen zwischen glühenden Kohlen: jeder Tag brachte mir eine Fülle scharfer, glühheißer Eindrücke. Um mich herum wirbelten von allem entblößte, gierige Menschen, Menschen mit groben Instinkten. Mir gefiel ihre Erbitterung gegen das Leben, mir gefiel ihre spöttisch-feindselige Einstellung gegen alles und jedes in der Welt, ihre Unbekümmertheit in bezug auf sich selbst. Meine unmittelbaren Erlebnisse zogen mich alle zu diesen Leuten und lockten mich, in diesem ätzenden Milieu ganz unterzutauchen. Bret Hartes Schriften und die riesige Menge von Boulevard-

Romanen, die ich las, weckten in mir immer noch mehr Sympathien für diese Menschenklasse.

Der Berufsdieb Baschkin, ein früherer Zögling eines Lehrerseminars, ein jämmerlich verprügelter, an Schwindsucht leidender Mensch, belehrte mich mit beredten Worten:

„Warum bist du eigentlich immer so zimperlich — wie eine Jungfer? Hast du Angst, deine Unschuld zu verlieren? Für ein Mädel ist die Unschuld das einzige Kapital. Dir aber ist sie doch nur eine Fessel. Ochsen sind ehrlich — darum kriegen sie auch nur Heu zu fressen!"

Er war rothaarig, immer rasiert wie ein Schauspieler; behende, weiche Bewegungen seines kleinen Körpers gaben ihm etwas von einem jungen Kater. Er behandelte mich lehrhaft, gönnerisch, und ich sah wohl, daß er mir von ganzem Herzen Erfolg und Glück wünschte. Er war ein kluger Kopf und hatte viele gute Bücher gelesen. Am besten hatte ihm „Der Graf von Monte Christo" gefallen.

„In dem Buch liegt Sinn und Herz", sagte er.

Er liebte die Weiber und redete von ihnen mit einem genießenden Schmatzen, mit Begeisterung; es ging dann eine Art Krampf durch seinen gebrochenen Körper, und in diesem Krampf war etwas Krankhaftes. Er flößte mir Abscheu ein. Jedoch seinen Reden lauschte ich aufmerksam und empfand das Schöne in ihnen.

„Weiber, Weiber!" sang er halb, und seine gelbe Gesichtshaut erglühte rot, die dunklen Augen funkelten verzückt. „Für ein Weib wäre ich zu allem bereit. Was man für ein Weib tut, wie für den Teufel, ist nicht Sünde. Sieh zu, daß du immer verliebt bist im Leben — etwas Besseres hat die Welt nicht erfunden!"

Er war ein glänzender Erzähler, und für die Straßenhuren dichtete er mühelos immer rührsame Liedchen von unglück-

licher Liebe. Seine Lieder wurden im ganzen Wolgagebiet gesungen; unter anderm stammt auch das folgende, weit verbreitete Lied von ihm:

„Ich bin nicht schön, bin arm,
Trag' schlechtes Zeug.
Keiner nimmt mich armes Mädel
Drum jemals zur Frau . . ."

Besonders gut war zu mir immer der dunkle Ehrenmann Trusow, ein Mensch, der anständig aussah, sich stutzerhaft kleidete und zarte Musikerfinger hatte. Er hatte in der Admiralitäts-Vorstadt einen Kramladen, auf dessen Aushängeschild zu lesen war: „Uhrmachermeister", in Wahrheit aber beschäftigte er sich mit dem Vertrieb von gestohlenem Gut.

„Weißt du, Maxim, laß du lieber deine Finger von Diebereien", sprach er einst zu mir, strich dabei behäbig seinen grauen Bart und kniff die schlauen, dreisten Augen zu. „Ich sehe schon, dir ist ein anderer Weg vorgezeichnet. Du bist mehr ein geistlicher Mensch."

„Was heißt geistlich?"

„Ja, das ist so einer, der auf gar nichts neidisch ist, der nur immer alles wissen will!"

Das traf nun für mich gerade nicht zu. Denn ich war neidisch auf vieles und auf viele Menschen. So erregte zum Beispiel stets meinen Neid Baschkins Talent, immer in einem ganz besonderen, fast metrischen Stil zu reden und ganz überraschende Vergleiche und Redensarten zu bringen. Ich erinnere mich noch an den Anfang einer Liebesgeschichte von ihm:

„In dunkeläugiger Nacht saß ich einmal — wie ein Kauz in einem Baumloch — im Gasthof in der Jammerstadt Swijashsk. Es war Herbst, Oktober. Träge tröpfelte der Regen, es wehte der Wind, als ob ein mißhandelter Tatare ein Lied singe — ein Lied ohne Ende, so wie: oooh, uuuh . . .

Und da, mit einemmal, kam s i e — leicht, rosig, wie eine Wolke bei Sonnenaufgang, und in ihren Augen leuchtete trügerische Reinheit der Seele. ‚Lieber, du,' spricht sie mit ehrlich klingender Stimme, ‚ich habe nicht gefehlt wider dich.' Ich wußte ganz genau, daß sie log, und ich glaubte doch, sie spräche die Wahrheit. Mit dem Verstande wußte ich es ganz bestimmt — aber im Herzen glaubte ich es nicht — nein, nein!"

Beim Erzählen wiegte er sich rhythmisch hin und her, bedeckte dabei die Augen und berührte mit einer weichen Geste seine Brust, da wo das Herz war.

Er hatte eine klanglose, dumpfe Stimme, aber seine Worte waren hell — es war etwas vom Flöten der Nachtigall in ihnen.

Auch Trusow beneidete ich. Der Mensch konnte erstaunlich interessant von Sibirien, von Chiwa und Buchara, boshaft und spöttisch vom Leben der Bischöfe erzählen. Einmal sagte er geheimnisvoll über den Zaren Alexander III.:

„Dieser Zar war ein Meister in seinem Fach!"

Trusow kam mir immer so vor wie einer von den großen Bösewichtern, die am Schluß eines Romanes, ganz überraschend für den Leser, sich plötzlich als großmütige Helden entpuppen.

In schwülen Nächten fuhren diese Leute manchmal über die Kasanka hinüber, tranken und schmausten auf den Wiesen oder im Gebüsch und schwatzten davon, wie verwickelt doch das Leben sei, wie wirr die Beziehungen der Menschen untereinander — und besonders viel von den Weibern. Man sprach von ihnen mit Erbitterung, mit Weh, manchmal auch rührsam und fast immer mit einem Gefühl, als schaue man in eine düstere Finsternis voll unheimlicher Überraschungen. Ich habe zwei oder drei Nächte mit den

Leuten unter dem finsteren Himmel mit seinen matten Sternen verbracht, in der drückenden Schwüle einer dicht mit Weidengebüsch bewachsenen Senkung. In dem durch die Nähe der Wolga feuchten Dunkel krochen wie goldene Käfer nach allen Seiten die Lichter der Mastlaternen dahin, die finstere Masse des Bergufers war gesprenkelt von feurigen Klümpchen und Streifen: den erleuchteten Fenstern der Häuser des reichen Dorfes Uslon. Dumpf peitschen die Schaufeln der Dampferräder das Wasser; schwer arbeitend, wie Wölfe, heulen die Matrosen auf den langen Reihen der Lastkähne; irgendwo pocht ein Hammer auf Eisen; schwermütig klingt ein Lied durch die Nacht — als verhauche da ganz leise eines Menschen Seele —, und wie Asche legt sich Trauer auf das Herz.

Und noch trüber stimmt es, die flüchtigen Reden der Menschen zu hören, die über ihr Leben nachgrübeln, immer nur von sich selbst reden und auf andere kaum hinhören. Sie sitzen oder lagern unter den Büschen, rauchen Zigaretten, nehmen hin und wieder, ohne gierige Hast, einen Schluck Schnaps oder Bier und wandeln auf Pfaden der Erinnerung durch die Vergangenheit.

„Ja, aber was mir mal passiert ist . . ." spricht einer, den die nächtliche Finsternis an den Erdboden zu pressen scheint.

Die anderen hören seine Erzählung an und stimmen zu.

„Ja, sowas kommt vor . . . Alles kommt vor . . ."

„Da war einmal . . ., es kommt vor . . ., es ist vorgekommen . . ." höre ich immer wieder und habe den Eindruck, als habe diese Nacht allen diesen Menschen ihr letztes Stündlein gebracht, denn alles ist schon gewesen, und weiter wird nichts mehr sein . . .

Das entfernte mich zwar etwas von Baschkin und Trusow; aber trotzdem, sie gefielen mir, und es wäre nach allen meinen Erfahrungen nur natürlich gewesen, wenn ich mich ihnen eng

angeschlossen hätte. Auch meine gescheiterten Hoffnungen, mich hochzuarbeiten, etwas für meine Bildung tun zu können, trieben mich zu ihnen. In Stunden des Hungers, der Erbitterung, des Weltschmerzes fühlte ich mich durchaus fähig, ein Verbrechen zu begehen, und zwar nicht nur gegen das „geheiligte Institut des Privateigentums". Doch meine jugendliche Romantik bewahrte mich davor, von dem Wege abzukommen, den zu gehen mir bestimmt war. Außer den Schriften des humanen Bret Harte und Boulevard-Romanen hatte ich auch schon eine gewisse Zahl ernster Bücher gelesen, die in mir ein Streben nach etwas noch Unklarem geweckt hatten, das bedeutsamer war als alles, was ich um mich herum sah.

Gerade in dieser Zeit machte ich neue Bekanntschaften, gewann ich neue Eindrücke. Auf der Ödstätte neben Jewreïnows Wohnung trafen sich oft Gymnasiasten, um „Kurnik" zu spielen. Mir gefiel ganz besonders einer von ihnen — Gurij Pletniow. Er hatte einen bräunlichen Teint, blauschwarze Haare wie ein Japaner, sein Gesicht war voll schwarzer Pünktchen, als wäre es mit Schießpulver abgerieben worden. Nie verließ ihn sein Frohsinn; er war bei allen Spielen gewandt, witzig im Gespräch und gespickt mit den Keimen der verschiedensten Talente. Und wie fast alle talentierten Russen, lebte er von dem, was ihm die Natur verliehen hatte, ohne jedes Streben, seine Gaben auszubauen und zu entwickeln. Er hatte ein sehr feines Gehör und vorzügliches musikalisches Empfinden, liebte die Musik auch, spielte ganz virtuos Gusli*), Balalaika, Harmonika; aber er gab sich nie die Mühe, ein edleres und schwierigeres Instrument zu erlernen. Er war arm, kleidete sich schlecht, aber zu seinem draufgängerischen Wesen, der flinken Beweglichkeit seines

*) Eine Art Laute.

sehnigen Körpers, seinen breiten Gesten paßten vorzüglich das zerdrückte, zerrissene Hemd, die gestopften Hosen und die Löcher in seinen geflickten Stiefeln.

Er sah aus wie ein Mensch, der nach langwieriger, schwerer Krankheit eben zum erstenmal aufgestanden ist, oder wie ein Häftling, der gestern aus dem Kerker entlassen wurde — alles im Leben war für ihn neu und freudig, alles weckte lärmende Lustigkeit in ihm; er hüpfte auf Erden umher wie ein brennender Schwärmer beim Feuerwerk.

Als er erfahren hatte, mit welchen Schwierigkeiten und Gefahren ich zu kämpfen hatte, bot er mir an, zu ihm zu ziehen und mich zum Dorfschullehrer auszubilden. Auf diese Weise kam ich also jetzt in eine seltsame lustige Bude, die „Marusowka", der sich wahrscheinlich viele Generationen Kasaner Studenten noch erinnern. Es war das ein großes, halbzerfallenes Haus in der Rybnoriadskaja-Straße, mit dessen Eroberung durch hungrige Studenten, Straßendirnen und allerhand verkommene, düstere Existenzen sich die Eigentümer hatten abfinden müssen. Pletniow hauste im Gang unter der Bodentreppe, dort stand seine Lagerstatt; weiterhin, am Ende des Ganges, am Fenster, waren sein Tisch und sein Stuhl — das war alles. Auf diesen Gang mündeten die Türen von drei Zimmern. In zweien von ihnen wohnten Dirnen, im dritten ein schwindsüchtiger Mathematiker, ein langer, dünner, beinahe schrecklich anzusehender Mensch, mit hartem, rötlichem Haarwuchs auf dem ganzen Körper und nur mangelhaft mit schmutzigen Lumpen bekleidet. Durch die Löcher seiner Lumpen schimmerte unheimlich seine bläuliche Haut und seine Rippen, die an ein Totenskelett denken ließen.

Man hatte den Eindruck, als nähre er sich nur von seinen eigenen Nägeln, die er bis aufs Blut abkaute. Tag und Nacht zeichnete und rechnete er; dabei hustete er unaufhörlich mit

dumpf bellenden Lauten. Die Mädchen fürchteten sich vor ihm und hielten ihn für wahnsinnig; doch legten sie ihm aus Mitleid immer Brot, Tee und Zucker vor seine Tür. Er holte dann diese Gaben vom Fußboden in seine Stube, wobei er keuchte wie ein müdes Pferd. Wenn ihn die Mädels einmal vergessen hatten oder aus irgendeinem Grunde nicht imstande waren, ihre gewöhnlichen Spenden darzubringen, so öffnete er die Tür und kreischte heiser in den Gang hinaus:

„Brot!"

In seinen tief in den Höhlen liegenden Augen funkelte der Stolz eines Verrückten, der glückselig ist im Selbstgefühl seiner Größe. Hin und wieder besuchte ihn ein kleines buckliges Scheusal mit einem schiefen Fuß, mit einer sehr scharfen Brille auf einer geschwollenen Nase, mit schon ergrautem Haar und listigem Lächeln im gelben Eunuchengesicht. Die beiden schlossen sorgfältig die Tür und saßen stundenlang stumm, seltsam still beieinander. Nur einmal, mitten in der Nacht, weckte mich ein gellender Schrei des Mathematikers:

„Aber ich behaupte — das ist ein Kerker! Die Geometrie ist ein Käfig, jawohl! Eine Mausefalle, jawohl! Ein Kerker!"

Der Bucklige feixte kreischend, wiederholte mehrmals irgendein ganz seltsames Wort, und dann brüllte der Mathematiker plötzlich laut los:

„Zum Teufel! Raus!"

Als sein Besucher in den Gang hinausgekollert war — fauchend, kreischend, sich in seinen breiten Umhang einwickelnd — stand der Mathematiker, lang, fast schreckenerregend, krächzend auf seiner Schwelle und fuhr sich mit den Händen durch seine wirren Haare:

„Euklid ist ein ganz dummer Kerl! Ein dummer — Kerl... Ich will euch schon beweisen, daß Gott klüger ist als der olle Grieche."

Dann knallte er die Tür mit solcher Kraft zu, daß in seiner Stube etwas mit lautem Gepolter zu Boden stürzte.

Bald danach erfuhr ich, daß dieser Mensch, von der Mathematik ausgehend, das Dasein Gottes beweisen wollte. Er starb aber, bevor er damit zustande gekommen war.

Pletniow arbeitete in einer Druckerei als Nachtkorrektor für eine Zeitung und verdiente dabei allnächtlich seine elf Kopeken. Wenn ich einmal nichts hatte verdienen können, dann kamen wir beide mit vier Pfund Brot, mit Tee für zwei und Zucker für drei Kopeken einen Tag aus. Mir fehlte die Zeit zum Arbeiten, denn ich mußte doch lernen! Die Wissenschaften machten mir schwere Mühe. Ganz besonders mußte ich mich mit der Grammatik quälen, mit ihren abscheulich engen, verknöcherten Kategorien. Es wollte mir absolut nicht gelingen, unsere lebensvolle, schwere, launisch-biegsame russische Sprache in diese Kategorien zu zwängen. Sehr bald ergab sich aber, zu meiner großen Befriedigung, daß ich „zu früh" mit dem Lernen angefangen hatte — selbst wenn ich die Lehramtsprüfungen abgelegt hätte, hätte ich, meiner Jugend wegen, doch keine Anstellung bekommen.

Pletniow und ich schliefen auf derselben Bettstätte — ich nachts, er am Tage. Erschöpft von der schlaflos verbrachten Nacht, mit noch dunklerem Gesicht als sonst, mit entzündeten Augen kehrte er früh am Morgen heim. Ich lief dann eilends in die Schenke nach kochendem Wasser, denn einen Samowar besaßen wir natürlich nicht. Dann setzten wir uns ans Fenster, tranken Tee und aßen Brot dazu. Gurij erzählte mir die Neuigkeiten aus der Zeitung oder las mir die spaßhaften Gedichte des versoffenen Feuilletonisten „Roter Domino" vor. Er setzte mich stets durch die Art, wie er das Leben als Scherz hinnahm, in Erstaunen: mir kam es immer so vor, als verhielte er sich dem Leben gegenüber so, wie er die dick-

gesichtige Galkina behandelte, die mit alten Damenkleidern handelte und sich nebenbei mit Kuppelei abgab.

Bei diesem Weibsbild hatte er seinen Winkel unter der Treppe gemietet, aber bezahlen konnte er für seine „Wohnung" nicht, und so zahlte er nur mit lustigen Späßen, mit seinem Harmonikaspiel und seinen rührseligen Liedern. Er trug diese mit dünner Tenorstimme vor, und seine Augen glänzten spöttisch dazu. Die alte Galkina war in ihrer Jugend Choristin an der Oper gewesen; sie verstand etwas von Gesang, und nicht selten rollten aus den frechen Augen kleine Tränchen auf die wabbligen, grauen Backen der versoffenen und verfressenen Person hinab; sie knipste sie mit ihren feisten Fingern von der Wangenhaut weg und wischte dann die Finger sorgfältig an einem schmierigen Tuch ab.

„Ach, Gurotschka," seufzte sie, „Sie sind wirklich ein Künstler! Wenn Sie bloß ein klein bißchen hübscher wären, dann wollte ich Ihnen schon Ihre Karriere machen! Ach, wieviel junge Menschen ich schon bei Damen angebracht habe, denen das Herz schmerzt vor Einsamkeit..."

Einer von diesen Jünglingen wohnte auch dort, über uns: ein Student, der Sohn eines Arbeiters, eines Kürschners, ein mittelgroßer Bursche mit breiter Brust und widerwärtig schmalen Hüften; er sah aus wie ein Dreieck, dessen etwas abgestumpfte Spitze nach unten gerichtet war. Der Student hatte ganz kleine Füße wie eine Frau. Auch sein tief zwischen den Schultern sitzender Kopf war klein und mit einer Bürste roter Haare geziert. In dem weißen, blutleeren Gesicht glotzten grünliche, stark hervorstehende Augen.

Unter großen Mühen, ewig hungrig wie ein hausloser Hund, und gegen den Wunsch seines Vaters hatte er es irgendwie fertiggebracht, das Gymnasium durchzumachen und die Universität zu beziehen. Dann aber entdeckte er in sich

einen tiefen, weichen Baß, und jetzt wollte er Gesang studieren.

Dadurch fiel er der Galkina in die Hände, die ihn mit einer reichen Kaufmannswitwe zusammenbrachte, einer Vierzigerin, deren Sohn schon Student im dritten Jahr war und deren Tochter gerade die Schule hinter sich hatte. Die Frau war ein dürres Weib, flach und gerade wie ein Soldat, mit dem trockenen Gesicht einer asketischen Nonne und großen, grauen, in dunklen Höhlen sich bergenden Augen. Sie kleidete sich schwarz, trug eine altmodische seidene Haube, und in ihren Ohren baumelten Ohrringe mit giftgrünen Steinen.

Bisweilen — abends oder früh am Morgen — besuchte sie ihren Studenten, und ich konnte wiederholt beobachten, wie diese Frau ins Haustor fast sprang und mit energischem Schritt über den Hof ging. Ihr Gesicht konnte Angst einflößen, die Lippen waren so fest zusammengekniffen, daß sie kaum noch zu sehen waren, die Augen schauten weit geöffnet, verzückt, schwermütig geradeaus; doch wirkte es, als sei sie blind.

Man konnte sie nicht gerade häßlich nennen, aber es war etwas Gespanntes an ihr, das sie häßlich machte — es zog ihren Körper gewissermaßen in die Länge und preßte das Gesicht schmerzhaft zusammen.

„Sieh nur," sagte Pletniow, „wie eine Irrsinnige sieht sie aus."

Der Student haßte die Frau, er versteckte sich vor ihr; aber sie verfolgte ihn wie ein erbarmungsloser Gläubiger oder wie ein Spitzel.

„Ich bin ein ganz verdrehter Kerl", sagte er zerknirscht, wenn er angetrunken war. „Wozu muß ich eigentlich durchaus singen? Mit meiner Visage und meiner Figur läßt man mich ja doch nicht auf die Bühne. Sicher nicht!"

„Dann hör doch auf mit dem Blödsinn!" riet ihm Pletniow.

„Na ja. Aber sie tut mir leid! Wirklich, ich halte es nicht mehr aus — aber sie tut mir so leid! Wenn du ahntest, wie die ist, ach..."

Wir wußten es schon. Denn wir hatten einmal gehört, wie diese Frau ihn nachts auf der Treppe mit dumpfer, bebender Stimme angefleht hatte:

„Um Christi willen ... Liebling, ich bitte dich ... um Christi willen."

Ihr gehörte eine große Fabrik, sie besaß Häuser, Pferde, gab Tausende von Rubeln für die Hebammenschule — und flehte wie eine Bettlerin um ein Almosen von Zärtlichkeit...

Nach unserm Morgentee legte sich Pletniow schlafen; ich aber begab mich auf die Arbeitssuche und kam erst spät abends nach Hause zurück, wenn Gurij in seine Druckerei mußte. Wenn ich Brot, Wurst oder gekochtes Gekröse mitbrachte, teilten wir die Beute in zwei Teile, und er nahm seine Portion mit.

Alleingeblieben wanderte ich dann in den Korridoren und Gängen der „Marusowka" umher und machte meine Beobachtungen, wie die Menschen lebten, die mir noch fremd waren. Das Haus war mit Bewohnern geradezu vollgestopft und glich einem Ameisenhaufen. Es hing ein säuerlicher, beißender Geruch in ihm, und in allen Winkeln lauerten dichte, den Menschen feindliche Schatten. Vom frühen Morgen bis zur späten Nacht summte das Haus; unaufhörlich ratterten die Maschinen der Näherinnen, die Chormädels vom Operettentheater übten, der Student brummte mit seiner Baßstimme Tonleitern, ein versoffener, halbverrückter Schauspieler deklamierte mit lauter Stimme, die angetrunkenen Freudenmädchen vollführten ein hysterisches Geschrei... Und in mir stieg die ganz natürliche, aber noch unlösbare Frage auf:

„Wozu das alles?"

Unter all dem ausgehungerten jungen Volk hauste ein rothaariger, glatzköpfiger Mensch mit starken Backenknochen, dickem Bauch und dünnen Beinen, mit einem riesigen Maul und Pferdezähnen — seiner Zähne wegen hieß er allgemein „der rote Hengst". Schon länger als zwei Jahre prozessierte er mit irgendwelchen Verwandten, Kaufleuten in Simbirsk, und erklärte jedem Menschen:

„Lieber will ich nicht länger leben — wenn ich die Bande nicht in Grund und Boden ruiniere. Als Bettler sollen sie durch die Welt ziehen, drei Jahre sollen sie von Almosen leben — dann gebe ich ihnen alles zurück, was ich durch den Prozeß gewinne — alles gebe ich ihnen wieder und frage: ‚Nun, ihr Satansbraten? Seht ihr wohl!' "

„Und das ist das Ziel deines Lebens, Hengst?" fragte man ihn.

„Dafür setze ich mich ein, mit Leib und Seele; ich will nur dies eine; weiter kann ich nichts."

Er drückte sich ganze Tage im Bezirksgericht herum, im Kassationshof, bei seinem Rechtsbeistand. Oft brachte er abends in einer Droschke eine Menge Pakete, Bündel, Flaschen mit und arrangierte dann in seiner verschmutzten Stube mit der schon einfallenden Decke und dem schiefen Fußboden lärmende Zechereien, zu denen er die Studenten und die Näherinnen einlud — jeden, der Begehr danach trug, sich einmal sattzuessen und vollzutrinken. Der „rote Hengst" selbst trank nur Rum, und von diesem Getränk waren auf seiner Tischdecke, auf seinen Kleidern und sogar auf dem Fußboden dauernd unaustilgbare dunkelrote Flecken. Wenn er betrunken war, pflegte er zu heulen:

„Ach, ihr meine lieben Vögel! Lieb habe ich euch alle — ihr guten Leutchen! Und ich bin ein ganz gemeiner Schuft, ein Kro—rokodil! Ich will meine Verwandten vernichten, und

ich vernichte sie auch! Weiß Gott! Ich will lieber gar nicht leben, aber..."

Die Augen des „Hengstes" plinkerten kläglich, über sein blödes, starkknochiges Gesicht rollten besoffene Tränen, er wischte sie mit der ganzen Hand von den Backen und schmierte sie auf die Knie. Seine Hosen waren dauernd voller Fettflecke.

„Was ist denn euer Leben?" brüllte er. „Hunger und Kälte und Lumpen am Leibe! Gehört sich das etwa so? Was kann man bei solchem Hundeleben lernen? Ach, wenn der Kaiser wüßte, wie ihr leben müßt..."

Dann riß er einen Packen verschiedenfarbiger Banknoten aus der Tasche und bot sie aus:

„Wer braucht Geld? Hier, nehmt, ihr Leute..."

Die Chormädels und Näherinnen rissen ihm gierig das Geld aus der haarigen Hand. Dann lachte er laut und sagte:

„Nee, für euch ist das nicht. Für die Studenten ist es."

Aber die Studenten nahmen von ihm kein Geld an.

„Zum Teufel mit deinem Geld!" schrie wütend der Sohn des Kürschners.

Einmal brachte er, schwer betrunken, Pletniow eine Anzahl zu einem festen Kloß zusammengedrückter Zehnrubelscheine, schmiß sie auf den Tisch und rief:

„Da! Brauchst du was? Ich brauch's nicht..."

Dann warf er sich auf seine Bettstatt und heulte und schluchzte laut los, so daß man ihm Wasser einflößen und ihn kalt begießen mußte. Als er schließlich eingeschlafen war, versuchte Pletniow das Geld wieder glatt zu streichen, aber das erwies sich als unmöglich — die Scheine klebten so fest zusammen, daß man sie naß machen mußte, um sie auseinanderzunehmen.

In seiner verräucherten, schmutzigen Stube, deren Fenster

auf die kahle Mauer des Nebenhauses hinausgingen, war es immer eng und stickig, laut und unheimlich. Der „Hengst" brüllte stets am lautesten. Ich fragte ihn einmal:

„Warum hausen Sie eigentlich in dem Loch, warum wohnen Sie nicht lieber im Gasthof?"

„Ach, Lieber... Um der Seele willen! Meine Seele hat's warm hier bei euch..."

Der Sohn des Kürschners bestätigte:

„Das stimmt, Hengst! Mir geht's ebenso. Wo anders würde ich umkommen..."

Manchmal bittet der Hengst Pletniow:

„Spiel uns was! Sing ein bißchen!"

Gurij nimmt seine Gusli auf den Schoß und singt:

„Geh auf, geh auf, liebe Sonne..."

Im Zimmer wird es still, sinnend lauschen alle den schwermütigen Worten und dem leisen Klang der Saiten.

„Ach, das ist schön, hol's der Teufel", brummt der unglückliche Frauentröster.

Unter den seltsamen Insassen des alten Hauses spielte Gurij Pletniow — der die Weisheit besaß, so da heißt: Frohsinn — die Rolle des guten Geistes im Zaubermärchen. Seine Seele prangte im Schmuck der lichten Farben der Jugend, und sie bestrahlte das Leben mit dem Feuerwerk seiner prächtigen Späße, seiner schönen Lieder, seines scharfen Spottes über Sitten und Gewohnheiten der Menschen, seiner dreisten Reden über die grobe Verlogenheit des Lebens. Er war eben erst zwanzig Jahre alt und wirkte äußerlich noch wie ein Halbwüchsling; aber alle im Hause sahen in ihm einen Menschen, der im Augenblick der Not einen klugen Rat geben und immer irgendwie helfen könnte. Die besseren Elemente liebten ihn, die üblen fürchteten ihn; sogar der alte Wachmann Nikiforytsch begrüßte Gurij immer mit seinem Fuchslächeln.

Der Hof der „Marusowka“ bildete einen Durchgang, der ansteigend zwei Straßen, die Rybnoriadskaja und die Staro-Gorschetschnaja, verband. Auf letzterer, nahe dem Torweg unserer Behausung, stand in einer gemütlichen Ecke die „Bude“ des alten Nikiforytsch.

Nikiforytsch war der rangälteste Wachmann unseres Viertels, ein großer, trockner, mit Medaillen behängter Alter. Er hatte ein kluges Gesicht, ein freundliches Lächeln und listige Augen.

Unserer lärmenden Kolonie „gewesener“ und „künftiger“ Menschen schenkte Nikiforytsch immer ganz besondere Aufmerksamkeit. Ein paarmal täglich erschien seine tadellose Figur auf unserm Hof; gemächlich schaute er in die Fenster, mit demselben Blick, mit dem etwa ein Aufseher im zoologischen Garten in die Käfige der wilden Tiere hineinsieht. Im Winter waren einmal in einer der Wohnungen der einarmige Offizier Smirnow und der Soldat Muratow verhaftet worden, beide Ritter des Georgskreuzes und Teilnehmer an Skobelews Achal-Teke-Expedition. Die beiden — außerdem Sobnin, Owsiankin, Grigorjew, Krylow und noch jemand — wurden verhaftet, weil sie versucht hatten, eine geheime Druckerei einzurichten, zu welchem Behufe Muratow und Smirnow eines Sonntags, am hellichten Tage, in die Druckerei von Kliutschnikow (auf einer sehr belebten Straße) eindrangen, um das nötige Typenmaterial zu rauben. Dabei fielen sie herein. Ein andermal wurde nachts in der „Marusowka“ von den Gendarmen ein langer, finsterer Insasse festgenommen, den ich den „Wandelnden Kirchturm“ getauft hatte. Als Gurij am Morgen davon erfuhr, raufte er sich erregt seine schwarzen Haare und erklärte mir:

„Hör mal, Maximytsch, in siebenunddreißig Teufels Namen, mach dich flink auf die Beine, Verehrtester, so rasch wie möglich ...“

Er erläuterte mir, wohin ich laufen sollte, und fügte hinzu:

„Aber paß auf — sei ja vorsichtig! Es könnten Spitzel da sein ..."

Dieser geheimnisvolle Auftrag freute mich gewaltig. Ich sauste flink wie eine Schwalbe nach der Admiralitäts-Vorstadt. In der engen Werkstatt eines Kupferschmiedes fand ich einen kleinen krausköpfigen Menschen mit auffallend blauen Augen. Er verzinnte zwar gerade eine Kasserolle, sah aber eigentlich gar nicht aus wie ein Arbeiter. Und in der Ecke, am Schraubstock war mit dem Einschleifen eines Hahnes ein kleiner Alter beschäftigt, der einen Riemen um seine weißen Haare trug.

Ich fragte den Kupferschmied:

„Haben Sie vielleicht Arbeit für mich?"

Der Alte entgegnete böse:

„Arbeit haben wir schon, aber nicht für dich."

Der Jüngere hatte einen verstohlenen Blick auf mich geworfen und dann den Kopf wieder über seine Arbeit gebeugt. Ich stieß ihn behutsam mit dem Fuß ans Bein — da starrte er mich mit seinen blauen Augen bestürzt und zornig an, nahm die Kasserolle am Henkel und machte Miene, sie mir an den Kopf zu werfen. Als er aber sah, daß ich ihm zuzwinkerte, sagte er ruhig:

„Geh, geh ..."

Ich blinzelte ihm noch einmal zu, ging zur Tür hinaus und wartete auf der Straße. Der Krauskopf trat, sich rekelnd, auch aus dem Hause heraus, sah schweigend scharf auf mich und steckte sich eine Zigarette an.

„Sind Sie Tichon?"

„Nun ja!"

„Piotr ist verhaftet worden."

Er runzelte zornig die Stirn und schien mich mit den Augen abzutasten.

„Was für ein Piotr?"

„Der Lange, der aussieht wie ein Diakon."

„Na — und?"

„Weiter nichts."

„Was geht mich Piotr an und euer Diakon und so weiter?" fragte der Mann, und die Art seiner Frage befestigte in mir endgültig die Überzeugung, daß er kein Arbeiter war. Ich eilte nach Hause, stolz darauf, daß ich es verstanden hatte, meinen Auftrag auszuführen. Das war also meine erste Teilnahme an einer „konspirativen Handlung".

Gurij Pletniow hatte sehr viel mit solchen Dingen zu tun. Aber auf meine Bitten, mich doch auch in sie einzuweihen, erwiderte er:

„Für dich ist es noch zu früh, Bester! Lern du lieber einstweilen..."

Durch Jewreïnow lernte ich einen geheimnisvollen Menschen kennen. Die Anknüpfung dieser Bekanntschaft war durch die Beobachtung vieler Vorsichtsmaßregeln erschwert, die mich etwas sehr Ernstes erwarten ließen. Jewreïnow führte mich vor die Stadt auf das Arsker Feld und schärfte mir unterwegs ein, daß diese Bekanntschaft mich zu größter Vorsicht verpflichte; ich müsse sie unbedingt streng geheimhalten. Dann zeigte er mir in der Ferne eine kleine, graue Gestalt, die langsam über das einsame Feld dahinschritt, blickte sich um und sagte:

„Da ist er! Folgen Sie ihm, und wenn er stehen bleibt, treten Sie an ihn heran und sagen Sie: ‚Ich komme von auswärts...'"

Das Geheimnisvolle macht sonst immer Spaß, aber hier kam es mir etwas lächerlich vor.

Es war ein drückend heißer Tag; auf dem Felde schwankte wie ein graues Grashälmchen ein einsamer Mensch hin und

her — weiter war nichts. Am Eingang zum Kirchhof holte ich ihn ein — und fand in ihm einen jungen Menschen mit kleinem, trockenem Gesicht und strengem Blick runder Vogelaugen. Er trug einen grauen Gymnasiastenpaletot, aber die blanken Knöpfe waren abgerissen und durch schwarze, beinerne ersetzt. Auf der abgetragenen Mütze war die Spur des Wappens zu sehen. Er sah etwas vorzeitig gerupft aus — als habe er es sehr eilig, vor sich selbst als völlig gereifter Mensch dazustehen.

Wir saßen zwischen den Gräbern, im Schatten dichter Sträucher. Der Mensch redete trocken, sachlich, und er mißfiel mir ganz und gar. Er befragte mich in strengem Tone, was ich gelesen hätte, und forderte mich auf, mich an einem von ihm ins Leben gerufenen Zirkel zu beteiligen. Ich erklärte meine Bereitwilligkeit, und wir trennten uns. Er ging zuerst und schaute sich dabei vorsichtig auf dem einsamen Felde um.

In dem Zirkel, dem noch drei oder vier junge Leute angehörten, war ich der jüngste, und ich besaß keinerlei Vorkenntnisse für das Studium des Buches von Adam Smith mit den Anmerkungen von Tschernyschewskij. Wir trafen uns immer in der Wohnung eines Schülers des Lehrerseminars, Milowskij. Dieser schrieb später Erzählungen unter dem Pseudonym Jeleonskij; als er fünf Bände geschrieben hatte, nahm er sich das Leben. — Wie viele von den Menschen, die ich gekannt habe, sind schon freiwillig aus dem Leben geschieden!

Er war schweigsam, schüchtern in seinem Denken, vorsichtig in Worten. Er wohnte im Kellergeschoß eines schmutzigen Hauses und tat Tischlerarbeit, „um Gleichgewicht zwischen Leib und Seele herzustellen". Es war recht langweilig bei ihm. Die Lektüre des Buches von Smith begeisterte mich nicht sehr. Die grundlegenden Thesen seiner Theorie kamen

mir bald ziemlich bekannt vor; ich hatte sie mir schon selbst zu eigen gemacht, sie waren gewissermaßen auf meiner Haut geschrieben, und ich meinte, es lohnte nicht, noch ein dickes Buch mit schwierigen Worten über etwas zu schreiben, was doch jedem Menschen vollkommen klar ist, der seine Kräfte dem Wohlergehen und der Behaglichkeit eines „fremden Onkels" opfern muß. Es kostete mich große Überwindung, zwei, drei Stunden in dem von Leimgeruch erfüllten Loch zu hocken und zu beobachten, wie auf der schmierigen Wand die Asseln umherkrochen.

Einmal erschien unser Glaubenslehrer nicht pünktlich zur üblichen Zeit. Wir dachten schon, er würde überhaupt nicht mehr kommen, und gönnten uns ein kleines Gelage: wir kauften eine Flasche Wodka, Brot und Gurken. Plötzlich huschten oben am Fenster eilig die grauen Beine unseres Lehrers vorüber. Wir konnten mit knapper Not noch unsere Flasche unter dem Tisch verstecken — da stand er auch schon in unserer Mitte, und die Auslegung der weisen Auseinandersetzungen von Tschernyschewskij hob an. Wir saßen alle regungslos wie Götzenbilder und warteten mit größter Angst auf den Augenblick, da jemand mit dem Fuß an die Schnapsflasche stoßen würde. Schließlich warf sie unser Meister selbst um — er stieß sie um, schaute unter den Tisch und sagte kein Wort... Oh, es wäre besser gewesen, wenn er uns alle tüchtig ausgeschimpft hätte!

Sein Schweigen, sein finsteres Gesicht und die gekränkt zugekniffenen Augen machten mich sehr betreten. Ich blickte forschend in die vor Scham hochroten Gesichter meiner Kameraden und fühlte mich selbst als Verbrecher gegen unsern Glaubenslehrer. Er tat mir herzlich leid, obwohl der Schnaps nicht auf mein Betreiben gekauft war.

Diese gemeinsamen Lesestunden waren also recht lang-

weilig. Ich wäre lieber in die Tatarenstadt gelaufen, wo gutmütige, freundliche Menschen ihr besonderes, reinliches Leben führten. Sie radebrechen ein komisches Russisch; des Abends ruft sie die seltsame Stimme des Muezzin vom hohen Minarett in die Moschee... Mir kam es immer so vor, als sei bei den Tataren das ganze Leben anders eingerichtet, mir so fremd, ganz anders als das Leben, das ich kannte, das mich so wenig freute.

Es zog mich an die Wolga, zur Musik des Lebens der Arbeit. Auch heute noch berauscht diese Musik stets wohlig mein Herz. Ganz genau kann ich mich noch an den Tag entsinnen, an dem ich zum erstenmal so recht die heroische Poesie der Arbeit empfand.

Nahe Kasan war ein großes Frachtschiff mit Waren aus Persien auf eine Klippe gefahren und hatte schwere Beschädigungen am Boden erlitten. Ein Gewerke von Lastträgern, welche das Schiff entladen sollten, nahm mich mit. Es war im September, es wehte starker Wind vom Lande her, auf dem grauen Strom hüpften zornig die Wellen, der Wind zerstäubte wie rasend ihre Kämme und ließ kalten Regen auf den Fluß niedergehen. Die Arbeiter, etwa fünfzig Mann, hatten sich in düsterer Stimmung auf dem Deck eines leeren Frachtkahns gelagert, in Matten und Segeltuchdecken eingewickelt. Ein kleiner Schleppdampfer zog keuchend den Kahn und spie rote Funkengarben in den Regen hinaus.

Es war gegen Abend. Der bleierne feuchte Himmel senkte sich dunkelnd auf den Strom. Die Arbeiter murrten und schimpften, fluchten auf den Regen, auf den Wind, auf das ganze Leben, krochen träge auf Deck umher und suchten Schutz gegen Kälte und Nässe.

Gegen Mitternacht kamen wir zu der Unglücksstelle. Das leere Schiff wurde fest an das gestrandete angetaut. Unser Vor-

arbeiter, ein giftiger alter Kerl, ein schlauer Hund mit pockennarbigem Gesicht und ein großes Schandmaul, mit Augen und Nase wie ein Geier, riß seine triefend nasse Mütze vom kahlen Schädel und schrie mit hoher weibischer Stimme:

„Beten, Kerls!"

In der Dunkelheit drängten sich auf dem Deck des Kahnes die Leute zu einem schwarzen Haufen zusammen und brummten wie die Bären. Der Vorarbeiter war zuerst mit Beten fertig und kreischte dann:

„Laternen her! So, Kerls, jetzt zeigt mal, was Arbeit heißt! Wie sich's gehört, Jungs! In Gott's Namen — los!"

Und die schwerfälligen, trägen, nassen Menschen zeigten nun, was Arbeit heißt. Als ginge es in die Schlacht, so stürzten sie sich auf das Deck und in die Laderäume des halbuntergegangenen Schiffes — mit lautem Geschrei, Gebrüll und vielen Spaßworten. Als wären es Daunenkissen, mit solcher Leichtigkeit flogen neben mir Säcke voll Reis, Ballen mit Rosinen, Häuten, Schaffellen durch die Luft; stämmige Gestalten rannten vorbei, trieben einander mit lautem Geheul und Gekreisch, mit saftigen Schimpfworten an. Man hätte nicht glauben sollen, daß dieselben schwerfälligen, finsteren Leute, die eben noch so mißmutig über das Leben, über Nässe und Kälte gejammert hatten, jetzt so fröhlich, leicht und flott arbeiteten. Der Regen war heftiger und kälter geworden; der Wind hatte zugenommen, er zerrte an den Hemden, wehte sie den Leuten über die Köpfe und entblößte ihnen die Bäuche. In der nassen Finsternis, beim schwachen Schein von sechs Laternen rasten die schwarzen Gestalten durcheinander; dumpf stampften ihre Füße auf den Deckbalken der beiden Schiffe. Sie arbeiteten derartig, als wären sie alle ausgehungert nach Arbeit, als hätten sie sich schon lange nach dem Genuß gesehnt, anderthalb Zentner schwere Säcke von Arm zu Arm zu

schleudern und mit schweren Ballen auf dem Buckel dahinzustürmen. Sie arbeiteten wie spielend, mit der fröhlichen Hingebung von Kindern, mit jener trunkenen Freude an der Tätigkeit, die nur durch die Umarmung einer Frau an Süßigkeit übertroffen wird.

Ein großer bärtiger Kerl im langen Unterzieher — es mochte wohl der Eigentümer der Schiffsladung sein oder dessen Bevollmächtigter — schrie plötzlich aufgeregt:

„Leute — einen Eimer spendier' ich! Ihr Halunken — nu, zweie sollen es sein! Aber feste arbeiten!"

Von allen Seiten gleichzeitig brüllten gewaltige Stimmen aus der Finsternis:

„D r e i Eimer!"

„Es gilt, also drei! Aber dann auch stramm arbeiten!"

Und der Sturmwind der Arbeit raste noch toller.

Auch ich griff zu, schleppte Säcke, warf sie hin, rannte wieder zurück und nahm andere; und es kam mir so vor, als wirbelte ich selbst und alles um mich herum in einem wüsten Tanz, als könnten diese Leute monate-, jahrelang so furchtbar und so fröhlich arbeiten, ohne müde zu werden, ohne ihre Kräfte zu schonen, als brächten sie es auch fertig, die Kirchtürme und Minaretts der Stadt zu packen und fortzuschleppen, wohin sie wollten.

Diese Nacht verlebte ich in einem Freudenrausch, wie ich ihn noch nie genossen hatte, und in meiner Seele glühte das Begehren, mein ganzes Leben in solchem halbirren Verzücken des Schaffens zu verbringen. An den Schiffswänden tanzten die Wellen, der Regen peitschte auf Deck, der Wind sauste über den Strom, in dem grauen Dunst der Morgendämmerung rannten hastig, unermüdlich halbnackte, durchnäßte Menschen umher, schrieen, lachten, waren stolz auf ihre Kraft und ihre Arbeit. Und dann zerfetzte der Wind plötzlich die Masse schwerer

Wolken, und auf einem hellen blauen Fleck am Himmel blitzte rosig ein Sonnenstrahl auf — mit einträchtigem Johlen begrüßten ihn diese fröhlichen Tiere und schüttelten die nassen Mähnen über ihren lieben Gesichtern. Ich hätte am liebsten diese zweibeinigen Tiere umarmt und abgeküßt, die so klug und flink bei der Arbeit waren, die sich ihr so selbstvergessen hingaben.

Man sollte meinen, daß solcher Anspannung freudig tobender Kraft nichts widerstehen könne, daß sie Wunder wirken müsse auf Erden und die ganze Welt in einer Nacht mit prächtigen Palästen und Städten bedecken könne, wie es in alten Märchen heißt. Der Sonnenstrahl blickte ein paar Minuten lang auf die Arbeit der Menschen hinab, dann aber unterlag er wieder der schweren Wolkenmasse und verschwand in ihr wie ein kleines Kind im Meere, und der Regen wurde zum Wolkenbruch.

„Aus ist's!" schrie jemand. Aber man antwortete ihm grimmig:

„Ich werde dir gleich was — von wegen aus!"

Und die halbnackten Leute arbeiteten bis zwei Uhr nachmittags, bis alle Waren ausgeladen waren, ohne Ruhepause, im strömenden Regen und schneidenden Wind und ließen mich andächtig begreifen, wie reich an machtvollen Kräften die Menschenwelt ist.

Dann stiegen alle auf den Dampfer über und sanken dort in tiefen Schlaf, wie trunken. Wieder in Kasan angelangt, strömten sie an das sandige Ufer hinaus, wie eine Flut von grauem Schlamm, und zogen in die Schenke, um ihre drei Eimer Wodka zu trinken.

Dort trat Baschkin an mich heran, besah mich und fragte:

„Was haben sie denn mit d i r gemacht?"

Ich berichtete ihm ganz verzückt von unserer Arbeit. Er hörte mich an, tat einen Seufzer und sagte dann verächtlich:

„Du bist ein Narr! Nein, noch schlimmer — ein Idiot bist du!“

Er pfiff vor sich hin, schlängelte seinen Körper wie ein Fisch und glitt fort, zwischen den engstehenden Tischen hindurch, an denen die Lastarbeiter lärmend zechten. In einer Ecke sang einer im Tenor ein unanständiges Lied:

„— Ach, das war in dunkler Nacht —
Und im Gärtchen ging spazieren die Madam — ei!“

Ein Dutzend Stimmen fiel tosend ein, und flache Hände klappten dazu auf die Tische:

„— Unser Wächter, der bewacht das Städtchen,
Und da sieht er liegen die Madam ...“

Brüllendes Gelächter und wildes Pfeifen ertönt; es schallen Worte durch den Raum, die an ungeniertem Zynismus wohl kaum ihresgleichen auf der Welt finden dürften.

* * *

Durch irgend jemand war ich mit Andrej Derenkow bekannt geworden, dem Besitzer eines kleines Eßwarenladens, der versteckt am Ende einer ärmlichen, engen Gasse lag, gerade neben einer zum Abladen von Müll benutzten Schlucht.

Derenkow war ein kleiner Mensch mit einer verdorrten Hand, einem guten, von blondem Bart umrahmten Gesicht und klugen Augen. Er besaß die beste Bibliothek verbotener und seltener Bücher in Kasan, die von den Studenten der zahlreichen Lehranstalten und allerhand revolutionär gesinnten Leuten viel benutzt wurde.

Derenkows Laden befand sich im niedrigen Seitengebäude des Hauses eines Geldwechslers aus der Sekte der Skopzen *). Vom Laden führte eine Tür in ein großes Zimmer, das durch

*) Russische Kastratensekte.

ein Hoffenster nur schwaches Licht erhielt; an dieses Zimmer, als seine Fortsetzung, schloß sich eine enge Küche; hinter der Küche, in einem dunklen Flur zwischen dem Anbau und dem eigentlichen Hause, lag versteckt in einer Ecke die Kammer, in der die gefährliche Bibliothek untergebracht war. Ein Teil der Bücher bestand aus handschriftlichen dicken Heften — so zum Beispiel Lawrows „Historische Briefe", Tschernyschewskijs „Was sollen wir tun?", einige Aufsätze von Pisarew, „König Hunger", „Die schlaue Mechanik". Diese handschriftlichen Bücher waren sämtlich stark zerlesen und recht schadhaft.

Als ich zum erstenmal den Laden betrat, wies mich Derenkow, der gerade mit Kunden zu tun hatte, durch eine Kopfbewegung in das Nebenzimmer. Ich ging also dort hinein und sah in einer Ecke, im Dunkel, einen kleinen Alten kniend sehr andächtig beten. Er hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Bilde des heiligen Serafim in Sarowskaja. Mich faßte ein unbehagliches, etwas widerspruchsvolles Gefühl, als ich den Alten ansah.

Man hatte mir Derenkow als zur Partei der „Narodniki" gehörig bezeichnet. Unter einem „Narodnik" verstand ich einen Revolutionär: ein Revolutionär darf doch aber nicht an Gott glauben! Mithin schien mir der fromme Alte nicht in dieses Haus zu passen.

Als er sein Gebet beendet hatte, glättete er sorgfältig sein weißes Haupt- und Barthaar, schaute mich prüfend an und sagte:

„Ich bin Andrejs Vater. Und wer sind Sie? — Ach so! Und ich dachte, Sie sind ein verkleideter Student."

„Wozu sollte sich ein Student denn verkleiden?" fragte ich.

„Na ja, natürlich", entgegnete der Alte leise. „Wie man sich auch verkleidet, Gott merkt es ja doch."

Er entfernte sich in die Küche. Ich setzte mich ans Fenster und versank in Nachsinnen. Plötzlich hörte ich einen Ausruf:

„S o sieht er also aus!"

Am Pfosten der Küchentür stand ein weißgekleidetes junges Mädchen. Ihre hellen Haare waren kurz geschoren; in dem bleichen, rundlichen Gesicht glänzten lächelnd blaue Augen. Sie sah beinahe aus wie die Engel auf billigen Öldrucken.

„Warum erschrecken Sie denn so? Sehe i c h so fürchterlich aus?" fragte sie mit zarter Stimme. Sie bewegte sich behutsam, langsam auf mich zu und hielt sich dabei an der Wand, als ginge sie nicht auf festem Boden, sondern auf einem in der Luft ausgespannten losen Seil. Ihr unsicherer Gang machte sie noch mehr einem Wesen aus einer anderen Welt ähnlich. Sie bebte am ganzen Körper, als drängen ihr Nadeln in die Füße, als versenge die Wand ihre kindlich rundlichen Hände. Und ihre Finger waren seltsam starr.

Ich stand schweigend vor ihr und empfand eine absonderliche Verlegenheit und heftiges Mitleid. Alles war so ungewöhnlich in dieser finsteren Stube!

Das junge Mädchen ließ sich so behutsam auf einen Stuhl nieder, als fürchte es, der Stuhl könne unter ihr davonfliegen. Ganz schlicht, wie niemand das tut, berichtete sie mir, sie könne erst seit fünf Tagen wieder gehen — sie habe fast drei Monate an Händen und Füßen gelähmt im Bett gelegen.

„Das war eine Art Nervenkrankheit", erzählte sie lächelnd.

Ich entsinne mich noch, daß ich mir innerlich wünschte, ihr Zustand möchte doch lieber eine andere Erklärung finden. Nervenkrankheit — das klang viel zu gewöhnlich für dieses seltsame Mädchen in diesem seltsamen Zimmer, wo sich alle Gegenstände scheu an die Wände schmiegten, wo im Winkel vor den Heiligenbildern das Flämmchen der ewigen Lampe besonders hell brannte und der Schatten ihrer kupfernen

Ketten so ursachlos über die weiße Decke des großen Eßtisches kroch.

„Man hat mir schon so viel von Ihnen erzählt — da wollte ich gern sehen, was Sie eigentlich für ein Mensch sind", hörte ich ihre kindlich-zarte Stimme.

Das junge Mädchen betrachtete mich mit einem mir beinahe unerträglichen Blick; in den blauen Augen sah ich etwas scharf Prüfendes. Mit einem solchen Mädchen vermochte ich nicht, verstand ich nicht zu reden. Ich blieb also stumm und besah die Porträts von Herzen, Darwin, Garibaldi.

Aus dem Laden stürmte jetzt ein junger Bursche im gleichen Alter wie ich, sehr hellblond, mit dreisten Augen. Er verschwand in der Küche und schrie mit brüchiger Stimme:

„Warum bist du rausgekommen, Marja?"

„Das ist mein jüngerer Bruder Alexej", sagte das Mädchen. „Und ich — ich besuche die Hebammenschule, ja — und da — da bin ich eben krank geworden. Warum sagen Sie denn gar nichts? Sind Sie schüchtern?"

Dann kam Andrej Derenkow mit seiner verdorrten Hand vorn im Rock. Er streichelte seiner Schwester schweigend ihr weiches Haar, zauste es und fragte dann, was für Arbeit ich suche?

Danach erschien ein rotlockiges, schlankes Mädchen mit grünlichen Augen, blickte mich lange an, nahm die Blonde unter den Arm und führte sie fort mit den Worten:

„Nun ist's aber genug, Marja!"

Der Name paßte nicht zu dem Mädchen — er war zu gewöhnlich für sie.

Ich entfernte mich auch, eigenartig erregt. Am übernächsten Tage saß ich am Abend wieder in dieser Stube und mühte mich zu verstehen, wie und wovon ihre Bewohner lebten? Sie lebten höchst seltsam.

Der liebe, gütige alte Stepan Iwanowitsch, ganz weiß und, man konnte beinahe sagen, durchsichtig, saß in einer Ecke und beobachtete von da aus, seine dunklen Lippen bewegend und leise lächelnd, als bäte er:

„Bitte, rührt mich bloß nicht an!"

Er war voller Angst, wie ein Hase, in ihm war ein furchtsames Vorahnen eines Unglückes — das sah ich ganz klar.

Andrej mit der verdorrten Hand in grauer Joppe, die vorn mit einer borkendicken Schicht von Fett und Mehl beschmiert war, schob sich immer nur seitwärts durchs Zimmer und lächelte wie schuldbewußt, wie ein Kind, dem man soeben eine Ungezogenheit verziehen hat. Im Geschäft half ihm Alexej, ein träger, grober Bengel. Der dritte Bruder, Iwan, besuchte das Lehrerseminar, wohnte im Internat und kam nur an Feiertagen nach Hause. Er war ein kleiner, sauber gekleideter, ordentlich gekämmter Mensch, der aussah wie ein alter Beamter. Die kranke Marja hauste irgendwo auf dem Boden und kam nur selten nach unten. Und wenn sie kam, fühlte ich mich befangen, als schlängen sich irgendwelche unsichtbare Fesseln um mich.

Die Wirtschaft führte den Derenkows eine Hausgenossin des Wirtes, des Skopzen, eine große, magere Frau mit dem Gesicht einer Holzpuppe und den strengen Augen einer bösen Nonne. Auch ihre Tochter lief mit herum, die rote Nastja: wenn sie mit ihren grünen Augen Männer ansah, dann bebten die Flügel ihrer scharfen Nase.

Die tatsächlichen Herren bei Derenkows waren aber die Studenten — der Universität, der Geistlichen Akademie, der Tierarzneischule —, eine lärmende Korona, die sich immer für das russische Volk absorgte, in dauernder Angst um die Zukunft des Landes. Beständig in Aufregung gehalten durch Zeitungsartikel, durch das, was sie sich aus Büchern zusammen-

gelesen, durch die Vorfälle in der Stadt und auf der Universität trafen sie des Abends aus allen Straßen Kasans in Derenkows Kramladen zusammen, zu hitzigen Debatten und leisem Flüstern in stillen Winkeln. Sie brachten dicke Bücher mit, wiesen mit den Fingern auf einzelne Seiten, schrien einander an und vertraten die verschiedensten Wahrheiten, jeder nach seinem Gutdünken.

Selbstverständlich verstand ich diese Wortgefechte nur mangelhaft; alle Wahrheiten gingen für mich im Wortschwall verloren, so wie auf der dünnen Suppe armer Leute die Fettaugen. Manche von den Studenten erinnerten mich unwillkürlich an die alten Psalmenleser der Sektierer im Wolgaland; aber ich begriff doch, daß ich da Menschen vor mir hatte, die sich rüsteten, das Leben zu bessern und zu ändern; und obwohl ihre Aufrichtigkeit im reißenden Strom ihrer Worte immer wieder fast ersoff, ging sie doch nie ganz unter in ihm. Die Aufgaben, welche sie lösen wollten, waren mir ganz klar, und ich fühlte mich auch an ihrer glücklichen Lösung persönlich interessiert. Oft kam es mir so vor, als fänden in den Worten der Studenten meine stummen Gedanken ihren Widerhall, und ich war fast begeistert von diesen Leuten — wie ein Gefangener, dem man seine Freiheit verspricht.

Ich aber war in ihren Augen dasselbe, was für den Tischler ein Stück Holz ist, aus dem man irgendeinen nicht ganz alltäglichen Gegenstand herstellen kann.

„Ein Autodidakt!" sagten sie zueinander von mir, mit demselben Stolz, mit dem Gassenjungen sich einen kupfernen Fünfer zeigen, den sie auf der Straße gefunden haben. Ich konnte es nicht leiden, wenn sie mich „Autodidakt" und „Sohn des Volkes" nannten: ich fühlte mich stiefmütterlich behandelt vom Leben und litt zu Zeiten schwer unter dem Druck der Macht, welche die Entwicklung meines Geistes

leitete. Einmal sah ich im Schaufenster einer Buchhandlung ein Buch, auf dessen Titelblatt die mir noch unbekannten Worte standen „Aphorismen und Maximen"; ich glühte sofort vor Begierde, es zu lesen, und bat einen Studenten der Geistlichen Akademie, mir dieses Buch zu leihen.

„So siehst du aus!" sagte ironisch der künftige Bischof, ein Kerl mit einem Kopf wie ein Neger, kraushaarig, mit wulstigen Lippen und starken Zähnen. „Das ist ja Quatsch, mein Bester. Lies du, was man dir zu lesen gibt, aber kümmere dich nicht um Dinge, die dich nichts angehen!"

Der grobe Ton meines Lehrers kränkte mich tief. Selbstverständlich kaufte ich mir das Buch, nachdem ich mir einen Teil des Geldes auf den Landungsstellen erarbeitet, den Rest bei Andrej Derenkow geliehen hatte. Das war das erste ernste Buch, das ich mir gekauft habe. Ich besitze es heute noch.

Überhaupt wurde ich ziemlich barsch behandelt. Ich hatte die „Fibel der Sozialwissenschaften" gelesen und den Eindruck gewonnen, als habe der Verfasser die Bedeutung der Hirtenvölker für den Aufbau der menschlichen Kultur übertrieben, während die unternehmenden Nomaden, die Jäger, zu schlecht weggekommen seien. Ich teilte meine Zweifel einem Philologen mit. Dieser bemühte sich, seinem weibischen Gesicht einen imponierenden Ausdruck zu geben, und erzählte mir dann eine geschlagene Stunde lang vom „Recht der Kritik".

„Um das Recht zur Kritik zu haben, muß man erst an irgendeine Wahrheit glauben! Und an was glauben Sie?" fragte er mich.

Dieser Mensch las sogar auf der Straße — er wandelte auf dem Bürgersteig dahin, das Gesicht hinter einem Buche, und stieß die Leute an. Als er in seiner Dachstube am Typhus krank lag, schrie er noch:

„Die Moral muß in sich harmonisch die Elemente von Freiheit und Zwang vereinen — harmonisch, har-har-harm . . ."

Er war ein zarter Mensch, immer halbkrank infolge chronischer Unterernährung, völlig erschöpft von seinem hartnäckigen Suchen nach einer festen Wahrheit. Er kannte keine Freuden außer der Lektüre, und wenn er die Widersprüche zweier starker Geister ausgeglichen zu haben glaubte, dann lächelten seine sympathischen dunklen Augen kindlich glücklich. Zehn Jahre nach meiner Kasaner Zeit traf ich ihn in Charkow wieder: gerade hatte er in Kem fünf Jahre Verschickung überstanden und besuchte jetzt wieder die Universität. Er machte auf mich den Eindruck, als lebte er in einem Ameisenhaufen von sich widersprechenden Gedanken. Er siechte an Tuberkulose dahin und mühte sich ab, Nietzsche mit Marx zu vereinen; er spuckte Blut und griff keuchend mit seinen kalten klebrigen Fingern nach meinen Händen:

„Ganz ohne Synthese kann kein Mensch leben!"

Er starb eines Tages auf dem Wege zur Universität in einem Straßenbahnwagen.

Und nicht wenig solcher Märtyrer der Vernunft habe ich gekannt. Ihr Andenken ist mir geheiligt!

So an die zwanzig Menschen der Art pflegten sich in Derenkows Wohnung ein Stelldichein zu geben. Sogar ein Japaner war unter ihnen, Panteleimon Sata, Student der Geistlichen Akademie. Manchmal erschien auch ein hochgewachsener Mensch mit breitem Brustkasten, mit dichtem, großem Bart und tatarisch geschorenem Kopf. Er sah aus, als wäre er in seinen bis ans Kinn zugehakten Kosakenrock fest eingenäht. Gewöhnlich saß er irgendwo im Winkel, rauchte eine kurze Pfeife und betrachtete alle mit seinen grauen, ruhig forschenden Augen. Sein Blick ruhte häufig forschend auf meinem Gesicht. Ich fühlte, daß dieser ernste Mensch mich in Gedanken

wägte, und — ich weiß nicht warum — ich fürchtete mich vor ihm. Ich wunderte mich über sein schweigsames Wesen. Alle ringsum sprachen laut, viel, bestimmt; und je heftiger die Worte klangen, desto mehr gefielen sie mir natürlich. Es dauerte sehr lange, bis ich merkte, wie häufig sich gerade hinter heftigen Worten klägliche, heuchlerische Gedanken verbergen. Worüber schwieg wohl dieser bärtige Recke?

Alle nannten ihn nur den „Chochol" *), und außer Andrej schien niemand seinen wahren Namen zu wissen. Bald erfuhr ich, daß dieser Mann kürzlich aus der Verschickung zurückgekehrt war, aus dem Jakutischen Gebiet, wo er zehn Jahre zugebracht hatte. Das ließ mein Interesse für ihn noch wachsen, gab mir aber doch noch nicht die Kühnheit, seine Bekanntschaft zu suchen, obwohl ich weder schüchtern noch zimperlich war; im Gegenteil, ich litt eigentlich an einer unruhigen Neugier, an einem Durst, alles zu wissen, und zwar so rasch wie möglich. Diese Eigenschaft hat mich mein ganzes Leben lang gehindert, mich wirklich ernsthaft mit einer bestimmten Sache zu beschäftigen.

Wenn die anderen vom „Volke" sprachen, dann fühlte ich mit innerlichem Staunen und Mißtrauen, daß ich über dieses Thema nicht so denken konnte wie sie. Für sie war „das Volk" die Verkörperung aller Weisheit, aller geistigen Schönheit und Gutherzigkeit; es war ein fast gottähnliches, nur einmal existierendes Wesen, das Gefäß der Elemente alles Schönen, Gerechten, Erhabenen. Ein s o l c h e s Volk habe ich nie gekannt! Ich habe wohl Zimmerleute, Lastträger, Maurer gesehen, habe einen Jakow, einen Osip, einen Grigorij gekannt — aber diese hier redeten doch ausdrücklich von einem nur einmal existierenden Volk, und stellten sich selbst gewissermaßen auf eine tiefere Stufe, in Abhängigkeit vom Willen

*) Chochól — Spitzname der Kleinrussen, Ukrainer.

dieses Volkes! Mir kam es vielmehr so vor, als verkörperten gerade diese Leute hier in sich Schönheit und Kraft des Gedankens, als konzentriere sich in ihnen, als glühe in ihnen der gute, menschheitliebende Wille zum Leben, das Streben nach der Möglichkeit, es in Freiheit nach neuen Normen der Menschenliebe aufzubauen.

Nein, gerade Menschenliebe hatte ich bei den Menschen, unter denen ich bisher gelebt hatte, noch nicht beobachtet. Hier aber tönte sie in jedem Wort, hier glühte sie in jedem Blick!

Wie ein erfrischender Regen fielen die Reden dieser Freunde des Volkes in mein Herz, und die naive Literatur über das düstere Leben im Dorfe, über diese Märtyrer, unsere Bauern, half mir viel. Mein Gefühl sagte mir, nur wenn man stark, sehr leidenschaftlich den Menschen liebt, sei es möglich, aus dieser Liebe die notwendige Kraft zu schöpfen, um den Sinn des Lebens zu finden und zu verstehen. Ich gab es auf, über mich selbst nachzudenken, und begann mich aufmerksamer mit anderen Menschen zu beschäftigen.

Andrej Derenkow vertraute mir an, daß er die bescheidenen Einkünfte seines Geschäftes restlos zur Unterstützung der Leute verwende, die da glaubten, „das Glück des Volkes gehe allem voran". Er lief zwischen ihnen herum, genau so wie ein aufrichtig gläubiger Mesner bei einem hochfeierlichen Gottesdienst, und verhehlte nicht sein Entzücken über die kühne Weisheit all dieser Buchgelehrten; er lächelte glückselig, schob seine dürre Hand in den Rock, zupfte mit der anderen Hand seinen weichen Bart nach allen Seiten und fragte mich:

„Ist das nicht schön? Ich will doch meinen."

Wenn der Tierarzt Lawrow — ein Mensch mit einer komischen Stimme, fast wie das Schnattern einer Gans — ketzerisch opponierte, dann schloß Derenkow ängstlich die Augen und flüsterte:

„So ein Stänker!"

Sein Standpunkt den „Narodniki" gegenüber war etwa derselbe wie der meine. Aber das Verhalten der Studenten gegen Derenkow fand ich recht wenig schön; es war das nachlässige Benehmen vornehmer Herren gegen einen Knecht oder Kellner. Er selbst bemerkte es nicht. Oft, wenn er seine Gäste hinausgeleitet hatte, behielt er mich über Nacht da. Wir säuberten dann erst die Stube, und wenn wir später auf Filzdecken auf dem Erdboden lagen, plauderten wir noch lange, vertraulich flüsternd, in der von der ewigen Lampe nur spärlich erleuchteten Finsternis.

„Wenn erst ein paar Hundert oder ein paar Tausend von solchen guten Menschen beieinander sind, dann werden sie alle leitenden Stellen in Rußland einnehmen und mit einemmal das ganze Leben ändern!"

Er war vielleicht zehn Jahre älter als ich, und ich sah, daß die rote Nastja ihm sehr gefiel. Er vermied es, ihr in die kecken Augen zu blicken, und sprach in Gegenwart Fremder nur kühl, im befehlenden Ton des Hausherrn mit ihr. Aber er schaute ihr immer mit einem schmachtenden Blick nach, und wenn er mit ihr allein war, sprach er verlegen und zupfte schüchtern lächelnd seinen Bart.

Seine kleine Schwester beobachtete die Wortgefechte auch aus ihrem Winkel. Ihr kindliches Gesicht hob sich vor gespannter Aufmerksamkeit, ihre Augen waren weit geöffnet, und wenn besonders heftige Worte fielen, seufzte sie laut, als hätte man sie mit Eiswasser benetzt. Wie ein tüchtiger Hahn stolzierte ein rothaariger Mediziner um sie herum, sprach geheimnisvoll, fast flüsternd mit ihr und runzelte wichtigtuend die Stirn. Alles das war erstaunlich interessant.

Aber allmählich war es Herbst geworden, und ohne feste Arbeit wurde das Leben für mich zur Unmöglichkeit.

Hingerissen von allem, was um mich herum vorging, arbeitete ich immer weniger und aß dauernd fremdes Brot. Und das rutscht so schlecht! Ich mußte mir also zum Winter eine „Stelle" suchen, und ich fand sie schließlich in der Kringelbäckerei des Wasilij Semionow.

Diese Periode meines Lebens habe ich in meinen Erzählungen „Der Prinzipal", „Konowalow", „Sechsundzwanzig und Eine" geschildert. Es war eine sehr schwere Zeit! Aber ich habe viel gelernt damals.

Das Leben war physisch schwer, und moralisch noch viel schwerer.

Als ich in den Backkeller hinabgestiegen war, wuchs zwischen mir und all den Menschen, die zu sehen und zu hören für mich schon zum notwendigen Bedürfnis geworden war, eine „Mauer des Vergessens" auf. Keiner von ihnen besuchte mich in meiner Backstube; ich aber mußte vierzehn Stunden am Tage arbeiten und konnte an Alltagen überhaupt nicht zu Derenkow gehen, an den Feiertagen aber schlief ich oder blieb bei meinen Arbeitsgenossen. Ein Teil von diesen betrachtete mich von den ersten Tagen an als einen ulkigen Hanswurst, ein paar andere zeigten mir die naive Liebe von Kindern zu einem Menschen, der schöne Märchen erzählen kann. Weiß der Teufel, was ich diesen Leuten alles erzählt habe — es waren selbstverständlich lauter Dinge, die ihnen Hoffnung machen konnten auf ein mögliches anderes, leichteres und sinnvolleres Leben. Manchmal gelang mir das auch, und wenn ich sah, wie in den gedunsenen Gesichtern menschliches Weh aufleuchtete und in den Augen Zorn und Empfinden für erlittene Unbill glühte, dann fühlte ich mich feiertäglich und dachte voll Stolz, daß auch ich „im Volke arbeitete", das Volk „aufklärte".

Aber viel häufiger mußte ich natürlich meine Machtlosigkeit

empfinden, meinen Mangel an Kenntnissen, meine Unfähigkeit, auch nur auf die einfachsten Fragen des Lebens und Alltagsdaseins eine Antwort zu finden. Dann kam es mir so vor, als läge ich in einer dunklen Grube, wo die Menschen wie blinde Würmer umherkrabbelten, lediglich bestrebt, die Wirklichkeit zu vergessen, und diese Vergessenheit in Schenken und in den kalten Umarmungen feiler Dirnen fanden...

Der Besuch von Bordells war obligatorisch — allmonatlich am Tage des Lohnempfanges. Von diesem bevorstehenden Vergnügen wurde schon die ganze Woche vor dem glücklichen Ereignis phantasiert. Und wenn es vorbei war, erzählte man einander noch lange von den gehabten Genüssen. In diesen Gesprächen prahlten die Leute zynisch mit ihrer sexuellen Potenz, verhöhnten grausam die Weiber und spuckten verächtlich aus, wenn sie von ihnen redeten.

Aber seltsam, ich ahnte doch hinter all dem auch Weh und Scham. Ich habe beobachtet, daß meine Genossen in den „Freudenhäusern", in denen sie sich für einen Rubel ein Weib für die ganze Nacht kaufen konnten, befangen waren, beinahe schuldbewußt, und das kam mir ganz natürlich vor. Andere gaben sich wieder allzu ungeniert und draufgängerisch — und darin empfand ich etwas Gemachtes und Falsches. Das Geschlechtsleben hatte für mich ein schwüles Interesse, und ich beobachtete alles mit geschärfter Aufmerksamkeit. Ich selbst hatte noch nie die Zärtlichkeiten einer Frau genossen und war daher in einer peinlichen Lage: über mich machten sich ebenso die Weiber lustig wie meine Genossen. Und bald wurde ich auch nicht mehr zum Besuch der „Freudenhäuser" mitgenommen. Man sagte ganz offen zu mir:

„Du — komm lieber nicht mit!"

„Warum denn nicht?"

„Es ist besser so. Es ist uns peinlich, wenn du dabei bist."

Ich klammerte mich an diese Worte, in denen ich etwas Wichtiges für mich mutmaßte, bekam aber doch keine vernünftige Aufklärung.

„Hör schon auf, du! Du hörst doch, du sollst eben nicht mitkommen. Es ist uns ungemütlich, wenn du dabei bist . . ."

Nur Artem sagte, spöttisch lächelnd:

„Es ist so, als ob der Pope dabei wäre — oder der eigene Vater."

Die Mädels machten sich anfangs immer über meine Enthaltsamkeit lustig. Dann fragten sie beleidigt:

„Machst du dir denn nichts draus?"

Eine vierzigjährige „Jungfrau", die üppige, hübsche Polin Teresa Boruta, die „Wirtschafterin", schaute mich mit ihren klugen Augen eines Rassehundes an und sagte:

„Laßt ihn in Ruhe, Kinder! Gewiß hat er eine Braut. Nicht wahr? So ein strammer Kerl — der hält sich sicher bloß an seine Braut. So ist es."

Die vollkommen alkoholisierte Person war Quartalssäuferin. Betrunken war sie unsäglich widerwärtig; in nüchternem Zustande dagegen erregte sie mein Staunen durch ihr nachdenkliches Beobachten der Menschen und ihr ruhiges Suchen nach einem Sinn für deren Tun.

„Am unverständlichsten sind mir immer die Akademiestudenten. Jawohl!" erzählte sie meinen Genossen. „Also was die mit den Mädels alles anstellen! Sie lassen den Fußboden mit Seife einschmieren; ein nacktes Mädel muß sich auf alle viere stellen, mit Händen und Füßen auf Tellern; dann geben sie ihr einen Klaps auf den Hintern und sehen zu, wie weit sie über den Fußboden fortrutscht! So tun sie mit einer nach der andern. Ja! Was haben sie eigentlich davon?"

„Ach, das ist ja alles Schwindel!" sagte ich.

„I wo!“ rief Teresa, durchaus nicht etwa beleidigt, ganz ruhig, und ihre Ruhe hatte geradezu etwas Schauriges.

„Das hast du dir ja alles selbst ausgedacht.“

„Wie kann sich ein Mädel so was ausdenken? Ich bin doch nicht verrückt!“ fragte sie mich und riß die Augen weit auf.

Die andern lauschten unserm Streit mit gieriger Aufmerksamkeit. Teresa aber berichtete weiter von den merkwürdigen Belustigungen ihrer „Gäste“, im leidenschaftslosen Tone eines Menschen, der nur eines will: verstehen, w o z u das alles ist?

Die Zuhörer spuckten aus vor Ekel und schimpften wie besessen auf die Studenten. Und ich sah, daß Teresa Feindschaft säte gegen Menschen, denen bereits meine Liebe gehörte, und wandte ein, die Studenten liebten doch das Volk und wünschten ihm nur Gutes.

„Das schon. Das sind aber die Studenten von der Woskresenskaja, die richtigen Studenten, die von der Universität. Ich meine aber die geistlichen Studenten, vom Arsker Feld! Die geistlichen Studenten sind doch alle Waisen, und eine Waise ist unbedingt immer ein Dieb oder ein Raufbold, ein schlechter Mensch. Weil eine Waise doch so gar keinen Anhalt hat auf Erden.“

Die ruhigen Erzählungen der „Wirtschafterin“ und die erbosten Beschwerden der Mädels über die Studenten, Beamten und überhaupt das „bessere“ Publikum weckten in meinen Genossen nicht nur Ekel und Haß, sondern fast eine gewisse Freude, die sich in den Worten niederschlug:

„Da sieht man wieder mal — die gebildeten Herren sind viel schlimmer als wir!“

Mich bedrückte und bekümmerte es, diese Worte hören zu müssen. Ich sah, daß in diese halbdunklen kleinen Stuben, wie in Unratgruben, der ganze Schmutz der Stadt zusammenfloß, hier über dunstigem Feuer aufbrodelte und, mit Haß

und Erbitterung gesättigt, wieder in die Stadt zurückströmte. Ich konnte beobachten, wie in diesen Höhlen, wohin die Menschen durch animalische Instinkte und Lebensgram getrieben wurden, aus häßlichen Worten rührende Lieder über Liebesnot und Liebesqual entstanden, wie scheußliche Legenden aufkamen über die Lebensweise der „Gebildeten", wie Hohn und Haß gegen das Unverständliche erwuchs; und ich sah, daß diese „Freudenhäuser" in ihrem Sinne Universitäten waren, in denen meine Genossen Kenntnisse schlimmster Art erwarben.

Ich sah zu, wie die „Freudenmädchen", träge mit den Füßen schlurrend, dahinschlichen, wie ekelerregend ihre welken Körper zu dem aufdringlich kreischenden Klange der Harmonika oder zu dem entsetzlichen Geklapper eines verstimmten Klaviers einherschwankten — ich sah das alles mit an, und in mir erwachten allerhand unklare, ängstigende Gedanken. Von allem ringsum ging eine Lebensverdrossenheit aus, welche die Seele vergiftete durch den schwächlichen Drang zu fliehen, sich zu verstecken ...

Als ich in der Backstube zum erstenmal davon erzählte, daß es Menschen gäbe, die in Selbstentsagung den Pfad zur Freiheit, zum Glück des Volkes suchten, erwiderte man mir:

„Na, du siehst ja — die Mädels erzählen ganz andere Sachen von denen da ..."

Und erbarmungslos, zynisch, boshaft verlachten sie mich. Aber ich war ein frecher Hund, war dreister als manche großen Köter, hielt mich für schlau und konnte wütend werden. Allmählich begriff ich, daß das Nachdenken über das Leben nicht weniger schwer ist als das Leben selbst, und empfand zuzeiten in meiner Seele das Aufflackern eines Hasses gegen diese störrisch geduldigen Menschen, mit denen ich zusammen arbeitete. Mich empörte ganz besonders ihre Fähigkeit

zu dulden, die demütige Hoffnungslosigkeit, mit der sie die halb wahnwitzige Tyrannei unseres ewig besoffenen Arbeitgebers ertrugen.

Und, als hätte es so kommen müssen, gerade in diesen schweren Tagen fügte es sich, daß ich mit einer Idee bekannt wurde, die für mich völlig neu war, die mir im Grunde genommen zwar eigentlich widerstrebte, mich aber doch geradezu erschütterte.

In einer von jenen stürmischen Nächten, in denen es einem so vorkommt, als habe der wütend heulende Wind den grauen Himmel in winzige Stückchen zerfetzt, die nun auf die Erde herniederfallen und sie unter Bergen eisigen Staubes begraben, wenn anscheinend alles Leben der Erde tot und die Sonne für immer erloschen ist und nie wieder aufgehen kann — in einer solchen Nacht in der „Butterwoche" kehrte ich von Derenkows nach meiner Backstube heim. Mit geschlossenen Augen ging ich durch das trübe Brodeln des grauen Chaos gegen den Wind an. Plötzlich stolperte ich über einen Menschen, der quer über dem Bürgersteig lag, und fiel lang hin. Wir fingen beide an zu schimpfen, ich russisch, er französisch:

„Oh, Satan . . ."

Das erregte meine Neugier. Ich half ihm auf die Beine: er war klein und leicht. Er gab mir einen Stoß und schrie zornig:

„Wo ist denn meine Mütze, hol' Sie der Teufel! Geben Sie mir doch meine Mütze! Ich erfriere ja."

Ich suchte ihm seine Mütze aus dem Schnee auf, klopfte sie aus und setzte sie ihm auf seinen eigensinnigen Kopf. Aber er riß sie wieder ab, schwenkte sie abwehrend gegen mich, fluchte in zwei Sprachen und jagte mich fort.

„Weg!"

Plötzlich stürzte er vorwärts und verschwand in dem

brodelnden Brei. Beim Weitergehen sah ich ihn wieder: er umfaßte mit beiden Armen den hölzernen Pfahl einer erloschenen Laterne und sagte eindringlich:

„Lena, ich komme ja um . . . O Lena . . ."

Er war offenbar betrunken und wäre wohl erfroren, wenn ich ihn hier auf der Straße im Stich gelassen hätte. Ich fragte ihn, wo er wohne.

„Was für eine Straße ist das?" schrie er mit Tränen in der Stimme. „Ich weiß nicht, in welcher Richtung ich gehen muß."

Ich faßte ihn um den Leib, um ihn zu führen, und fragte, wo er wohne . . .

„Bulak", brummte er zitternd. „Auf dem Bulak . . . da wo das Dampfbad ist, da ist ein Haus . . ."

Er schritt unsicher, trat immer wieder zur Seite und hinderte mich am Gehen. Ich hörte, wie seine Zähne klapperten.

„Si tu savais . . ." murmelte er und stieß mich.

„Wie meinen Sie?"

Er machte halt, hob eine Hand und sagte vernehmlich — voll Stolz, wie mir vorkam:

„Si tu savais où je te mène . . ."

Und steckte die Finger in den Mund, schwankte und stürzte beinahe wieder. Ich kauerte mich nieder, nahm ihn auf meinen Rücken und trug ihn weiter. Er stützte sich mit dem Kinn auf meinen Schädel und brummte:

„Si tu savais où . . . Aber ich erfriere ja. O Gott . . ."

Auf dem Bulak angelangt, brachte ich mit großer Mühe aus ihm heraus, in welchem Hause er wohnte. Schließlich traten wir in den Flur eines kleinen Gebäudes, das hinten auf einem Hof lag und im Schneegestöber kaum zu sehen war. Er tastete nach der Tür, klopfte behutsam an und zischte:

„Schsch! Leise . . ."

Eine Frau in einer roten Kapotte, eine brennende Kerze in der Hand, öffnete die Tür und ließ uns ein. Dann trat sie stumm zur Seite, holte von irgendwoher eine Lorgnette und betrachtete mich.

Ich sagte ihr, daß dem Mann anscheinend die Hände erfroren seien und daß er unbedingt ausgekleidet und zu Bett gebracht werden müsse.

„Ja? Wirklich?" fragte sie mit wohltönender, junger Stimme.

„Seine Hände müssen in kaltes Wasser gesteckt werden."

Sie wies stumm mit ihrer Lorgnette in eine Ecke. Dort stand auf einer Staffelei ein Gemälde: ein Fluß mit Bäumen. Ich schaute der Frau verwundert in das seltsam starre Gesicht. Sie aber trat in die Ecke des Zimmers, an den Tisch, auf dem eine Lampe mit einem rosa Schirm brannte, setzte sich dort hin, nahm vom Tisch eine Spielkarte, den Coeur-Buben, und begann sie zu betrachten.

„Haben Sie Branntwein im Hause?" fragte ich laut. Sie antwortete mir nicht und legte auf dem Tisch ihre Karten aus. Der Mann, den ich hergebracht hatte, saß mit tief gesenktem Kopf auf dem Stuhl und ließ die roten Hände an seinem Körper herabhängen. Ich bettete ihn auf das Sofa und fing an, ihn auszuziehen, ganz benommen, wie im Traume. Die Wand vor mir, über dem Sofa, war dicht mit Photographien bedeckt. Dazwischen blinkte matt ein goldener Kranz mit weißen Schleifen aus Band, an dessen Ende mit goldenen Lettern zu lesen stand: „Der unvergleichlichen Gilda."

„Zum Teufel noch mal — leise!" stöhnte der Mann, als ich anfing ihm die Hände zu reiben.

Die Frau legte stumm und eifrig ihre Karten aus. Sie hatte ein scharfnasiges Vogelgesicht, in dem große, unbewegliche Augen leuchteten. Jetzt strich sie mit Händen, die aus-

sahen wie die eines halbwüchsigen Mädchens, ihre grauen Haare zurück, die üppig waren wie eine Perücke, und fragte leise, aber volltönend:

„Hast du Mischa gesehen, George?"

George stieß mich zurück, setzte sich rasch auf und sagte hastig:

„Aber der ist doch nach Kijew gefahren . . ."

„Ach ja, nach Kijew", wiederholte die Frau, ohne ihre Augen von den Karten zu erheben, und ich bemerkte, daß ihre Stimme eintönig, ausdruckslos klang.

„Er kommt bald wieder . . ."

„Ja, wirklich?"

„Jawohl! Bald."

„Wirklich?" fragte die Frau noch einmal.

George sprang, halbausgekleidet wie er war, auf die Füße und lag mit zwei Sätzen auf den Knien zu Füßen der Frau. Er sagte etwas auf französisch zu ihr.

„Ich bin ja ganz ruhig", antwortete sie russisch.

„Ich habe mich verlaufen, weißt du. Es ist ja solches Schneetreiben, solch schrecklicher Wind. Ich dachte schon, ich müßte erfrieren. Wir haben ein bißchen was getrunken", berichtete George hastig und streichelte ihre Hand, die auf ihrem Knie lag. Er war vielleicht vierzig; sein hübsches Gesicht mit den dicken Lippen und dem schwarzen Schnurrbart sah erschrocken und ängstlich aus; er rieb heftig die grauen Borsten auf seinem runden Schädel, und seine Rede wurde immer nüchterner.

„Wir fahren doch morgen nach Kijew?" sagte dann die Frau halb fragend, halb befehlend.

„Ja, ja, morgen! Jetzt mußt du aber zur Ruhe gehen. Warum gehst du nicht zu Bett? Es ist schon so spät . . ."

„Heute kommt er nicht mehr, der Mischa?"

„Aber nein! Bei dem Schneetreiben... Komm, leg dich schlafen..."

Er führte sie durch eine kleine Tür hinter dem Bücherschrank und nahm die Lampe vom Tisch mit. Ich saß lange Zeit allein, dachte an nichts und hörte nur seine leise, etwas heisere Stimme. Zottige Pfoten fuhren kratzend über die Fensterscheiben. In einer Pfütze geschmolzenen Schnees spiegelte sich die Flamme der Kerze. Das Zimmer stand eng voll von Gegenständen, ein seltsamer warmer Geruch erfüllte es und schläferte meine Gedanken ein.

Dann kehrte George zurück, mit der Lampe in der Hand; der Schirm ratterte gegen den Zylinder.

„So. Sie ist zu Bett."

Er stellte die Lampe auf den Tisch, blieb nachdenklich mitten im Zimmer stehen und begann dann, ohne mich anzusehen:

„Nun, also... Ohne deine Hilfe wäre ich wahrscheinlich umgekommen. Hab Dank! Wer bist du?"

Er neigte den Kopf zur Seite, horchte auf das Rascheln im Nebenzimmer und zitterte leicht.

„Ist das Ihre Frau?" fragte ich leise.

„Ja. Meine Frau. Mein Alles. Mein ganzes Leben!" brachte er abgerissen, leise heraus, schaute zu Boden und rieb dann wieder seinen Kopf kräftig mit den Handflächen.

„Wollen wir Tee trinken — wie?"

Zerstreut trat er zur Tür, dann machte er halt, und ihm fiel ein, daß sich das Dienstmädchen den Magen mit Fisch verdorben hatte und ins Krankenhaus gebracht worden war.

Ich erbot mich, den Samowar zurechtzumachen. Er nickte zustimmend, vergaß anscheinend, daß er schon halb ausgekleidet war, schlurrte barfuß über den nassen Fußboden und

führte mich in die kleine Küche. Dort lehnte er sich mit dem Rücken an den Ofen und sagte noch einmal:

„Ohne deine Hilfe wäre ich wahrscheinlich umgekommen. Hab Dank!"

Plötzlich erbebte er und starrte mich mit entsetzt aufgerissenen Augen an.

„Und was wäre dann aus ihr geworden?... O mein Gott..."

Er schaute in die dunkle Türöffnung und sagte rasch im Flüsterton:

„Du siehst doch, sie ist krank. Ihr Sohn war Musiker — der hat sich in Moskau erschossen, und nun wartet sie dauernd auf ihn. Das ist jetzt schon beinah zwei Jahre her..."

Als wir dann beim Tee saßen, erzählte er mir zusammenhanglos, mit seltsamen Worten, die Frau sei eine Gutsbesitzerin, er selbst Lehrer der Geschichte. Er war Hauslehrer ihres Sohnes gewesen und hatte sich in sie verliebt. Sie verließ dann ihren Gatten, einen deutschen Baron, und sang in der Oper. Sie lebten sehr gut miteinander, obwohl ihr erster Mann sich alle Mühe gab, ihnen das Leben zu verbittern.

Er erzählte das alles in einem Tone, als lese er etwas sehr schlecht Geschriebenes vor, kniff die Augen zu, starrte gespannt auf einen Punkt im Halbdunkel der schmierigen Küche, deren Fußboden beim Ofen schon angefault war. Er schlürfte seinen Tee, verbrannte sich den Mund dabei, verzog das Gesicht, und seine runden Augen zwinkerten ängstlich.

„Wer bist du eigentlich?" fragte er mich noch einmal. „Ach so, ja, Bäcker. Also ein Arbeiter? Seltsam! Siehst eigentlich nicht so aus. Wie kommt das?"

Seine Worte klangen unruhig, er schaute mich mißtrauisch an, mit dem Blick eines gehetzten Menschen.

Ich berichtete in aller Kürze über mich.

„So, so!“ rief er leise aus. „Also so ist es ...“

Plötzlich wurde er lebhafter und fragte:

„Kennst du das Märchen vom häßlichen Entlein? Hast du das mal gelesen?“

Sein Gesicht verzerrte sich; ich mußte mich wundern, wie er so ganz unnatürlich, fast kreischend, seine heisere Stimme erhob.

„Dieses Märchen ist gefährlich ... Als ich so jung war wie du jetzt, da dachte ich auch: vielleicht bin ich ein Schwan? Und — so kam es ... Ich sollte in die Geistliche Akademie eintreten, bezog aber statt deren die Universität. Mein Vater war Priester und verstieß mich. In Paris habe ich dann die Geschichte des Unglücks der Menschheit studiert — die Geschichte des Fortschritts. Geschrieben habe ich auch, ja. Ach, das ist ja alles ...“

Er sprang auf seinem Stuhl hoch, lauschte und sagte dann zu mir:

„Fortschritt — das ist nur so eine Erfindung, um sich selbst was vorzumachen! Das Leben ist unvernünftig, sinnlos. Ohne Sklaverei gibt es keinen Fortschritt. Wenn sich die Mehrheit nicht der Minderheit unterordnet, kommt die Menschheit auf ihren Pfaden nie weiter. Wir wollen unser Leben, unsere Arbeit erleichtern — und dabei machen wir das Leben nur immer verwickelter und vergrößern unsere Arbeit. Unsere Fabriken und Maschinen sind nur dazu da, um immer neue Maschinen und immer noch Maschinen herzustellen. Das ist doch dumm! Die Zahl der Arbeiter vergrößert sich immer mehr, aber notwendig ist nur der Bauer, der Brot für uns erzeugt. Brot — weiter brauchen wir der Natur nichts durch Arbeit abzuringen. Je weniger notwendig der Mensch etwas in Wahrheit braucht — desto glücklicher macht es ihn gerade. Je mehr Wünsche er hat, desto weniger Freiheit hat er.“

Vielleicht nicht ganz in diesen Worten — aber in einer so krassen, unverhüllten Form hörte ich diese mich geradezu betäubenden Gedanken hier zum erstenmal. Der Mensch kreischte förmlich vor Erregung, richtete ängstlich seinen Blick auf die offene Tür zu den anderen Zimmern, lauschte eine Minute in die Stille hinein und flüsterte dann weiter, beinahe grimmig:

„Versteh doch nur — der Mensch braucht ja gar nicht viel: ein Stück Brot und ein Weib . . ."

Als er so, geheimnisvoll flüsternd, vom Weibe sprach, in Worten, die ich nicht kannte, in Versen, die ich nicht gelesen hatte, erinnerte er mich plötzlich an den Dieb Baschkin.

„Beatrice, Fiametta, Laura, Ninon . . ." Er flüsterte Namen, die ich nicht kannte, und erzählte mir von verliebten Königen und Dichtern, sagte französische Verse her und schlug zu ihrem Rhythmus mit seinem hageren, bis zum Ellbogen bloßen Arm den Takt.

„Liebe und Hunger regieren die Welt." Ich hörte sein heißes Flüstern, entsann mich, daß diese Worte unter dem Titel der revolutionären Broschüre „König Hunger" standen, und das verlieh ihnen in meinen Gedanken eine ganz besonders gewichtige Bedeutung.

„Vergessen, Ablenkung suchen die Menschen, aber nicht Wissen!"

Dieser Gedanke überraschte mich ganz gewaltig.

Erst am Morgen verließ ich die Küche — die kleine Wanduhr zeigte schon einige Minuten nach sechs. In dem grauen Dunst schritt ich über Schneewehen, lauschte dem Heulen des Windes, dachte an das wilde Gekreisch dieses zerrissenen Menschen und hatte ein Gefühl, als seien mir seine Worte in der Kehle stecken geblieben und würgten mich. Ich mochte nicht in den Backkeller gehen, mochte keine Menschen sehen; so

wanderte ich denn, eine große Last Schnee mitschleppend, durch die Straßen der Tatarenstadt, bis es hell wurde und die Gestalten der Stadtbewohner in dem Schnee aufzutauchen begannen.

Ich habe den Lehrer nie wiedergesehen und wollte ihn auch nicht wiedersehen. Aber ich hörte später noch oft Reden über den Unsinn des Lebens, die Zwecklosigkeit der Arbeit aus dem Munde ungebildeter Wallfahrer, heimloser Vagabunden, von „Tolstojanern" und von hochgebildeten Leuten. Einmal sprach mir ein Mönchspriester davon, ein Magister der Gottesgelahrtheit, ein andermal ein Chemiker, der mit Explosivstoffen arbeitete, ein Biologe, ein Neovitalist und viele andere. Aber diese Ideen machten doch nie wieder einen so gewaltigen Eindruck auf mich wie damals, als ich zum erstenmal von ihnen hörte.

Und gerade jetzt, vor zwei Jahren — also dreißig Jahre nach jener ersten Unterhaltung über dieses Thema — hörte ich plötzlich genau dieselben Gedanken in fast den gleichen Worten von einem alten Bekannten von mir, einem Arbeiter.

Zwischen uns hatte sich ein Gespräch „frei vom Herzen" entsponnen, und dieser Mensch, ein „politischer Kreisel", wie er sich trübe lächelnd selbst nannte, sagte mir mit der furchtlosen Aufrichtigkeit, die, glaube ich, überhaupt nur der Russe besitzt:

„Alexej Maximytsch, Lieber, ich will ja gar nichts, das hat doch alles keinen Sinn, alle eure Akademien und Wissenschaften und Aeroplane — das ist ja alles ganz überflüssig! Ich brauche nur meinen stillen Winkel und mein Weib, das ich küssen kann, wenn ich will, und das mir ehrlich, mit Herz und Leib, ebenso tut — das ist alles! Sie urteilen wie alle Intellektuellen, Sie gehören eben nicht zu uns, Sie sind ein vergifteter Mensch. Ihnen steht die Idee höher als die

Menschen, Sie denken wie die Juden, der Mensch sei für den Sabbat da."

„Die Juden denken aber gar nicht so . . ."

„Weiß der Teufel, wie sie denken, sie sind düstere Leute," antwortete er, warf den Rest seiner Zigarette in den Fluß und schaute ihm nach.

Wir saßen am Newa-Kai auf einer Granitbank — es war in einer mondhellen Herbstnacht — beide zerrissen von einem Tage zweckloser Aufregungen, hartnäckigen aber erfolglosen Strebens, etwas Gutes, etwas Nützliches zu tun.

„Sie sind auf unserer Seite, aber Sie gehören doch nicht zu uns. Das will ich damit sagen", fuhr er sinnend, leise fort. „Die Intellektuellen haben Freude an der Unrast; schon seit ewigen Zeiten haben sie an Rebellionen teilgenommen. Ebenso wie Christus ein Idealist war und um irdischer Ziele willen rebelliert hat, genau so rebelliert auch die ganze Intelligenz für eine Utopie. Rebellieren tut der Idealist; mit ihm geht aber die Nichtigkeit, die Gemeinheit und die Schufterei — und das aus Bosheit, weil sie sehen, daß kein Platz im Leben ist für sie. Der Arbeiter tritt für die Revolution ein, weil er eine gerechte Verteilung der Produktionsmittel und der Produkte der Arbeit erreichen muß. Und wenn er einmal endgültig die Macht an sich gerissen haben wird — glauben Sie, er wird dann für einen ‚Staat' zu haben sein? Um nichts in der Welt! Alle werden sie wieder auseinanderlaufen, und jeder wird sich auf eigene Gefahr seinen eigenen Winkel herrichten . . . Technik sagen Sie immer. Die zieht ja die Schlinge um unseren Hals nur noch fester zu, fesselt uns nur noch fester! Nein, wir müssen die überflüssige Arbeit loswerden! Seine Ruhe will der Mensch haben. Und Fabriken und Wissenschaften, die lassen uns keine Ruhe. Der einzelne braucht nicht viel. Wozu soll ich auch noch die Stadt füllen, wo ich doch nur

mein kleines Häuschen brauche? Wo die Leute haufenweise zusammenwohnen, da müssen sie auch Wasserleitungen und Kanalisation und elektrisches Licht haben ... Aber versuchen Sie nur mal ohne das alles zu leben, wie leicht es dann sein wird! Nein, sehr vieles in unserem Leben ist überflüssig — und an all dem sind nur die Intellektuellen schuld. Deshalb sage ich ja auch: die Intellektuellen sind eine schädliche Kategorie von Menschen."

Ich entgegnete ihm, niemand verstehe so tief und kühn das Leben bis zur Sinnlosigkeit zu entstellen wie wir Russen.

„Wir sind das geistig freieste Volk", lächelte er spöttisch. „Nur nehmen Sie mir's nicht übel, — was ich sage, ist schon ganz richtig, und so denken Millionen von uns, sie verstehen es bloß nicht in Worte zu fassen ... Das Leben muß vereinfacht werden, dann wird es auch barmherziger sein gegen die Menschen ..."

Der Mann war nie Tolstojaner gewesen, hatte nie die geringste Neigung für den Anarchismus gezeigt. Ich kenne die Geschichte seiner geistigen Entwicklung ganz genau.

Nach der geschilderten Unterhaltung mit ihm mußte ich unwillkürlich denken: Was, wenn tatsächlich Millionen von Russen die Qualen der Revolution nur deswegen ertrügen, weil sie in der Tiefe ihres Herzens die Hoffnung hegen, die Arbeit loszuwerden! Ein Minimum von Arbeit — ein Maximum von Genüssen — diese Aussicht ist sehr verführerisch, sie verlockt wie alles Nichtzuverwirklichende, wie jede Utopie.

Und mir fielen Henrik Ibsens Verse ein:

„Sie sprechen als ‚konservativ' mich an?
Ich bin, was ich war, seit ich denken kann.
Beim Brettspiel weiß ich nicht mitzukrakeelen.
Macht tabula rasa! Da werd' ich nicht fehlen.
Ich nehme nur eine Revolution wahr,
Die keines Pfuschers Exekution war.

Die nahm vorweg allen spätern die Glorie.
Ich meine natürlich die Sintfluthistorie.

Doch damals sogar ward der Teufel betrogen;
Denn Noah, Sie wissen, blieb Herr der Wogen.

Wir wollen die Rechnung noch einmal bereinigen;
Doch da müssen Männer und Redner sich einigen.

Ihr sprudelt aus unversieglichem Bronne.
Ich lege den Torpedo unter die Arche — mit Wonne.“ *)

* * *

Derenkows Laden brachte nur ganz wenig ein, aber die Zahl der Leute und der Unternehmungen, die materiell unterstützt werden mußten, wuchs immer mehr an.

„Wir müssen uns irgend etwas Neues ausdenken“, sagte Andrej, besorgt seinen Bart streichend, lächelte schuldbewußt und tat einen tiefen Seufzer.

Mir kam es immer so vor, als glaubte dieser Mensch, er sei zu lebenslänglicher Zwangsarbeit — andern Menschen zu helfen — verurteilt, und als falle ihm diese Strafe, obwohl er sich mit ihr abgefunden, doch zuweilen sehr schwer.

So manches Mal, immer mit andern Worten, fragte ich ihn:

„Warum tun Sie das eigentlich?“

Offenbar verstand er den Sinn meiner Frage gar nicht. Er antwortete stets auf die Frage „Wozu?“ und redete im Buchstil und schwer verständlich von dem schweren Leben des Volkes, von der Notwendigkeit der Aufklärung, der Verbreitung von Kenntnissen.

„Ja — wollen, suchen denn die Menschen überhaupt Kenntnisse?“

---

*) Deutsch von Christian Morgenstern.

„Aber natürlich! Selbstverständlich! Sie wollen sie doch auch?"

Ganz gewiß, ich wollte sie auch. Aber ich mußte doch wieder an die Worte des Geschichtslehrers denken:

„Die Menschen suchen Vergessen und Ablenkung, aber nicht Wissen!"

Es ist nicht gut, wenn solche zugespitzte Ideen auf siebzehnjährige Menschen treffen: die Ideen werden stumpf bei solchem Zusammentreffen, und für die Menschen ist es auch kein Gewinn.

Allmählich kam es mir so vor, als bemerkte ich immer ein und dasselbe: interessante Erzählungen gefielen den Menschen nur deshalb, weil sie ihnen gestatteten, auf kurze Zeit ihr schweres, alltäglich gewohntes Leben zu vergessen. Je mehr Unwahrheiten eine Erzählung enthielt, desto gieriger lauschte man ihr. Am allerinteressantesten war immer das Buch, in dem am schönsten geschwindelt wurde. Kurz gesagt — ich schwamm in einem dicken Nebeldunst dahin.

Derenkow kam schließlich auf die Idee, eine Bäckerei aufzumachen. Ich entsinne mich noch, es war vorher ganz genau ausgerechnet worden, daß dieses Unternehmen auf jeden umgesetzten Rubel nicht weniger als fünfunddreißig Prozent Verdienst abwerfen müßte. Ich sollte als Gehilfe des Backmeisters tätig sein und, als zum Hause gehörig, darauf achten, daß dieser nicht Mehl, Eier, Butter oder fertige Ware stehle.

So zog ich also aus meinem großen schmutzigen Keller in einen kleinen, etwas reinlicheren um — die Sorge für die Reinlichkeit gehörte zu meinen Obliegenheiten. Statt einer Arbeitergruppe von vierzig Mann hatte ich jetzt nur einen einzigen Menschen neben mir. Er hatte graues Schläfenhaar, einen spitzen Bart, ein trocknes verräuchertes Gesicht, dunkle, versonnene Augen und einen sehr eigentümlichen Mund: klein, wie bei

einem Barsch, mit vollen, dicken Lippen, die immer so lagen, als ob er in Gedanken jemand einen Kuß gebe. Und in der Tiefe seiner Augen leuchtete stets etwas wie Spott.

Selbstverständlich stahl er. Gleich in der ersten Arbeitsnacht legte er sich zehn Eier beiseite, etwa drei Pfund Mehl und ein tüchtiges Stück Butter.

„Für wen ist denn das?"

„Ja, das ist für ein Mädelchen", entgegnete er ganz freundschaftlich, zog den Nasenrücken kraus und fuhr fort: „Ein riesig nettes Mädel!"

Ich versuchte ihm klarzumachen, daß Diebstahl als Verbrechen gilt. Aber entweder war ich nicht beredt genug dazu, oder ich war selbst nicht allzu fest von dem überzeugt, was ich beweisen wollte — jedenfalls hatte meine Rede keinerlei Erfolg.

Der Meister lag auf einer Teigkiste, schaute durchs Fenster zu den Sternen empor und brummte höchst erstaunt:

„Der will mich lehren? Sieht mich zum erstenmal und fängt gleich an, mir gute Lehren zu geben. Dabei ist er dreimal so jung wie ich. Lächerlich..."

Er betrachtete die Sterne und fragte dann:

„Mir ist doch so, als hätte ich dich schon mal gesehen? Bei wem hast du denn gearbeitet? So, so, bei Semionow! Das ist doch der, bei dem die Unruhen gewesen sind? Aha. Na, dann habe ich dich eben mal im Traume gesehen..."

Einige Tage später machte ich die Beobachtung, daß dieser Mensch unbegrenzt viel schlafen konnte und in jeder beliebigen Stellung, sogar im Stehen, an eine Backschaufel gelehnt. Wenn er einschlief, zog er die Brauen hoch und sein Gesicht veränderte sich seltsam: es nahm einen ironisch verwunderten Ausdruck an. Sein liebstes Gesprächsthema waren Erzählungen von verborgenen Schätzen und von Träumen. Er pflegte, aufrichtig überzeugt, zu sagen:

„Ich kann durch die Erde hindurchsehen. Wie eine Pastete ist sie mit lauter geheimen Schätzen gefüllt: Kessel voll Geld, Truhen, eiserne Töpfe sind überall vergraben. Es ist mir mehrfach passiert: ich sehe im Traum eine bekannte Stelle, sagen wir ein Badehaus; in einem Winkel ist ein Kasten mit Silbergerät vergraben. Dann wachte ich auf, ging noch nachts hin und grub nach, grub so anderthalb Arschin tief und sah — da lagen Kohlen und ein Hundeschädel. Also — da hätte ich ja was gefunden! Plötzlich — bautz! — fliegt ein Fenster in Scherben, ein Weib brüllt wie verrückt: ‚Hilfe! Diebe!' Natürlich nahm ich da Reißaus — sonst hätte ich noch Prügel bekommen. Zu lächerlich!"

Wie oft höre ich von ihm dieses Wort: lächerlich! Aber Iwan Kosmitsch Lutonin lacht nie, er kneift nur, als w o l l e er lächeln, die Augen zu, zieht den Nasenrücken kraus und bläht die Nüstern auf.

Seine Träume sind nicht absonderlich interessant, sie sind genau so langweilig und albern wie die Wirklichkeit, und es bleibt mir unklar, weshalb er von seinen Träumen immer mit solchem Behagen erzählt, aber von dem Leben um ihn herum nicht zu reden liebt?

Die ganze Stadt war in hellster Aufregung. Gleich nach ihrer Trauung hatte sich die gewaltsam verheiratete Tochter eines reichen Teehändlers erschossen. Ihrem Sarge folgte eine gewaltige Menge junger Leute, einige Tausend Menschen. Über ihrem Grabe hielten Studenten Reden und wurden von der Polizei auseinandergejagt. In dem kleinen Laden neben unserer Backstube wird laut über dieses Drama diskutiert, die Stube hinter dem Laden ist voll von Studenten; bis in unsern Keller klingen erregte Stimmen und scharfe Worte.

„Man hat ihr nur nicht oft genug die Haare gezaust, dem dummen Mädel", sagt Lutonin und erzählt mir gleich danach:

„Also ich träume, ich sitze am Teich und fange Karauschen. Mit einemmal — kommt ein Schutzmann: ‚Halt, wie kannst du dich unterstehen?' Weglaufen konnte ich nicht — also sprang ich ins Wasser — da wachte ich auf..."

Aber wenn auch die Wirklichkeit sich draußen jenseits seiner Aufmerksamkeit abspielte — ziemlich bald merkte er doch, daß mit unserer Bäckerei etwas Besonderes los war. In unserm Laden verkaufen junge Mädchen, die nichts davon verstehen, aber dicke Bücher lesen: die Schwester des Prinzipals und deren Freundin, ein großes rotbäckiges Mädchen mit freundlichen Augen. Oft kommen Studenten in den Laden, sitzen lange im Hinterzimmer, machen da lautes Geschrei oder bereden etwas im Flüsterton. Der Prinzipal kommt nur selten, und ich, sein Vertreter, bin eigentlich der wirkliche Geschäftsführer.

„Bist du eigentlich mit unserm Herrn verwandt?" fragt Lutonin. „Sollst du am Ende gar sein Schwiegersohn werden? Nein? Lächerlich... Aber warum kommen denn immer die Studenten gerannt? Wegen der Fräuleins?... Hm — ja. Nun, das könnte sein... Aber so furchtbar schön sind die Fräuleins doch eigentlich nicht. Die Studenten, die Kerle, kommen doch wohl mehr, um Semmeln zu essen, als mit den Mädels schön zu tun."

Fast jeden Morgen um fünf, sechs Uhr erscheint auf der Straße vor dem Fenster der Backstube ein kurzbeiniges kleines Mädchen. Sie besteht eigentlich aus Halbkugeln verschiedener Größe und sieht fast aus wie ein Sack voll Wassermelonen. Mit ihren nackten Beinen steigt sie in das Loch vor dem Fenster, gähnt und ruft:

„Wanja!"

Sie trägt ein buntes Tuch um den Kopf; ihre krausen, blonden Haare lugen darunter hervor, bilden kleine Ringel auf ihren roten, wie Bälle runden Backen und kitzeln die niedrige

Stirn und die noch halb schlafenden Augen. Sie streicht lässig mit den kleinen Händen die Haare vom Gesicht, wobei sie die Finger seltsam spreizt, wie ein neugeborenes Kind. Worüber mag man wohl mit so einem Mädchen sprechen können? Ich wecke unsern Backmeister. Er fragt sie:

„Bist du da?"

„Na, du siehst ja."

„Hast du geschlafen?"

„Nu natürlich."

„Was hast du geträumt?"

„Ich weiß nicht mehr..."

In der Stadt ist es noch ganz still. Doch hört man schon irgendwo den Besen eines Hausknechts kratzen, ein paar eben erwachte Spatzen zwitschern. Die warmen Strahlen der aufgehenden Sonne fallen auf die Fensterscheiben. Ich liebe gerade diese nachdenklichen Tagesanfänge. Der Bäcker steckt seine haarige Hand zum Fenster hinaus und betastet die Beine des Mädchens. Sie erlaubt diese Untersuchung gleichgültig, ohne zu lächeln, und blinzelt mit ihren Schafsaugen.

„Peschkow, nimm das Buttergebäck heraus."

Ich nehme die Eisenbleche aus dem Ofen, der Bäcker nimmt sich etwa zehn Stück Blätterteig, Schnecken, Semmeln und legt alles seinem Mädel in den Schoß. Sie wirft eine heiße Schnecke aus einer Hand in die andere, beißt mit gelben Schafszähnen hinein, verbrennt sich, stöhnt und ächzt zornig.

Der Bäcker sieht sie mit Wohlgefallen an und sagt:

„Laß doch deinen Rock runter! Pfui..."

Und wenn sie fort ist, rühmt er sich vor mir:

„Hast du gesehen? Wie ein Lämmchen ist sie, ganz kraus. Ich halte auf Sauberkeit, mein Bester; ich tue es nie mit verheirateten Weibern — nur mit Mädels. Das ist meine Dreizehnte. Sie ist Nikiforytschs Patchen."

Ich höre seine Begeisterung und denke bei mir:
„Muß ich auch einmal so leben?"

Ich hole das ganze Weißbrot aus dem Ofen, lege auf mein langes Brett zehn bis zwölf Laibe und bringe alles rasch in Derenkows Laden. Wieder zurückgekehrt, fülle ich einen Zweipudkorb mit Semmeln und Milchgebäck und laufe in die Geistliche Akademie, um noch zur Zeit zu kommen, zum Frühstück der Studenten. Ich stehe da in dem geräumigen Speisesaal an der Tür und versorge die Studenten mit Semmeln, auf Kredit oder gegen Barzahlung — ich stehe da und höre ihre Wortgefechte über Tolstoj mit an. Einer der Professoren der Akademie — Gusew — ist ein erbitterter Feind von Lew Tolstoj. Manchmal habe ich in meinem Korbe unter den Semmeln Bücher versteckt, die ich heimlich dem einen oder andern Studenten zustecken soll. Zuweilen tun auch die Studenten Bücher oder Briefe in meinen Korb.

Einmal wöchentlich laufe ich noch weiter: ins Irrenhaus, wo der Psychiater Bechterew Vorlesungen hält und Kranke vorstellt. Einmal zeigte er den Studenten einen Kranken, der an Größenwahn litt. Als dieser, ein langer Mensch, in der Tür des Hörsaales erschien, in weißer Kleidung mit einer Mütze, die aussah wie ein Strumpf, da mußte ich unwillkürlich laut lachen. Er blieb eine Sekunde neben mir stehen und sah mir ins Gesicht, und ich sprang beiseite, als hätte er mir mit der schwarzen, aber glühheißen Spitze seines Blickes einen Stich ins Herz gegeben. Und so lange Bechterew, seinen Bart zupfend, ehrerbietig mit dem Kranken plauderte, strich ich behutsam mit der Handfläche mein Gesicht, das wie von heißem Staub versengt war.

Der Kranke redete in einem dumpfen Baß, er verlangte irgend etwas und streckte drohend seinen langen Arm mit der langfingerigen Hand aus dem Ärmel seines Schlafrocks. Mir

kam es so vor, als recke sich sein ganzer Körper unnatürlich, als wachse er grenzenlos, als werde er mit dieser dunklen Hand, ohne seinen Platz zu verlassen, mich erreichen und an der Gurgel packen. Drohend und gebieterisch brannte aus den dunklen Augenhöhlen in seinem knöchernen Gesicht der durchdringende Blick der schwarzen Augen. An die zwanzig Studenten besahen den Menschen in der blöden Mütze, einige wenige lächelnd, die Mehrzahl gesammelt und mit trübem Blick. Ihre Augen waren betont normal im Vergleich mit seinen sengenden Augen. Er war schreckerregend, und dabei lag etwas Erhabenes in ihm — ja, tatsächlich!

Während die Studenten stumm wie Fische dasaßen, klang klar vernehmlich die Stimme des Professors. Jede seiner Fragen verursachte drohende Ausrufe der dumpfen Stimme, die wie aus dem Fußboden kam oder aus den toten weißen Wänden. Die Körperbewegungen des Kranken waren langsam und gewichtig, als wäre er ein Bischof.

In der Nacht darauf schrieb ich ein Gedicht auf den Verrückten, nannte ihn den „Herrn aller Herren, den Freund und Berater Gottes", und lange bewahrte ich sein Bild in mir, und es machte mir mein Leben unbehaglich.

Ich mußte von sechs Uhr abends bis fast zum nächsten Mittag arbeiten. Daher schlief ich bei Tage und kam zum Lesen nur während der Arbeit, wenn ich Teig geknetet hatte und wartete, bis der nächste durchsäuert war, und wenn das Brot in den Ofen geschoben war. In dem Maße, wie ich die Geheimnisse des Handwerks erlernte, tat unser Bäcker immer weniger; er belehrte mich nur noch und sprach mit freundlichem Staunen:

„Du hast wirklich Talent zu der Arbeit. In ein, zwei Jahren wirst du auch ein richtiger Bäcker sein. Lächerlich! Du bist noch viel zu jung, die andern werden dir nicht gehorchen, sie werden keinen Respekt vor dir haben ..."

Meinen Eifer für die Lektüre mißbilligte er durchaus.

„Du solltest lieber schlafen, statt zu lesen", riet er mir besorgt. Aber nie fragte er mich, was für Bücher ich eigentlich läse.

Seine Träume, die Phantasien von vergrabenen Schätzen und das mollige kleine Mädel nahmen ihn vollständig in Anspruch. Das Mädchen kam auch häufig des Nachts, und dann nahm er sie entweder mit hinaus in den Vorraum, auf die Mehlsäcke, oder aber, wenn es kalt war, sagte er zu mir, den Nasenrücken kraus ziehend:

„Geh mal raus für eine halbe Stunde."

Ich entfernte mich dann und dachte bei mir, wie schrecklich verschieden diese Liebe doch sei von der, von der immer in Büchern die Rede ist...

In dem kleinen Stübchen hinter dem Laden wohnte die Schwester des Prinzipals. Ich machte ihr den Samowar zurecht, bemühte mich aber immer, sie so selten wie möglich zu sehen. Ich fühlte mich unbehaglich in ihrer Gegenwart. Ihre kindlichen Augen schauten mich stets mit demselben unerträglichen Blick an wie bei unserm ersten Zusammentreffen. Ich argwöhnte in der Tiefe dieser Augen ein Lächeln und hatte immer den Eindruck, als sei das ein spöttisches Lächeln.

Das Übermaß meiner Kräfte machte mich plump. Wenn der Bäcker zusah, wie ich die zwei Zentner schweren Säcke zerrte und schleppte, sagte er mitleidig:

„Kräfte hast du für dreie, aber ungeschickt bist du... Ein langer Kerl bist du, aber wie ein Ochse..."

Obwohl ich schon eine Menge Bücher gelesen hatte, auch Verse liebte und schon selbst Gedichte machte, sprach ich doch immer mit meinen „eigenen Worten". Ich fühlte wohl, daß sie schwerfällig, barsch waren, aber ich war doch der Meinung, daß ich nur mit ihnen den tiefen Wirrwarr meiner Gedanken

ausdrücken könne. Aber manchmal wurde ich absichtlich grob, gewissermaßen als Protest gegen irgend etwas, was mir fremd war oder mich erregte.

Einer meiner Lehrer, ein Student der Mathematik, machte mir den Vorwurf:

„Weiß der Teufel, wie Sie reden! Das sind schon keine Worte mehr, das sind ja — Gewichte!"

Überhaupt, ich gefiel mir selber nicht, wie das ja häufig bei Halbwüchsigen vorkommt. Ich fand mich selbst lächerlich und ungeschlacht. Mein Gesicht war durch starke Backenknochen verunziert, wie bei einem Kalmücken; meine Stimme gehorchte mir nicht.

Die Schwester des Prinzipals aber hatte flinke, gewandte Bewegungen, wie eine Schwalbe in der Luft; mir schien diese Leichtigkeit der Bewegungen ihrem runden, weichen Figürchen zu widersprechen. In ihren Gesten und in ihrem Gange hatte sie etwas Falsches, etwas Gemachtes. Ihre Stimme klang lustig, sie lachte viel, und wenn ich dieses helle Lachen hörte, dachte ich immer, sie möchte gern, daß ich vergesse, wie sie war, als ich sie zum erstenmal sah. Das wollte ich aber nicht vergessen; ich liebte das Ungewöhnliche und wollte gerade wissen, daß es vorkommt, daß es existiert.

Mitunter fragte sie mich:

„Was lesen Sie da eigentlich?"

Ich gab ihr nur kurze Antwort und hatte immer Lust, sie zu fragen:

„Wozu wollen Sie das denn wissen?"

Eines Tages sagte der Bäcker, sein kurzbeiniges Mädel liebkosend, mit trunkener Stimme zu mir:

„Geh raus auf eine Minute! Ach, du solltest wirklich zur Schwester vom Prinzipal gehen! Was vergähnst du die Zeit? Was meinst du wohl, wie die Studenten..."

Ich drohte, ihm den Schädel mit einem Gewicht einzuschlagen, wenn er noch einmal etwas Derartiges sagen würde, und zog mich in den Vorraum auf die Säcke zurück. Durch eine Ritze der nicht fest geschlossenen Tür hörte ich Lutonins Stimme:

„Wie kann ich ihm denn böse sein? Er hat sich aus seinen Büchern so vollgesogen — und nun lebt er wie ein Verrückter..."

Im Vorraum quiekten und lärmten die Ratten, in der Backstube stöhnte und ächzte das Mädel. Ich ging auf den Hof hinaus; träge, fast geräuschlos fiel feiner Regen, aber trotzdem war es schwül, die Luft voll Rauchgeruch — irgendwo brannten die Wälder. Es war schon lange nach Mitternacht. In dem der Bäckerei gegenüberliegenden Hause standen die Fenster offen; aus einem nur mäßig beleuchteten Zimmer tönte Gesang:

„Der heilige Barlaam
Mit dem goldenen Haupt
Schaut von oben herab
Und lächelt mild..."

Ich versuchte, mir Marja Derenkowa auf meinem Schoß liegend vorzustellen, so, wie immer das Mädel des Bäckers auf dessen Schoß lag, und ich fühlte tiefinnerlich, daß das unmöglich, ja schrecklich wäre.

„Und die ganze Nacht hindurch
Trinkt er und singt
Und, o—o weh, o weh,
Tut noch ganz anderes..."

Wie herausfordernd hebt sich aus dem Chor in tiefem Baß das „O—o" ab. Ich kauere mich zusammen, stütze die Hände auf die Knie und schaue in das Fenster. Durch die Spitzen der Gardine sehe ich eine viereckige Höhle, deren graue Wände eine kleine Lampe mit blauem Schirm bescheint. Davor, mit

dem Gesicht zum Fenster, sitzt das junge Mädchen und schreibt. Jetzt hebt sie den Kopf und schiebt mit einem roten Federhalter die Haare an den Schläfen zurecht. Die Augen sind zugekniffen, das Gesicht lächelt. Sie legt langsam ihren Brief zusammen, klebt das Kuvert zu, mit der Zunge über seinen Rand gleitend, dann wirft sie das Kuvert auf den Tisch, droht ihm mit dem winzigen Zeigefinger, der kleiner ist als mein kleiner Finger. Aber jetzt nimmt sie den Brief wieder auf, macht ein finsteres Gesicht, reißt das Kuvert auf, liest noch einmal, schließt den Brief in ein andres Kuvert, schreibt die Adresse, über den Tisch geneigt, schwenkt ihren Brief in der Luft wie eine weiße Fahne. Umherwirbelnd, in die Hände klatschend, geht sie in die Ecke, wo ihr Bett steht, kommt ohne Bluse von dort zurück — sie hat runde Schultern wie Windbeutel — nimmt die Lampe und verschwindet mit ihr in ihrem Winkel. Wenn man zusieht wie sich ein Mensch benimmt, der mit sich allein ist, kommt er einem immer verrückt vor. Ich gehe draußen umher und denke darüber nach, wie seltsam sich dieses Mädchen benimmt, wenn sie so allein in ihrer Höhle sitzt.

Wenn aber der rothaarige Student zu ihr kam und mit gedämpfter Stimme, fast flüsternd, etwas zu ihr sagte, zog sie sich ganz in sich zusammen, so daß sie noch kleiner wirkte, sah ihn mit einem scheuen Lächeln an und hielt ihre Hände hinter dem Rücken oder unter dem Tisch. Der Rote gefällt mir nicht. Absolut nicht gefällt er mir.

Leicht taumelnd, in ihr Tuch gehüllt, kommt die Kurzbeinige vorbei und brummt:

„Geh in die Backstube..."

Der Bäcker wirft den Teig aus dem Kasten und erzählt mir dabei, wie hingebend und nicht müde zu kriegen sein Liebchen ist. Ich grüble indes:

„Was soll nur weiter aus mir werden?"

Und ich bilde mir ein, irgendwo, ganz in der Nähe, um die Ecke, lauere ein Unglück auf mich.

Die Bäckerei macht so gute Geschäfte, daß Derenkow schon eine andere, größere Backstube sucht und noch einen zweiten Gehilfen annehmen will. Das ist auch gut, denn es ist viel zu viel Arbeit für mich allein, und ich werde schon ganz dumm vor Überanstrengung.

„Wenn wir erst die neue Backstube haben, dann wirst du erster Geselle", verspricht mir der Bäcker. „Ich werde ihnen sagen, sie müssen dir zehn Rubel monatlich aussetzen. Ja."

Ich begreife sehr wohl, daß es für ihn vorteilhaft ist, mich als ersten Gesellen bei sich zu haben. Er strengt sich nicht gern an; ich arbeite aber willig, denn die Ermüdung tut mir gut, sie ertötet meine Seelenängste und hält die dringend werdenden Forderungen meines Geschlechtstriebes im Zaum. Aber sie läßt mich nicht zum Lesen kommen.

„Das ist gut, daß du die Bücher aufgegeben hast — die Ratten mögen sie fressen", sagt der Bäcker. „Sag mal, hast du denn nie Träume? Sicher träumst du doch auch manchmal, du bist nur so sehr verschlossen. Träume erzählen — das ist doch eine ganz harmlose Sache, dabei kann einem nichts passieren ..."

Er ist sehr freundlich zu mir, anscheinend hat er sogar Respekt vor mir. Oder wenigstens Angst, weil ich der Vertreter des Prinzipals bin — obwohl er sich dadurch durchaus nicht abhalten läßt, pünktlich seine Portion von den Waren zu stehlen ...

Meine Großmutter ist gestorben ... Ich erfuhr ihren Tod erst sieben Wochen nach der Beerdigung durch einen Brief meines Vetters. In dem kurzen Brief — ohne Kommas — hieß es, meine Großmutter sei beim Almoseneinsammeln vor der Kirche gestürzt und habe sich ein Bein gebrochen. Am achten

Tage sei der Brand hinzugetreten. Später habe ich erfahren, daß zwei Vettern und eine Kusine mit ihren Kindern — alles gesunde junge Menschen — der Alten auf dem Halse gesessen und von den durch sie eingesammelten Almosen gelebt hatten. Sie besaßen nicht genügend Vernunft, einen Doktor kommen zu lassen.

In diesem Briefe hieß es unter anderm:

„Beerdigt haben wir sie auf dem Peterpauls-Friedhof wo alle von uns liegen wir haben ihr das Geleit gegeben auch die Armen liebten sie sehr und haben sehr geweint. Der Großvater hat auch geweint hat uns weggejagt und ist allein auf dem Grabe geblieben wir haben aus dem Gebüsch beobachtet wie er weinte er wird wohl auch bald sterben."

Ich habe nicht geweint; ich erinnere mich nur, daß es mich durchschauerte wie ein eisiger Wind. Wenn ich nachts draußen auf dem Hofe auf einem Holzstoß saß, fühlte ich ein hartnäckiges Bedürfnis, irgend jemandem von meiner Großmutter zu erzählen, wie herzensklug sie war und wie mütterlich gegen alle Menschen. Lange hatte ich diesen schweren Drang in der Seele, aber es war eben niemand da, dem ich das hätte erzählen können. So mußte es unerzählt bleiben und überwunden werden.

Viele Jahre später mußte ich an diese Tage zurückdenken, als ich Tschechows erstaunlich lebenswahre Erzählung von dem Droschkenkutscher las, der seinem Gaul vom Tode seines Sohnes erzählt. Und ich bedauerte noch nachträglich, daß ich in jenen Tagen peinigenden Kummers kein Pferd und keinen Hund gehabt hatte, daß ich nicht auf den Gedanken gekommen war, mein Leid mit den Ratten zu teilen. Denn Ratten gab es sehr viel in unserer Backstube, und ich lebte mit ihnen in gut freundschaftlichen Beziehungen...

Damals begann der Wachmann Nikiforytsch wie ein Geier

mich zu umkreisen. Er war ein stattlicher, starker Mann, mit einer silbergrauen Tolle auf dem Kopfe, mit breitem, sorgfältig gestutztem Bart. Behaglich schmatzend sah er mich an, als wäre ich eine geschlachtete Weihnachtsgans.

„Du liest so gerne, habe ich gehört?" fragte er mich. „Was liest du denn für Bücher — so zum Beispiel? Wohl die Heiligenlegenden, ha? Oder die Bibel? Was?"

Ich las sowohl die Bibel wie die Heiligenlegenden. Das wunderte Nikiforytsch und brachte ihn anscheinend aus dem Konzept.

„Hm, ja! Lesen ist natürlich erlaubt und auch nützlich! Und, äh — Graf Tolstoj, hast du den zufällig auch gelesen?"

Ich hatte auch Tolstoj gelesen, aber wie sich ergab, nicht diejenigen Schriften, die gerade den Polizisten interessierten.

„Das sind alles, sozusagen, ganz gewöhnliche Werke, wie alle sie schreiben. Aber in einigen Schriften soll er doch gegen die Popen zu Felde ziehen. Die müßte man mal lesen!"

Manche nur hektographisch vervielfältigte Werke hatte ich auch gelesen, hatte sie aber langweilig gefunden, und ich wußte außerdem sehr wohl, daß man mit der Polizei darüber nicht reden durfte.

Nach einigen Unterhaltungen, so im Vorübergehen auf der Straße, begann der Alte mich einzuladen:

„Komm doch mal zu mir, in meine Bude — zum Tee."

Ich begriff natürlich sehr gut, was er von mir wollte; aber ich spürte trotzdem Lust, ihn zu besuchen. Ich beriet mich mit klugen Leuten, und wir fanden, wenn ich die Liebenswürdigkeit unseres Wachmanns immer ablehnte, könnte das leicht seinen Argwohn gegen die Backstube noch bestärken.

So ging ich also auf Besuch zu Nikiforytsch. Ein Drittel seiner kleinen Kabuse nahm der große russische Ofen ein, ein zweites Drittel das zweischläfrige Bett hinter dem Kattun-

vorhang, mit vielen Kissen in roten Bezügen. Den Rest des Raumes zierten ein Schrank für das Geschirr, ein Tisch, zwei Stühle und eine Bank unter dem Fenster. Nikiforytsch sitzt mit aufgeknöpfter Uniform auf der Bank und verdeckt mit seinem Körper das einzige kleine Fenster. Neben mir sitzt seine Frau, ein vollbusiges, etwa zwanzigjähriges Weibchen, mit rotem Gesicht, listigen, bösartigen, seltsam fliederfarbigen Augen. Ihre grellroten Lippen sind launisch geschürzt, die dünne Stimme klingt grimmig trocken.

„Mir ist bekannt," sagt der Polizist, „daß meine Patentochter Sekleteja zu euch in die Backstube kommt. Sie ist ein ganz liederliches, gemeines Mädel. Alle Weiber sind gemein."

„So? Wirklich alle?" fragt seine Frau.

„Allesamt!" erklärt Nikiforytsch mit Bestimmtheit und klimpert mit seinen Medaillen wie ein Pferd mit dem Geschirr. Dann schlürft er Tee aus seiner Untertasse und wiederholt mit Behagen:

„Gemein und liederlich sind sie, von der letzten Straßendirne... bis herauf zu den Zarinnen! Die Königin von Saba ist tausend Werst weit durch die Wüste gereist, zu König Salomo, nur um Schweinerei mit ihm zu treiben. Und auch unsere Zarin Katharina — wenn sie auch die Große heißt — na..."

Er erzählte sehr ausführlich die Geschichte von einem Ofenheizer, der sich in einer einzigen mit der Zarin verbrachten Nacht alle Rangstufen vom Sergeanten bis zum General hinauf erwarb. Seine Frau hörte aufmerksam zu, leckte sich behaglich die Lippen und stieß mich unter dem Tisch mit dem Fuß ans Bein. Nikiforytsch sprach fließend und gewählt und ging bald, eigentlich ohne daß ich es recht merkte, zu einem andern Gegenstand über.

„Da ist zum Beispiel der Student des ersten Jahrgangs Pletniow."

Seine Ehegattin seufzte und warf ein:

„Hübsch ist er ja gerade nicht, aber gut."

„Wer?"

„Herr Pletniow."

„Erstens ist der kein Herr. Ein Herr wird er erst, wenn er ausstudiert hat. Einstweilen ist er einfach ein Student, so wie es Tausende bei uns gibt. Zweitens, was heißt: gut?"

„Lustig. Jung."

„Erstens: der Pajaz im Puppentheater ist auch lustig..."

„Ein Pajaz ist aber für Geld lustig."

„Pscht! Zweitens: jeder Laseköter ist auch mal ein junger Hund gewesen..."

„Ein Pajaz ist doch so wie ein Affe..."

„Pscht — habe ich gesagt! Wie? Hast du das nicht gehört?"

„Ja doch, ich hab's gehört."

„Na also..."

Als Nikiforytsch sein Weib so in ihre Schranken verwiesen hatte, gab er mir den guten Rat:

„Ja, also, sieh doch zu, daß du den Pletniow näher kennenlernst. Das ist ein interessanter Mensch."

Weil er mich ja höchstwahrscheinlich doch schon wiederholt mit Pletniow auf der Straße gesehen haben mußte, erwiderte ich:

„Wir kennen uns schon längst."

„Ach! Wirklich? Nein, so was..."

In seinen Worten klang es wie Ärger; er machte eine plötzliche Bewegung, und seine Medaillen klapperten wieder. Ich aber war sehr auf meiner Hut; denn ich wußte wohl, daß Pletniow gewisse Flugblätter hektographisch vervielfältigte.

Die Frau stieß mich wieder mit dem Fuß an und machte sich verschmitzt lustig über ihren Alten. Er blähte sich auf wie ein Pfau und schlug ein üppiges Rad von Worten und Phrasen. Die Scherze, die sich seine Gattin mit mir erlaubte, lenkten

mich vom Zuhören ab, und ich bemerkte wieder nicht, wie er den Ton änderte, leiser und eindringlicher wurde:

„Das ist wie ein unsichtbarer Faden — verstehst du?" fragte er mich und schaute mir mit rund aufgerissenen Augen ins Gesicht, als habe ihn etwas erschreckt.

„Seine Majestät den Kaiser mußt du als eine Spinne ansehen..."

„Au, was redst du da?" schrie die Frau.

„Halt's Maul! Dummes Weib! Das sagt man doch nur so, damit es leichter verständlich ist! Ich sage das doch nicht als Schmähung, du Kuh! Räum den Samowar fort..."

Er zog die Brauen zusammen, kniff die Augen zu und fuhr dann mit Emphase fort:

„Also — ein unsichtbarer Faden — als ob das Ganze ein Spinngewebe wäre — geht aus vom Herzen Seiner Kaiserlichen Majestät unseres großen Herrn und Kaisers Alexander III. — die andern Titel lasse ich fort — er geht durch alle Minister hindurch, durch Seine Hohe Exzellenz den Herrn Gouverneur und alle hohen Stellen bis herab zu mir und zum allerletzten Soldaten. Durch diesen Faden ist also alles gebunden und eingesponnen, und durch seine unsichtbare Festigkeit hält sich in alle Ewigkeit das Zartum unseres Kaisers. Aber Polakken, Juden und auch manche Russen sind von der schlauen englischen Königin bestochen und versuchen, diesen Faden zu zerreißen, wo es geht. Und dann tun sie so, als wären sie fürs Volk!"

Dann beugte er sich zu mir über den Tisch und fragte flüsternd, in strengem Ton:

„Hast du nun verstanden? So ist es! Warum ich dir das erzähle? Dein Bäcker lobt dich, er meint, du seist ein kluger Junge und ehrlich und lebst so allein. Aber zu euch in die Bäckerei kommen immer diese Studenten gelaufen, und nächte-

lang sitzen sie bei der Derenkowa herum. Wenn es nur einer wäre, da könnte man das ja verstehen. Aber wenn es viele werden? Ha? Ich will ja gar nichts gegen die Studenten sagen. Heute ist so einer noch Student und morgen vielleicht schon Staatsanwalt. Die Studenten sind brave Leute, aber sie haben es ein bißchen zu eilig, große Rollen zu spielen, und sie lassen sich von den Feinden des Zaren betölpeln! Verstehst du mich? Ich will dir noch was sagen ..."

Aber er konnte nicht weiterreden. Die Tür flog weit auf, und ein rothaariger kleiner Alter trat ein, einen Riemen um den krausen Kopf, mit einer Flasche Schnaps in der Hand und bereits betrunken.

„Wollen wir Dame spielen?" fragte er vergnügt und ließ dann gleich ein Schnellfeuer von Scherzworten prasseln.

„Mein Schwiegervater, der Vater meiner Frau", sagte Nikiforytsch ärgerlich und düster.

Ein paar Minuten später verabschiedete ich mich und ging. Das verschmitzte Weibsbild kniff mich rasch noch einmal, ehe sie die Türe hinter mir schloß, und sagte:

„Wie rot die Wolken sind — wie Feuer!"

Am Himmel aber schwebte eine einzige goldige Wolke.

Ohne meine Lehrer kränken zu wollen, muß ich doch sagen, daß der Wachmann mir das Wesen des Staatsmechanismus treffender und anschaulicher erklärt hatte, als sie alle zusammen. Irgendwo sitzt eben eine Spinne, und von ihr geht dieser „unsichtbare Faden" aus, der das ganze Leben bindet und fesselt. Bald war ich so weit, überall die festen Maschen dieses Fadens zu fühlen.

Spät am Abend, als die „Prinzipalin" den Laden geschlossen hatte, rief sie mich zu sich und teilte mir in ernstem Ton mit, sie habe den Auftrag, herauszubringen, worüber der Wachmann mit mir gesprochen habe.

„Ach, lieber Gott", rief sie ärgerlich, als sie meinen ausführlichen Bericht entgegengenommen hatte, lief wie eine Maus aus einer Ecke des Zimmers in die andere und schüttelte den Kopf dazu. „Was, versucht Sie denn der Bäcker gar nicht auszuhorchen? Seine Geliebte ist doch eine Verwandte von Nikiforytsch, nicht? Weggejagt werden muß er!"

Ich stand da, an den Türpfosten gelehnt, und schaute sie forschend an. Sie hatte das Wort „Geliebte" gar zu unbefangen ausgesprochen. Das gefiel mir nicht recht. Auch ihr Entschluß, den Bäcker wegzujagen, gefiel mir nicht.

„Seien Sie ja recht vorsichtig", sagte sie, und wie immer verwirrte mich der dringliche Blick ihrer Augen — er scheint mich noch etwas zu fragen, was ich nicht verstehen kann. Jetzt blieb sie vor mir stehen und legte die Hände auf den Rücken.

„Weshalb sind Sie eigentlich immer so finster?"

„Meine Großmutter ist kürzlich gestorben."

Das schien ihr komisch vorzukommen. Sie lächelte und fragte mich:

„Haben Sie die sehr liebgehabt?"

„Ja. — Weiter wollen Sie nichts?"

„Nein."

Ich entfernte mich und schrieb in der Nacht ein Gedicht nieder, in dem, wie ich mich entsinne, der eigenwillige Vers vorkam:

„Sie sind nicht, was Sie scheinen wollen . . ."

Es wurde nun bestimmt, die Studenten sollten so selten wie möglich in die Bäckerei gehen. Seit ich sie nicht mehr sah, war mir fast jede Möglichkeit geraubt, mich über unverständliche Stellen in den Büchern, die ich gerade las, belehren zu lassen. Ich schrieb deshalb die Fragen, an denen mir lag, in ein besonderes Heft. Aber eines Tages schlief ich vor Müdigkeit über

diesem Heft ein, und der Bäcker las meine Aufzeichnungen. Er weckte mich und fragte:

„Was schreibst du dir da eigentlich auf? ‚Weshalb hat Garibaldi den König nicht vertrieben?' Was heißt: ‚Garibaldi?' Und dann — darf man denn Könige ‚vertreiben'?"

Er schleuderte mein Heft zornig auf eine Mehlkiste, kletterte auf den Wasserkasten und brummte noch:

„Nu sieh mal einer an! Könige muß er vertreiben? Lächerlich! Laß lieber solche Witze! Das kommt alles vom vielen Lesen! Es ist jetzt vielleicht fünf Jahre her, da haben in Saratow die Gendarmen solche lesewütige Kerle noch eingefangen wie Mäuse. Ja! Der Nikiforytsch hat ohnehin schon ein Auge auf dich! Laß das lieber — Könige zu vertreiben!"

In seinen Worten klang eigentlich Wohlwollen für mich. Aber ich durfte ihm nicht so antworten, wie ich es gern getan hätte. Man hatte mir untersagt, mit dem Bäcker über „gefährliche Dinge" zu reden.

In der Stadt ging damals ein aufrührerisches Büchlein von Hand zu Hand. Man las es und disputierte darüber. Ich bat den Tierarzt Lawrow, mir das Heft zu besorgen; aber er machte mir nicht erst Hoffnung darauf:

„Äh, nein, Verehrter, rechnen Sie nicht darauf! Übrigens, ich glaube, in diesen Tagen soll das Heft irgendwo vorgelesen werden. Vielleicht nehme ich Sie mit dorthin ..."

Um Mitternacht vor Mariä Himmelfahrt wandere ich über das Arsker Feld und folge in der Finsternis der Gestalt Lawrows, der mir etwa fünfzig Sashen voraus ist. Das Feld liegt völlig einsam da; trotzdem bewege ich mich mit aller Vorsicht vorwärts — so hatte Lawrow mir geraten. Das heißt also, ich pfeife und trällere vor mich hin und spiele einen angesäuselten Handwerker. Über mir ziehen träge schwarze Wolkenfetzen dahin; wie ein goldener Ball rollt mitten unter ihnen der

Mond; Schatten liegen auf der Erde, die Pfützen blinken wie Silber und Stahl. Weit hinter mir summt grimmig die Stadt.

Mein Führer macht bei einem Gartenzaun hinter der Geistlichen Akademie halt; ich hole ihn eilig ein. Stumm klettern wir über den Zaun, gehen durch einen dicht verwachsenen Garten; wir stoßen an die Zweige der Bäume, und große Wassertropfen fallen auf uns hernieder. Dann bleiben wir an einer Hauswand stehen und pochen leise an den Laden eines fest verschlossenen Fensters. Das Fenster wird von einem bärtigen Mann geöffnet, hinter dem ich nur Finsternis sehe und keinen Laut höre.

„Wer ist da?"

„Von Jakow ..."

„Kommt rein!"

In der Pechfinsternis spürt man doch die Anwesenheit von vielen Menschen, man hört das Rascheln von Kleidern und Füßen, leises Husten, Flüstern. Ein Zündholz flammt auf und beleuchtet mein Gesicht. An den Wänden, auf dem Fußboden sehe ich ein paar dunkle Gestalten.

„Sind alle da?"

„Ja."

„Verhängt die Fenster, damit man kein Licht durch die Ritzen der Laden sehen kann."

Eine ärgerliche Stimme fragt laut:

„Wer war denn so schlau, uns in ein unbewohntes Haus zusammenzuholen?"

„Ruhig da!"

In einer Ecke wurde eine kleine Lampe angezündet. Der Raum war ganz leer, ohne Möbel. Nur zwei Kisten standen da; über diese Kisten hatte man ein Brett gelegt, und auf dem Brett saßen, wie Dohlen auf einem Zaun, fünf Menschen. Die Lampe stand auch auf einer auf die kleine Seite aufrecht gestellten

Kiste. An den Wänden, auf dem Fußboden, saßen noch drei Menschen und einer auf dem Fensterbrett — ein auffallend dünner, bleicher junger Mann mit langen Haaren. Außer ihm und dem Bärtigen kannte ich alle Anwesenden. Der Bärtige teilte mit tiefer Baßstimme mit, er werde jetzt die Broschüre „Unsere Meinungsverschiedenheiten" von Georgij Plechanow, einem früheren „Narodowolez", vorlesen.

In der Finsternis, auf dem Fußboden, brummt jemand:

„Wissen wir..."

Das Geheimnisvolle der Situation ist mir ein angenehmes Gefühl; die Poesie des Geheimnisvollen ist die höchste Poesie, die es gibt. Ich komme mir vor wie der Gläubige beim Morgengottesdienst in der Kirche und muß an die Katakomben der ersten Christen denken. Die etwas dumpfe Baßstimme erfüllt den Raum und spricht die einzelnen Worte sehr deutlich aus.

„Dum—mes Zeug", brummt wieder jemand aus der Ecke.

Dort in der Finsternis funkelt geheimnisvoll, matt etwas Metallisches, das mich an den Helm eines Kriegers denken läßt. Ich denke mir, es muß wohl eine Ofenklappe sein.

Im Zimmer summen gedämpfte Stimmen, ballen sich zu einem dunklen Chaos heißer Worte, und man kann nicht verstehen, was der einzelne sagt. Vom Fensterbrett her, über meinem Kopf, fragt jemand laut und höhnisch:

„Wollen wir nun also lesen oder nicht?"

Das spricht der langhaarige blasse Jüngling. Alles verstummt, man hört nur noch den Baß des Vorlesenden. Zündhölzer flammen auf, Zigaretten glühen rötlich und beleuchten versonnen dasitzende Menschen, zugekniffene oder weit geöffnete Augen.

Die Vorlesung währt ermüdend lange. Ich bin schon matt vom Zuhören, obwohl mir die scharfen, treffsicheren Worte gefallen, die sich so leicht und schlicht zu überzeugenden Gedanken fügen.

Da plötzlich bricht die Stimme des Vorlesers unerwartet ab, und sofort erfüllen Ausrufe der Empörung den Raum:

„Renegat!"

„Klingendes Erz..."

„Er speit ja auf all das Blut, das unsere Helden vergossen haben..."

„Nachdem Generalow, Uljanow durch Henkershand umgekommen sind..."

Und wieder tönt vom Fensterbrett die Stimme des Jünglings:

„Herrschaften, könntet ihr nicht vielleicht eure Schimpfreden durch ernsthafte Erwiderungen ersetzen?"

Ich mag Zankereien nicht, kann sie nicht ausstehen; es fällt mir schwer, den launischen Sprüngen aufgeregten Denkens zu folgen, und mich ärgert immer der Egoismus der Streitenden.

Der Jüngling beugte sich vom Fensterbrett herab und fragte mich:

„Sind Sie nicht Peschkow, der Bäcker? Ich heiße Fedosejew. Wir sollten Bekanntschaft machen! Eigentlich ist hier doch nichts los, der Skandal wird noch lange dauern, und es kommt sicher nur wenig heraus dabei. Kommen Sie lieber mit."

Von Fedosejew hatte ich schon gehört: es hieß, er habe einen sehr ernsthaften Zirkel von jungen Leuten geschaffen, und mir gefiel sein blasses, nervöses Gesicht mit den tiefliegenden Augen.

Als wir dann zusammen über das Feld schritten, fragte er mich, ob ich schon Bekanntschaften unter den Arbeitern gemacht hätte, was ich läse, ob ich viel freie Zeit habe. Er sagte unter anderem:

„Ich habe da allerhand über Ihre Bäckerei gehört. Seltsam, daß Sie sich mit solchen Dummheiten abgeben. Was haben Sie nur davon?"

Ich hatte seit einiger Zeit selbst schon das Gefühl, daß ich das eigentlich nicht tun sollte. Das sagte ich ihm auch. Er

freute sich über meine Worte, drückte mir kräftig die Hand und berichtete mir mit einem hellen Lächeln, er verreise am übernächsten Tage auf etwa drei Wochen, würde mir aber nach seiner Rückkehr Nachricht geben, wie und wo wir uns treffen könnten.

Die Geschäfte in der Bäckerei gingen ausgezeichnet — mir persönlich ging es aber immer schlechter. Wir waren umgezogen, und die Zahl meiner Obliegenheiten wurde immer größer. Ich mußte in der Backstube arbeiten, mußte Semmeln austragen — in Privathäuser, in die Akademie und in das Adlige Töchterstift. Die jungen Damen suchten sich aus meinem Korb ihre Milchbrote aus und steckten mir Briefchen zu; nicht selten las ich auf hübschem Briefpapier in halbkindlicher Handschrift zu meinem Staunen abscheuliche zynische Worte. Ich hatte ein seltsames Gefühl, wenn in lustiger Schar die sauber gekleideten, helläugigen jungen Mädchen meinen Korb umringten und unter neckischen Grimassen mit ihren kleinen rosigen Pfoten in meinen Semmeln kramten. Ich schaute sie dann an und mühte mich, zu erraten, welche von ihnen mir wohl diese schamlosen Briefe schrieben — vielleicht überhaupt ohne den gemeinen Sinn ihrer Worte richtig zu verstehen. Und in Erinnerung an die schmutzigen „Freudenhäuser" dachte ich:

„Reicht etwa aus diesen Häusern ein ‚unsichtbarer Faden' bis hierher?"

Eins von den jungen Mädchen, eine vollbusige Brünette mit starkem Zopf, hielt mich einmal auf dem Korridor an und sagte hastig und leise:

„Ich schenke dir zehn Kopeken, wenn du diesen Brief an den Adressaten besorgst."

Ihre freundlichen dunklen Augen füllten sich mit Tränen, sie blickte mich an und biß sich dabei fest auf die Lippen, während tiefes Rot ihre Wangen und Ohren überzog. Die zehn

Kopeken anzunehmen lehnte ich edelmütig ab; den Brief aber nahm ich mit und überbrachte ihn dem Sohne eines Mitgliedes des Kassationshofes, einem langen Studenten mit hektisch roten Wangen. Er bot mir einen halben Rubel an und zählte das Geld stumm und nachdenklich in Kupferstücken auf. Als ich erklärte, ich wolle es nicht haben, schob er sein Kupfergeld wieder in die Hosentasche, griff aber versehentlich daneben, und alles fiel auf den Fußboden.

Er sah ganz verdutzt zu, wie seine Fünfer und Zweier nach allen Seiten fortrollten, und rieb sich so heftig die Hände, daß die Fingerspitzen knackten. Dann murmelte er, schwer seufzend:

„Was soll ich da tun? Nun, dann leb wohl! Ich muß überlegen ...“

Ich weiß nicht, was bei dem Überlegen herausgekommen ist; aber das kleine Fräulein tat mir sehr leid. Sie verschwand bald aus der Anstalt. Etwa fünfzehn Jahre später sah ich sie in der Krim als Schullehrerin wieder. Sie litt an Tuberkulose und sprach von allem in der Welt mit der schonungslosen Erbitterung eines Menschen, der sich vom Leben gekränkt fühlt.

Wenn ich meine Semmeln ausgetragen hatte, legte ich mich schlafen. Abends arbeitete ich in der Backstube, um gegen Mitternacht Milchbrot in den Laden zu liefern: der Semmelladen war neben dem Stadttheater, und nach der Vorstellung kam das Publikum gern zu uns, um warme Semmeln zu essen. Dann ging ich Teig kneten für Wiegebrot und französische Semmeln. Und fünfzehn bis zwanzig Pud so mit den Händen durchzukneten — das ist kein Kinderspiel!

Darauf schlief ich nochmals zwei, drei Stunden und mußte dann wieder Semmeln austragen.

Und so — Tag für Tag!

Aber mich beherrschte ein unwiderstehlicher Drang, das

„Vernünftige, Gute, Ewige" zu säen. Ich war sehr mitteilsam und verstand lebendig zu erzählen; meine Phantasie war immer von dem Erlebten und Gelesenen angeregt. Ich brauchte nicht viel dazu, um aus einem alltäglichen Geschehnis eine spannende Geschichte zu machen, die sich immer irgendwie auf dem bewußten „unsichtbaren Faden" aufbaute. Ich hatte Bekannte unter den Arbeitern der Fabriken von Krestownikow und Alafusow. Besonders nahe getreten war mir der alte Weber Nikita Rubzow, ein Mann, der fast in allen Webereien Rußlands gearbeitet hatte, ein Unruhgeist, aber ein kluger Kopf.

„Siebenundfünfzig Jahre wandle ich jetzt schon auf Erden, mein lieber Lexej Maximytsch, du junger Kienappel, du neugebauter Kahn", sagte er mit gedämpfter Stimme und lächelte mit seinen kranken, grauen Augen unter grauen Brillengläsern, die er eigenhändig in Kupferdraht gefaßt hatte, wovon er auf dem Nasenrücken und hinter den Ohren Grünspanflecken hatte. Die Weber nannten ihn immer „den Deutschen", weil er Kinn und Backenbart rasierte und nur den harten Schnurrbart und ein dichtes Büschel grauer Haare unter der Unterlippe stehen ließ. Er war mittelgroß, mit breiter Brust, und immer von einer gewissen schwermütigen Heiterkeit.

„Ich gehe gern in den Zirkus", sagte er einmal und neigte seinen kahlen, beuligen Schädel auf die linke Schulter. „Wie man Pferde und anderes Viehzeug dressieren kann, was? Das macht Spaß! Da bekomme ich wirklich Hochachtung vor solchen Tieren und denke mir im stillen: na, dann müßte man doch eigentlich die Menschen ebenfalls so abrichten können, daß sie ihren Verstand auch benutzen. So ein Tier kriegen diese Zirkusleute mit einem Stück Zucker rum — na ja, wir können uns natürlich den Zucker einfach beim Kaufmann holen. Wir brauchen so eine besondere Sorte Zucker für die Seele, und zwar ist das: liebevolle Behandlung! Also, mein Junge, mit

Liebe muß man wirken, aber nicht mit dem Knüppel, wie das bei uns so üblich ist. Stimmt's?"

Er selbst behandelte die Menschen durchaus nicht liebevoll; er sprach mit ihnen immer halb verächtlich und höhnisch, und gab's Streit, so erwiderte er nur mit einsilbigen Ausrufen, offenbar stets bemüht, den andern möglichst zu kränken. Ich hatte ihn in einer Bierstube kennengelernt. Man wollte ihn verprügeln und hatte ihn bereits zweimal geschlagen; da trat ich für ihn ein und brachte ihn fort.

„Hat man Sie sehr schlimm gehauen?" fragte ich, als ich mit ihm im leichten Herbstregen durch die Finsternis dahinschritt.

„Nun — das nenne ich doch gar nicht hauen!" sagte er gleichmütig. „Sag mal, warum nennst du mich eigentlich ‚Sie'?"

Damit fing unsere Bekanntschaft an. Anfangs verspottete er mich immer mit Witz und Geschick; aber als ich ihm erzählt hatte, welche Rolle im Leben der „unsichtbare Faden" spielt, rief er nachdenklich:

„Du, weißt du — dumm bist du nicht, nein! Sieh mal an ..." Und seither behandelte er mich mit väterlichem Wohlwollen und nannte mich sogar beim Vor- und Vatersnamen.

„Deine Gedanken, bester Lexej Maximytsch, lieber Kerl — das sind richtige Gedanken. Bloß — niemand wird dir glauben, das ist der Jammer ..."

„Glauben S i e mir denn?"

„Ich bin ein obdachloser Köter, ein kurzschwänziger — aber das Volk besteht aus Kettenhunden, die alle viel am Schwanz haben: Frauen und Kinder und allerhand Krimskram ... Und jeder Köter ist in seine Hütte verliebt. Sie werden dir nicht glauben. Bei uns — in der Morosowschen Fabrik — war mal so eine Sache. Wer vornean geht, dem haut man über den Kopf;

aber der Kopf ist was anderes als der Hintere und tut länger weh ..."

Er sprach anders, als er den Schlosser Jakow Schaposchnikow kennengelernt hatte, einen Arbeiter von Krestownikow: der schwindsüchtige Gitarrenspieler und Bibelkenner überraschte ihn durch sein wütendes Leugnen der Existenz Gottes. Nach allen Seiten blutige Fetzen seiner faulenden Lungen ausspeiend, legte Jakow bestimmt und leidenschaftlich dar:

„Als erstes: ich bin absolut nicht als Ebenbild Gottes und Gott zum Bilde geschaffen — ich weiß nichts, kann nichts und bin außerdem kein guter Mensch — nein, ich bin kein guter Mensch! Dann zweitens: Gott weiß nicht, wie schwer ich es habe, oder er weiß es und vermag nicht, mir zu helfen, oder er kann helfen — jawohl! — und will nicht. Zum dritten: Gott ist nicht allwissend, nicht allmächtig, nicht gütig, sondern er ist einfach gar nicht da! Das ist alles nur Lüge, alles ist Lüge, das ganze Leben ist nur eine Lüge, aber ich lasse mich nicht betrügen."

Rubzow war so erstaunt, daß er zunächst stumm blieb; dann wurde er ganz grau vor Wut und fing an, wüst zu schimpfen; doch Jakow entwaffnete ihn mit der feierlichen Sprache seiner Bibelzitate und nötigte ihn, zu schweigen und sich nachdenklich in sich selbst zurückzuziehen.

Beim Sprechen wurde Schaposchnikow beinahe furchterregend. Er hatte ein bräunliches, feines Gesicht, krause schwarze Haare wie ein Zigeuner, und unter bläulichen Lippen funkelten Wolfszähne. Seine dunklen Augen waren starr geradeaus auf das Gesicht des Gegners gerichtet, und es war nicht leicht, diesen schweren, niederbeugenden Blick auszuhalten — er erinnerte mich an die Augen jenes an Größenwahn leidenden Irren.

Als Rubzow mit mir zusammen von Jakow heimkehrte, sagte er finster:

„Gegen Gott ist noch keiner in meiner Gegenwart aufgetreten. So etwas habe ich noch nie in meinem Leben gehört. Alles mögliche habe ich gehört, aber so etwas noch nie. Nun ja, natürlich, diesem Menschen ist kein langes Leben beschieden auf Erden. Gewiß, das kann einem leid tun. Er ist eben weißglühend vor Erbitterung ... Sehr interessant ist das, Bester, sehr interessant!"

Er schloß sich rasch freundschaftlich an Jakow an und kochte förmlich, regte sich auf und rieb sich immerzu mit den Fingern seine kranken Augen.

„Ja, ja", sagte er schmunzelnd. „Also — Gott soll nun pensioniert werden? Hm. Was den Zaren anbetrifft, mein Kerlchen, da habe ich so meine eigenen Gedanken: m i r tut der Zar nichts. Es handelt sich nicht um den Zaren — sondern um unsere Arbeitgeber. Ich finde mich mit jedem beliebigen Zaren ab, meinethalben auch mit Iwan dem Schrecklichen: sitz du nur ruhig, regiere, wenn es dir Spaß macht, nur eins — verhilf m i r zu meinem R e c h t gegen meine Arbeitgeber. Das ist es! Wenn du das tust, will ich dich mit goldenen Ketten an deinen Thron anschmieden, beten will ich zu dir ..."

Nachdem er „König Hunger" gelesen hatte, sagte er:

„Das ist alles vollkommen richtig."

Als er zum erstenmal eine lithographierte Broschüre sah, fragte er mich:

„Wer hat das eigentlich geschrieben? Schön deutlich schreibt der Mann. Sage ihm Dank auch von mir."

Rubzow besaß eine unersättliche Wißbegier. Mit gespanntester Aufmerksamkeit hörte er Schaposchnikows unerhörte Gotteslästerungen an, stundenlang lauschte er meinen Erzählungen von Büchern und lachte fröhlich, den Kopf zurückwerfend und den Hals herausdrückend, ganz entzückt:

„Eine feine Sache ist das doch, der menschliche Verstand, oh, eine feine Sache!"

Er selbst konnte nur mit Mühe lesen, seine kranken Augen machten es ihm schwer — aber er wußte doch vieles und setzte mich häufig dadurch in Staunen:

„Die Deutschen haben da einen Zimmermann von ganz ungewöhnlichem Verstand. Den ladet sogar der König ein, um seinen Rat zu hören."

Durch meine Fragen brachte ich heraus, daß er Bebel meinte.

„Woher wissen Sie denn das?"

„Ich weiß es eben", antwortete er und kratzte sich mit dem kleinen Finger seinen beuligen Schädel.

Schaposchnikow interessierte sich nicht für die schwere Wirrnis des Lebens, er war völlig beschäftigt mit der Vernichtung Gottes und der Verhöhnung der Geistlichkeit. Denn ganz besonders haßte er die Mönche.

Einmal fragte ihn Rubzow friedlich:

„Weshalb krakeelst du eigentlich immer nur gegen Gott, Jakow?"

Der heulte noch erboster los:

„Warum soll ich denn nicht, wie? Fast zwanzig Jahre lang habe ich geglaubt und habe in der Furcht Gottes gelebt. Geduldet habe ich. Widerspruch gab es nicht, alles ist eben von oben so bestimmt. Gelebt habe ich wie in Fesseln. Dann las ich mich in die Bibel hinein und sah, daß alles nur Schwindel war. Schwindel ist alles, Nikita!"

Und er arbeitete mit der Hand, als wollte er den „unsichtbaren Faden" zerreißen, und weinte dabei beinahe:

„Du siehst ja — deshalb muß ich auch vor der Zeit sterben."

Ich hatte noch ein paar interessante Bekannte. Häufig lief ich in die Backstube von Semionow zu meinen alten Genossen, die mich immer freudig aufnahmen und mir gern zuhörten.

Aber Rubzow wohnte in der Admiralitäts-Vorstadt, Schaposchnikow im Tatarenviertel, weit hinter dem Kaban, fast fünf Werst von Rubzow entfernt, und ich sah sie nur selten. Zu mir konnte aber kein Besuch kommen, ich hatte keinen Raum, um Gäste zu empfangen; außerdem hatte der neue Bäcker, ein verabschiedeter Soldat, Bekannte unter den Gendarmen; der Hinterhof des Gendarmeriegebäudes stieß an unsern Hof, und die schmucken „blauen Uniformen" pflegten über den Zaun zu uns herüberzuklettern, um Semmeln für den Oberst und Brot für sich selbst zu holen. Man hatte mir auch geraten, nicht zu viel unter Leute zu gehen, um in der Bäckerei nicht unnötiges Aufsehen zu erregen.

Ich sah schließlich, daß meine Arbeit eigentlich keinen Sinn mehr hatte. Es geschah immer häufiger, daß Leute, die nicht mit der geschäftlichen Lage rechneten, so unachtsam Geld aus der Kasse nahmen, daß hinterher nichts da war, um das Mehl zu bezahlen. Derenkow zupfte seinen Bart und lachte trübe:

„Wir werden noch Bankrott machen."

Ihm ging es auch schlecht: die rothaarige Nastja hatte einen dicken Bauch, fauchte wie eine bösartige Katze und sah alles und jeden mit ihrem grünen, beleidigten Blick an.

Sie ging gerade auf Andrej los, als sähe sie ihn nicht; er machte ihr schuldbewußt lächelnd Platz und seufzte.

Manchmal beklagte er sich mir gegenüber:

„Alles ist so ohne rechten Ernst. Alle nehmen immer ganz ohne Sinn und Verstand. Ich habe mir ein halbes Dutzend Socken gekauft — und gleich waren sie verschwunden."

Die Sache mit den Socken war natürlich nur lächerlich; aber ich lachte durchaus nicht, da ich sah, wie sich der bescheidene, uneigennützige Mann quälte, stets bemüht, eine nützliche Sache in Gang zu bringen, und wie sich seine ganze Umgebung leichtsinnig und sorglos der Sache gegenüber verhielt und sie

zugrunde richtete. Derenkow rechnete nicht auf die Dankbarkeit der Menschen, denen er diente; aber er hätte doch Anspruch auf ein achtsameres, freundschaftlicheres Verhalten ihm gegenüber gehabt. Und das fand er nicht. Seine Familie zerfiel sehr rasch. Der Vater erkrankte an einer Art harmlosen Irrsinns auf religiöser Grundlage; der jüngere Bruder fing an zu trinken und sich mit Mädels herumzutreiben; die Schwester benahm sich, als gehörte sie gar nicht mehr zur Familie, und hatte anscheinend einen unerfreulichen Roman mit dem rothaarigen Studenten angefangen — denn ich beobachtete häufig, daß ihre Augen vom Weinen geschwollen waren, und ich begann den Studenten zu hassen.

Mir kam es so vor, als sei ich in Marja Derenkowa verliebt. Außerdem war ich in die Verkäuferin in unserm Laden verschossen — Nadeshda Stscherbatowa, ein strammes, rotbäckiges Mädchen, die beständig ein freundliches Lächeln auf ihren Purpurlippen hatte. Ich war eben überhaupt verliebt... Meine Jahre, mein Charakter und das Wirre meines Lebens verlangten Beziehungen zu einer Frau, und das kam ja auch eher zu spät als zu früh. Ich brauchte einfach weibliche Zärtlichkeit oder wenigstens freundschaftliches Interesse einer Frau für mich; ich mußte offen über mich selbst sprechen können, um mich in dem Wirrwarr zusammenhangloser Gedanken, dem Chaos der Eindrücke zurechtfinden zu können.

Freunde hatte ich nicht. All die Leute, die mich nur als „zu bearbeitendes Rohmaterial" betrachteten, weckten keine Sympathien in mir und regten mich nicht zur Offenheit an. Wenn ich einmal anfing, mit ihnen über etwas zu sprechen, was sie nicht interessierte, dann gaben sie mir den Rat:

„Lassen Sie das lieber!"...

Gurij Pletniow wurde verhaftet und nach Petersburg gebracht, ins Gefängnis „Kresty". Der erste, der mir davon

erzählte, war Nikiforytsch, als er mich einmal frühmorgens auf der Straße traf. Nachdenklich und triumphierend schritt er auf mich zu, mit allen Medaillen behängt, als käme er von der Parade; er hob die Hand zur Mütze und ging stumm an mir vorüber, blieb dann aber sofort stehen und sagte mit zorniger Stimme hinter meinem Rücken:

„Heute nacht ist Gurij Alexandrowitsch verhaftet worden."

Dann machte er eine bedauernde Geste, blickte sich um und setzte leiser hinzu:

„Mit dem Jungen ist's aus..."

Es kam mir so vor, als blinkten Tränen in seinen listigen Augen.

Ich wußte, daß Pletniow mit seiner Verhaftung rechnete; er hatte mich selbst darauf vorbereitet und hatte mir und auch Rubzow, mit dem er sich ebenso angefreundet hatte wie ich, geraten, ihn zu meiden.

Nikiforytsch blickte auf seine Füße und fragte verdrießlich:

„Warum besuchst du mich gar nicht mehr?"

Am Abend ging ich zu ihm. Er war eben aus dem Schlaf erwacht, saß auf seinem Bett und trank Kwas. Seine Frau stopfte, tief gebückt, am Fenster Strümpfe.

„Ja, so ist es also", begann der Polizist, kratzte seine dicht behaarte Brust und blickte mich sinnend an. „Verhaftet ist er. Man hat eine Kasserolle bei ihm gefunden, in der er Druckerschwärze für Flugblätter gegen den Kaiser gekocht hat."

Dann spuckte er auf den Fußboden und schrie seiner Frau zornig zu:

„Gib mir meine Hosen!"

„Gleich", antwortete sie, ohne den Kopf zu heben.

„Er tut ihr leid. Sie heult", sagte der Alte und wies mit den Augen auf seine Frau. „Mir tut er auch leid. Aber — wie kann nur ein Student etwas gegen den Kaiser tun?"

Dann begann er sich anzuziehen und sagte:

„Ich gehe einen Augenblick hinaus... Mach den Samowar zurecht, du da..."

Die Frau sah reglos zum Fenster hinaus — als er aber die Tür nach draußen hinter sich zugemacht hatte, wandte sie sich um, drohte mit der energisch geballten Faust nach der Tür und zischte voll Wut durch die entblößten Zähne:

„Uh, altes Aas du!"

Ihr Gesicht war vom Weinen geschwollen, das linke Auge durch eine große Beule fast verschlossen. Sie sprang auf, trat an den Ofen, beugte sich über den Samowar und zischte:

„Betrügen tue ich ihn — so betrügen will ich ihn, daß er laut heulen soll! Wie ein Wolf soll er heulen! Glaub du ihm nichts, nicht ein einziges Wort glaub ihm! Er möchte dich auch nur hineinlegen. Das ist ja alles Lüge — kein Mensch tut ihm leid. Wie ein Fischer ist er! Er weiß ganz genau Bescheid über euch. Er lebt ja überhaupt davon. Das ist sein einziges Vergnügen, Menschen zu fangen..."

Sie trat ganz dicht an mich heran und sagte mit bettelnder Stimme:

„Sei doch ein bißchen lieb zu mir, ja..."

Mir war die Frau unsympathisch, aber in ihrem Auge lag so viel erbittertes, quälendes Weh, daß ich sie umarmte und ihre spröden, zerzausten, fettigen Haare streichelte.

„Wem spioniert er denn jetzt nach?"

„In einem Gasthof auf der Rybnoriadskaja ist er hinter jemand her."

„Weißt du nicht den Namen?"

Lächelnd antwortete sie:

„Warte, das werde ich ihm sagen, daß du mich danach fragst! Da kommt er... Dem Gurotschka hat er auch nachspioniert..."

Und sie sprang wieder zum Ofen zurück.

Nikiforytsch brachte eine Flasche Wodka, Eingemachtes und Brot. Wir setzten uns zum Tee. Marina saß neben mir, bot mir ganz freundlich von allem an und schaute mir mit dem unverletzten Auge ins Gesicht. Ihr Gemahl aber sprach in mahnendem Ton:

„Dieser ‚unsichtbare Faden' ist immer im Herzen, in den Knochen. Willst du versuchen, ihn herauszureißen? Der Zar ist für das Volk soviel wie Gott."

Und unerwartet fragte er:

„Du bist doch so belesen in allerhand Büchern; du hast gewiß die Evangelien gelesen? Also nu sag mal, wie meinst du: ist das alles wahr, was da drin steht?"

„Ich weiß nicht."

„Nach meiner Meinung steht auch Unnützes drin. Und nicht zu wenig. Zum Beispiel — über die Armen: ‚Selig sind die Armen.' Wieso sind die eigentlich selig? Ja, manches Überflüssige wird da gesagt. Überhaupt, über die Armen ist vieles unverständlich. Man muß eben einen Unterschied machen zwischen Armen und Verarmten. Arm — das heißt: schlecht. Aber wer verarmt ist, der kann einfach Unglück gehabt haben. So muß man die Sache ansehen. Das ist besser."

„Weshalb?"

Er blickte mich forschend an, schwieg ein Weilchen und sagte dann — anscheinend waren das wohlerwogene Gedanken — betont und gewichtig:

„Von Mitleid wird sehr viel geredet im Evangelium. Mitleid ist aber etwas Schädliches. So denke ich. Mitleid macht riesige Ausgaben nötig für nutzlose, ja sogar für schädliche Menschen. Armenhäuser, Gefängnisse, Irrenhäuser... Helfen sollten wir nur starken und gesunden Menschen, damit sie ihre Kräfte nicht unnütz verzetteln. Wir aber helfen den Schwachen! Kann

man aber einen schwachen Menschen stark machen? Durch den Unfug werden nur die Starken schwach und die Schwachen sitzen ihnen auf dem Halse. Siehst du, damit müßte man sich mal genauer beschäftigen. Vieles muß ganz umgedacht werden. Wir müssen endlich begreifen, daß das Leben längst nicht mehr dem Evangelium entspricht, es ist schon seinen eigenen Weg gegangen. Du siehst ja: weshalb mußte Pletniow zugrunde gehen? Nur das Mitleid ist schuld daran. Den Armen geben wir Almosen, aber die Studenten gehen zugrunde. Wo bleibt da die Vernunft? Wie?"

Ich hörte diese Gedankengänge zum erstenmal so scharf formuliert, obwohl sie mir schon früher entgegengetreten waren. Sie sind weit lebendiger und verbreiteter, als man allgemein denkt. Als ich etwa sieben Jahre später etwas über Nietzsche las, mußte ich sehr lebhaft an die Philosophie des Kasaner Wachmanns zurückdenken. Bei der Gelegenheit möchte ich erwähnen, daß ich höchst selten in Büchern Gedanken gefunden habe, die ich nicht schon vorher mal im Leben gehört hätte.

Der alte „Menschenfänger" redete indes immer weiter und pochte im Takt zu seinen Worten auf den Rand des Fensterbretts. Sein trockenes Gesicht war streng und finster, doch sah er nicht mich an, sondern das spiegelnde Metall des blitzblank geputzten Samowars.

„Es wird Zeit, daß du gehst", mahnte ihn zweimal seine Frau. Doch er antwortete ihr nicht, sondern reihte Wort an Wort auf den Faden seines Gedankens, und ganz plötzlich, mir fast unmerklich, nahmen diese eine ganz andere Richtung.

„Du bist doch kein dummer Bursche, kannst lesen und schreiben. Paßt sich das eigentlich für dich, daß du Bäcker spielst? Du könntest doch auch auf andere Weise dem Staate des Zaren dienen und dabei nicht weniger Geld einnehmen . . ."

Ich hörte ihm zu und überlegte indes, wie ich die mir unbekannten Leute in der Rybnoriadskaja davon benachrichtigen könnte, daß Nikiforytsch ihnen nachspionierte. Dort lebte in einem Gasthof der kürzlich aus der Verschickung, aus Jalutorowsk, zurückgekehrte Sergej Somow, von dem man mir viel Interessantes erzählte.

„Kluge Menschen müssen alle in einem Haufen zusammen leben, so wie, als Beispiel gesagt, die Bienen in ihrem Stock, oder die Wespen in ihren Nestern. Der Staat des Zaren ..."

„Sieh doch, es ist schon neun Uhr", sagte die Frau.

„Teufel!"

Nikiforytsch erhob sich und knöpfte seine Uniform zu.

„Nun, das macht nichts, ich nehme mir eine Droschke. Leb wohl, Bester. Komm mal wieder mit heran, genier dich nicht!"

Als ich das Wachhäuschen verließ, sagte ich mir ganz bestimmt, daß ich Nikiforytsch nie wieder besuchen würde. Der Alte stieß mich ab, obwohl er mich interessierte. Seine Worte über die Schädlichkeit des Mitleids hatten mich sehr erregt, und sie fraßen sich fest in meinem Sinn. Ich fühlte die Wahrheit, die in ihnen lag, aber es ärgerte mich, daß sie von einem Polizisten stammte.

Debatten über dieses Thema waren häufig. Eine von diesen regte mich besonders grausam auf.

In der Stadt war ein Tolstojaner aufgetaucht — der erste, der mir begegnete — ein großer sehniger Mensch, mit dunklem Teint, schwarzem Bocksbart und wulstigen Negerlippen. Er ging gebückt und schaute immer zu Boden; aber manchmal warf er mit einer jähen Geste den kahlen Kopf hoch und versengte einen mit dem leidenschaftlichen Funkeln seiner dunklen, feuchten Augen. Etwas wie Haß glühte in seinem scharfen Blick. Das Gespräch fand in der Wohnung eines Professors statt; es waren viele junge Leute anwesend; unter ihnen

ein dünner, eleganter Pop, Magister der Theologie, in schwarzseidenem Gewand, von dem sich sehr vorteilhaft sein bleiches, hübsches Gesicht abhob, das von einem trockenen Lächeln der grauen, kalten Augen erleuchtet wurde.

Der Tolstojaner sprach lange von der ewigen Unerschütterlichkeit der großen Wahrheiten des Evangeliums. Er hatte eine dumpfe Stimme, redete nur in kurzen Sätzen; aber seine Worte klangen scharf, und man fühlte in ihnen seinen ehrlichen Glauben. Er begleitete sie mit einer gleichbleibenden, wie unterstreichenden Geste seiner haarigen linken Hand, während er die rechte in der Tasche hielt.

„Komödiant", flüsterte jemand neben mir in der Ecke.

„Ja, er macht sich sehr theatralisch..."

Ich hatte gerade kurz vorher ein Buch — ich glaube von Draper — über den Kampf des Katholizismus gegen die Wissenschaft gelesen, und es kam mir so vor, als spräche das alles da einer von denen, die so fanatisch an die Erlösung der Welt durch die Kraft der Liebe glauben und bereit sind, die Menschen aus Mitleid hinzuschlachten und auf Scheiterhaufen zu verbrennen.

Er trug ein weißes Hemd mit weiten Ärmeln, darüber einen alten grauen Kaftan — was ihn auch von allen anderen unterschied. Am Schlusse seiner Predigt fragte er polternd:

„Seid ihr also für Christus oder für Darwin?"

Er schleuderte diese Frage wie einen Stein in die Ecke, wo die jungen Leute saßen, von wo voll Furcht und Entzücken die Augen von Jünglingen und Mädchen ihn anschauten. Seine Rede hatte anscheinend alle sehr gepackt, die Zuhörer schwiegen und senkten die Köpfe. Er überschaute sie alle mit einem glühenden Blick und fügte in strengem Ton hinzu:

„Nur Pharisäer können den Versuch machen, diese beiden unversöhnlichen Prinzipien zu vereinigen, und wenn sie diese

vereinigen, so betrügen sie sich schändlich selbst und führen mit ihrer Lüge die Menschen in Versuchung."

Dann erhob sich der Pop, streifte sorgfältig die Ärmel seines Gewandes zurück und begann gewandt mit giftiger Höflichkeit und nachsichtig spöttischem Lächeln:

„Sie hegen offenbar immer noch die vulgäre Meinung von den Pharisäern; dieselbige ist aber nicht nur plump, sondern auch durchaus irrig..."

Zu meiner größten Verwunderung suchte er zu beweisen, daß die Pharisäer echte und ehrliche Hüter der Überlieferung des jüdischen Volkes waren und daß das Volk immer mit ihnen gegen seine Feinde ging.

„Lesen Sie, zum Beispiel, Flavius Josephus..."

Der Tolstojaner sprang auf die Füße, wollte mit einer breiten, vernichtenden Geste den ganzen Flavius erledigen und schrie laut:

„Die Völker gehen auch heute noch mit ihren Feinden gegen ihre Freunde; aber das tun die Völker nicht aus freiem Willen, sondern sie werden getrieben und vergewaltigt. Was mache ich mir aus Ihrem Flavius?"

Der Pop und andere zerpflückten das Grundthema des Streites bis zu winzigen Fetzen, bis es verschwunden war...

„Die Wahrheit ist die Liebe", rief der Tolstojaner, und seine Augen funkelten von Haß und Verachtung.

Ich fühlte mich berauscht von den Worten, ohne daß ich einen Sinn in ihnen hätte finden können; die Erde unter mir schwankte in diesem Redewirbel, und häufig dachte ich voll Verzweiflung, es gäbe wohl auf der ganzen Welt keinen dümmeren und unbegabteren Menschen als mich.

Der Tolstojaner wischte den Schweiß von seinem purpurroten Gesicht und schrie wütend:

„Werft lieber das Evangelium fort, vergesset es, damit ihr

nicht lügen müßt. Kreuziget Christum zum zweitenmal — das ist ehrlicher!"

Wie eine Mauer stand vor mir die Frage: Wie ist das nun? Wenn das Leben ein unablässiger Kampf um das Glück auf Erden ist — dann können doch Mitleid und Liebe dem Erfolg des Kampfes nur hinderlich sein?

Ich erfuhr auch den Namen des Tolstojaners: er hieß Klopskij; ich erfuhr, wo er wohnte, und suchte ihn am nächsten Tage abends auf. Er wohnte im Hause zweier unverheirateter Gutsbesitzerinnen, mit denen er gerade im Garten bei Tische saß, im Schatten einer riesigen alten Linde. Er trug weiße Hosen und ein ebensolches Hemd, das über der dunklen haarigen Brust aufgeknöpft war. Lang, eckig und dürr, entsprach er ganz genau meiner Vorstellung von einem obdachlosen Apostel, einem Wahrheitskünder.

Mit einem silbernen Löffel nahm er Himbeeren mit Milch von seinem Teller, schluckte sie mit Behagen hinunter, schmatzte mit seinen dicken Lippen und blies nach jedem Schluck weiße Tröpfchen von seinem dünnen Katerschnurrbart. Die eine von den beiden Damen bediente ihn und stand neben dem Tisch, die andere lehnte an dem Stamm der Linde, die Hände auf der Brust gefaltet, und schaute träumerisch in den staubigen, heißen Himmel. Sie trugen beide leichte, fliederfarbene Kleider und waren kaum voneinander zu unterscheiden.

Er sprach freundlich und wichtig mit mir von der schöpferischen Kraft der Liebe, davon, daß jeder in der eigenen Seele dieses Gefühl entwickeln müsse, das allein fähig sei „den Menschen mit dem Geiste der Welt zu verbinden", mit der Liebe, die überall im Leben flamme.

„Nur dadurch kann man den Menschen binden! Ohne zu lieben, kann man unmöglich das Leben verstehen. Diejenigen

aber, die da sagen: das Gesetz des Lebens ist der Kampf — die sind blinde Seelen und dem Untergang verfallen. Feuer ist nicht durch Feuer zu besiegen, genau so ist auch das Übel nicht durch die Macht des Übels zu besiegen!"

Als aber die Fräulein, einander umfassend, sich in die Tiefe des Gartens entfernt hatten, sah ihnen dieser Mensch mit zugekniffenen Augen nach und fragte mich:

„Wer bist du denn?"

Er hörte mich an und begann dann, mit den Fingern auf den Tisch klopfend, davon zu sprechen, daß der Mensch überall Mensch bleibe, daß man nicht nach einer Änderung der Stelle im Leben streben müsse, sondern nach der Erziehung des Geistes in der Liebe zu den Menschen.

„Je tiefer der Mensch steht, desto näher ist er der wirklichen Wahrheit des Lebens, seiner heiligen Weisheit..."

Ich hatte meine Zweifel an seiner Kenntnis dieser „heiligen Weisheit", aber ich schwieg, weil ich fühlte, daß ich ihn langweilte. Er sah mich mit einem abweisenden Blick an, gähnte, legte seine Hände hinter den Hals, streckte die Beine von sich und brummte, müde die Augen schließend, halb wie im Schlaf:

„Die Demut der Liebe... das Gesetz des Lebens..."

Dann fuhr er zusammen, fuchtelte mit den Armen, griff nach etwas in der Luft und starrte mich erschrocken an:

„Wa—was? Ich bin sehr müde. Verzeih!"

Wieder schloß er die Augen und preßte, wie aus Schmerz, die Zähne fest aufeinander, sie dabei entblößend. Seine Unterlippe ging nach unten, die Oberlippe nach oben, die bläulichen Haare seines dünnen Schnurrbartes sträubten sich.

Ich entfernte mich mit unguten Gefühlen gegen ihn und mit dunklem Zweifel an seiner Aufrichtigkeit.

Ein paar Tage später brachte ich früh am Morgen Semmeln zu einem bekannten Dozenten, einem Junggesellen und großen Säufer, und sah bei der Gelegenheit Klopskij noch einmal. Er mußte wohl die Nacht nicht geschlafen haben; sein Gesicht war aschgrau, die Augen gerötet und verschwollen, und es kam mir so vor, als sei er betrunken. Der ziemlich beleibte Dozent war derartig besoffen, daß er immerzu weinte; er saß in der Unterwäsche, mit einer Gitarre in den Händen, inmitten eines Chaos von umgestellten Möbeln, Bierflaschen, herumliegenden Kleidungsstücken auf dem Fußboden. Er wiegte sich im Sitzen und grölte:

„Mi-mi-mitleid..."

Klopskij schrie scharf und zornig:

„Es gibt kein Mitleid! Entweder gehen wir zugrunde an der Liebe, oder wir werden im Kampfe um die Liebe zermalmt. Es ist alles eins: uns ist der Untergang gewiß..."

Dann packte er mich an der Schulter, zog mich ins Zimmer und sagte zu dem Dozenten:

„Da — frag den, was er will. Frag ihn, ob er Liebe zu den Menschen sucht."

Der andere blickte mich mit tränenden Augen an und lachte:

„Das ist ja der Bäckerjunge. Ich schulde ihm Geld."

Er taumelte, schob die Hand in die Tasche, nahm einen Schlüssel heraus und reichte ihn mir:

„Da, nimm dir alles!"

Aber der Tolstojaner entriß ihm den Schlüssel und machte eine abwehrende Geste gegen mich.

„Geh nur! Du bekommst es ein andermal."

Und er schmiß die Semmeln, die er mir abgenommen hatte, auf das Sofa in der Ecke.

Er hatte mich nicht erkannt, und das war mir sehr angenehm. Ich ging fort, bewahrte in meinem Sinn seine Worte vom Untergang durch die Liebe und hegte Abscheu gegen ihn im Herzen.

Bald danach berichtete man mir, er habe einer von den beiden Damen, bei denen er wohnte, eine Liebeserklärung gemacht und noch am gleichen Tage auch der anderen. Die Schwestern vertrauten einander ihre Freude an, die sich natürlich sofort in Wut gegen den Liebhaber wandelte. Sie befahlen darauf dem Hausknecht, dem Propheten mitzuteilen, er solle schleunigst das Haus verlassen. Darauf verschwand er aus der Stadt.

Die Frage nach der Bedeutung der Liebe und des Mitleides im Leben des Menschen, eine schreckliche, verwickelte Frage, war mir schon frühzeitig entgegengetreten — zunächst in Form einer undeutlichen, aber scharf fühlbaren Unstimmigkeit in meiner Seele, dann fester umrissen als ganz klare Worte: „Welches ist die Rolle der Liebe?"

Alles, was ich las, war erfüllt von den Ideen des Christentums, der Humanität, von lautem Schreien nach Mitleid mit den Menschen — immer davon sprachen beredt und feurig die besten Menschen, die ich in jener Zeit kannte.

Aber alles, was ich unmittelbar beobachtete, war fast bar jeden Mitleids mit den Menschen. Das Leben rollte sich vor mir ab wie eine endlose Kette von Feindschaft und Grausamkeit, wie ein ununterbrochener schmutziger Kampf um den Besitz von Nichtigkeiten. Ich persönlich trug nur Begehr nach Büchern — alles übrige hatte keine Bedeutung in meinen Augen.

Es genügte, auf die Straße hinauszugehen, eine Stunde vor dem Haustor zu sitzen, um zu begreifen, daß alle diese Kutscher, Hausknechte, Arbeiter, Beamte, Kaufleute nicht so

lebten wie ich, und die Menschen, die ich gern hatte — nicht dasselbe wollten, nicht demselben Ziele zustrebten. Dagegen waren diejenigen, die ich hochschätzte, denen ich glaubte, seltsam vereinsamt, fremd und überflüssig inmitten der großen Masse der in schmutziger, mühseliger Ameisenarbeit den Bau des Lebens türmenden Menschen, deren Leben mir aber durchweg dumm und zum Sterben langweilig vorkam. Und nur zu oft sah ich, daß die Menschen zwar in Worten mitleidig und liebevoll waren, in Wahrheit aber, und unmerklich für sich selbst, sich der allgemeinen Lebensordnung einfügten.

Mir war sehr schwer ums Herz.

Einmal sagte der Tierarzt Lawrow keuchend, gelb und geschwollen von Wassersucht:

„Man muß die Grausamkeit so weit treiben, daß alle Menschen ihrer überdrüssig werden, daß sie allen und jedem zuwider wird — ebenso wie dieser dreimal verfluchte Herbst jetzt."

Der Herbst war sehr früh gekommen, mit viel Regen und Kälte und hatte viel Krankheit und viel Selbstmorde gebracht. Auch Lawrow machte schließlich selbst ein Ende: er vergiftete sich mit Zyankali, weil er nicht abwarten wollte, bis er an der Wassersucht ersticken würde.

„Er hat das Vieh kuriert, und wie ein Vieh ist er auch verreckt!" Das waren die Geleitworte, die dem Toten sein Hauswirt gab, der Schneider Mednikow, ein magerer, frommer Mensch, der alle Gebete an die Mutter Gottes auswendig wußte. Er züchtigte seine Kinder — ein Mädchen von sieben Jahren und einen elfjährigen Jungen, der das Gymnasium besuchte — mit einer dreischwänzigen Lederpeitsche; seine Frau aber prügelte er mit einem Bambusrohr auf die Waden und beklagte sich:

„Der Friedensrichter hat mich in Strafe genommen, weil ich dieses treffliche System angeblich von den Chinesen übernommen habe. Aber ich habe doch in meinem ganzen Leben nie einen Chinesen gesehen, außer auf Ladenschildern und auf Bildern!"

Einer von seinen Arbeitern, ein immer finsterer, schiefbeiniger Mensch, mit dem Spitznamen „Dunkas Mann", sagte von seinem Brotherrn:

„Ich hab' Angst vor diesen sanften Leuten, die so fromm sind! Über einen jähzornigen Menschen weiß man gleich Bescheid, und man kann sich immer vor ihm in acht nehmen — aber so ein Sanfter schleicht unsichtbar heran wie eine hinterlistige Schlange im Gras und sticht dann plötzlich gerade in eine offene Stelle der Seele. Ich hab' Angst vor den Sanften ..."

In den Worten von „Dunkas Mann", eines sanften, schlauen Ohrenbläsers, den Mednikow sehr gern hatte, lag viel Wahrheit.

Manchmal kam es mir so vor, als ob die Sanften das steinerne Herz des Lebens wie Flechten lockerten und es so weicher machten und fähiger, Frucht zu tragen. Aber noch häufiger — wenn ich die große Menge der Sanften, ihre Fähigkeit, sich geschickt an Gemeinheiten anzupassen, ihre nicht zu fassende seelische Wandelbarkeit und Biegsamkeit, ihr mückenartiges Gesumme beobachtete — fühlte ich mich wie ein an den Füßen gekoppeltes Pferd in einem Bremsenschwarm.

Daran dachte ich auch damals auf dem Heimwege von dem Polizisten.

Der Wind stöhnte, die Lichter der Laternen flackerten, aber es war, als bebe der dunkelgraue Himmel, der die Erde mit staubfeinem Oktoberregen berieselte. Eine durchnäßte Dirne zerrte einen Betrunkenen die Straße entlang; sie stützte ihn

unter dem Arm, stieß ihn vorwärts; er murmelte vor sich hin und schluchzte laut. Das Weibsbild sprach müde und dumpf:

„So ist dein Geschick ..."

„Ja," dachte ich, „auch mich zerrt jemand dahin und stößt mich in unangenehme Winkel, zeigt mir Schmutz und Jammer und seltsam bunte Menschen. Ich bin schon so müde davon!"

Vielleicht hatte ich nicht genau in diesen Worten gedacht, aber eben dieser Gedanke blitzte in meinem Gehirn auf, und an jenem traurigen Abend empfand ich zum erstenmal seelische Müdigkeit, fressenden Schimmel auf dem Herzen. Seit dieser Stunde fühlte ich mich schlechter, sah mich selber gewissermaßen von der Seite her, kalt, mit fremden, feindseligen Augen.

Ich sah, daß fast in jedem Menschen, plump und eckig, Widersprüche bestehen, nicht nur zwischen Worten und Handlungen, sondern auch Widersprüche der Gefühle: gerade ihr launisches Spiel bedrückte mich besonders schwer. Dieses Spiel beobachtete ich auch in mir selbst, was noch schlimmer war. Mich zog's nach allen Seiten — zu Frauen und zu Büchern, zu Arbeitern und zu den lustigen Studenten — aber ich gelangte nirgends hin und wurde weder hier noch da seßhaft, ich schwirrte wie ein Kreisel hin und her, und jemandes unsichtbare Hand trieb mich, mit scharfen Hieben einer unsichtbaren Peitsche ...

Als ich erfuhr, daß Jakow Schaposchnikow im Krankenhaus lag, ging ich ihn besuchen. Aber dort sagte mir ein schiefmäuliges, dickes Frauenzimmer mit einer Brille und einem weißen Kopftuch, unter dem rote, wie gesottene Ohren hervorhingen, mit trockenen Worten:

„Gestorben ..."

Als sie sah, daß ich noch nicht ging, sondern stumm vor ihr stehen blieb, wurde sie ärgerlich und schrie mich an:

„Nu? Was ist denn noch?"

Da wurde ich auch böse und sagte:

„Sie sind eine ganz dumme Person!"

„Nikolaj, schmeiß den Kerl raus!"

Nikolaj wischte gerade mit einem Lappen irgendwelche kupferne Stangen ab. Er räusperte sich nur und zog mir mit einer Stange eins über den Rücken. Da packte ich ihn in die Arme, trug ihn auf die Straße hinaus und setzte ihn in eine Wasserlache vor der Tür des Krankenhauses. Er nahm das ganz ruhig hin, blieb stumm ein paar Minuten sitzen, glotzte mich nur mit weit aufgerissenen Augen an, erhob sich wieder und sagte:

„Ach, du — Hund, du!"

Ich ging in den Dershawin-Park und setzte mich auf eine Bank. Ich fühlte ein quälendes Verlangen, irgend etwas ganz Böses, Unerhörtes zu tun, damit ein Haufen Menschen über mich herfallen und mir dadurch das Recht geben sollte, sie alle zu verprügeln. Aber trotz des Feiertages war der Park völlig verlassen, und auch in seiner Nähe war keine Menschenseele. Nur der Wind tobte, trieb trockenes Laub vor sich her und ließ ein lockeres Plakat an einem Laternenpfahl rascheln.

Die durchsichtig-blaue, kalte Dämmerung im Park wurde immer dichter. Die riesige Bronzepuppe ragte vor mir in die Höhe; ich betrachtete sie und dachte bei mir: da hat also auf Erden der einsame Mensch Jakow gelebt, hat mit allen Kräften seiner Seele den lieben Gott zu vernichten getrachtet und ist schließlich eines ganz gewöhnlichen Todes gestorben — eines ganz gewöhnlichen ... Das hatte etwas Bedrückendes, etwas Kränkendes an sich.

„Dieser Nikolaj ist ein Idiot. Entweder mußte er sich mit mir prügeln, oder er mußte die Polizei holen und mich auf die Wache schaffen ..."

Ich ging zu Rubzow. Er saß in seinem Loch am Tisch bei einer kleinen Lampe und stopfte seine Jacke.

„Jakow ist tot!"

Der Alte hob die Hand mit der Nadel — anscheinend wollte er sich bekreuzen — aber er machte nur eine abwehrende Geste mit der Hand, blieb dabei mit seinem Faden irgendwo hängen und brachte leise das übliche unanständige Schimpfwort heraus.

Dann brummte er los:

„Nebenbei gesagt — müssen wir alle sterben. Das ist nu mal so eine dumme Angewohnheit von uns, ja, Verehrtester! Er ist also gestorben! Und hier war ein Kupferschmied, den haben sie nun auch abgeschrieben von der Liste. Diesen Sonntag — die Gendarmen haben ihn geholt. Gurka hatte mich mal mit ihm bekannt gemacht. Ein kluger Mensch war das! Er hatte sich ein bißchen mit den Studenten eingelassen. Hast du gehört, daß die Studenten rebellieren? Stimmt das? Du, weißt du, du könntest mir die Jacke fertig nähen, ich sehe die Hand nicht mehr vor den Augen."

Sein Gelumpe sowie Nadel und Faden gab er mir, legte dann die Hände auf den Rücken und fing an, hustend und brummend im Zimmer auf und ab zu laufen:

„Mal hier, mal wo anders loht ein Feuer auf, der Teufel bläst es an — und wieder gibt's nur Verdruß. Eine unglückselige Stadt ist das! Ich will weg von hier, solange noch die Dampfer fahren."

Er blieb stehen, kratzte sich den Schädel und fragte:

„Aber wo soll man hin? Ich bin schon überall gewesen. Ja. Überall bin ich schon herumgefahren und habe mich dabei nur kaputt gemacht."

Er spuckte aus und sagte noch:

„Ach, das ist ein Leben, verfluchter Dreck! Da hat man nu gelebt und gelebt und nichts hat einem das Leben gebracht, nichts der Seele und nichts dem Leibe ..."

Er verstummte, blieb in der Türecke stehen und schien auf irgend etwas hinzuhorchen. Dann trat er entschlossen auf mich zu und setzte sich auf den Tischrand:

„Ich will dir mal was sagen, mein lieber Lexej Maximytsch. Der Jakow hat ganz unnützerweise sein großes Herz so gegen den lieben Gott verschwendet. Nicht Gott und nicht der Zar werden besser davon, daß ich nichts von ihnen wissen will. Sondern: die Menschen müssen auf sich selbst böse werden, sie müssen von ihrem eigenen gemeinen Leben nichts mehr wissen wollen— so ist die Sache! Ach, ich bin alt; für mich ist es zu spät, ich werde doch bald ganz blind. Es ist schlimm, Bester! Na, bist du fertig? Schönen Dank ... Komm mit in die Kneipe, Tee trinken ..."

Auf dem Wege nach der Schenke stolperte er im Dunkeln, griff nach meinen Schultern und murmelte:

„Denk an mein Wort: ewig werden sich die Menschen doch nicht gedulden; eines Tages wird die Wut sie packen, und dann werden sie alles kurz und klein schlagen — zu Staub werden sie den ganzen Dreck zerreiben. Ewig werden sie nicht dulden ..."

Wir kamen nicht bis in die Schenke, denn wir gerieten unter Matrosen, die ein Bordell belagerten, das von Alafusowschen Arbeitern verteidigt wurde.

„Jeden Feiertag ist hier Keilerei!" sagte Rubzow beifällig, nahm die Brille ab, und da er unter den Verteidigern Arbeitsgenossen von sich erkannte, mischte er sich sofort in den Kampf, ermunternd und aufhetzend.

„Feste, Fabriker! Tretet sie tot, die Frösche! Macht die Kröten kalt! I — ächma-a!"

Seltsam und spaßhaft zugleich war es, zu beobachten, mit welchem Feuereifer und welcher Gewandtheit der schlaue Alte sich betätigte, sich durch die Reihen der Flußmatrosen durchschlängelte, ihre Fausthiebe parierte und sie mit der Schulter umrempelte. Die Leute prügelten sich ohne Erbitterung, lustig, rein aus Tatendrang, aus Überschwang von Kräften. Ein dunkler Haufen von Leibern drängte sich am Tor und preßte die Arbeiter dagegen. Bretter krachten und Kampfgeschrei ertönte:

„Haut den alten Glatzkopf!"

Zwei Mann waren aufs Hausdach geklettert und sangen da oben munter und hübsch:

„Wir sind nicht Diebe, nicht Gauner, nicht Räuber,
Schiffsvolk sind wir . . . Fischerknechte . . ."

Da schrillte die Pfeife eines Polizisten; in der Finsternis funkelten blanke Knöpfe. Unter den Füßen schwappte der Schmutz, und vom Dache herunter klang es:

„Wir stellen Netze an trockenen Ufern,
In Krämerhäusern, in Schuppen und Scheuern."

„Halt! Man schlägt keinen, der am Boden liegt."

„Nimm deine Kinnbacken in acht, Alter!"

Dann wurden Rubzow, ich und noch etwa fünf Mann, Feinde und Freunde, nach der Wache abgeführt, und in der jetzt ruhigen Finsternis der Herbstnacht geleitete uns das muntere Lied:

„Ach, vierzig Hechte haben wir gefangen,
Nun kann der Schneider Mäntel machen."

„Es ist doch prächtiges Volk hier an der Wolga!" sagte voller Entzücken Rubzow, der sich immerzu schneuzte und ausspuckte. Und er flüsterte mir zu: „Reiß aus! Paß die

richtige Minute ab und reiß aus! Was willst du da auf der Wache?"

Ich und hinter mir noch ein langer Matrose, wir beide rannten in eine Quergasse, kletterten über einen Zaun und noch einen — und seit jener Nacht habe ich meinen lieben, klugen Nikita Rubzow nie wiedergesehen.

Es wurde leer um mich herum. Studentenunruhen fingen an, deren Sinn mir unverständlich, deren Motive mir nicht klar waren. Ich sah nur lustige Geschäftigkeit, ohne die Tragödie zu ahnen, die dahinter steckte; ich glaubte, dem Glück zuliebe, an der Universität studieren zu dürfen, könne man auch mal ein paar Püffe und Knüffe mit in Kauf nehmen. Wenn man mir den Vorschlag gemacht hätte: „Geh und studiere, aber dafür bekommst du an jedem Sonntag auf dem Nikolai-Platz Stockprügel!" so hätte ich diese Bedingung wahrscheinlich angenommen.

Bei einem Besuch in Semions Kringelladen hörte ich dann, die Arbeiter beabsichtigten nach der Universität zu ziehen, um die Studenten zu verhauen.

„Mit unseren eisernen Gewichten wollen wir sie verhauen!" sagten sie in fröhlicher Wut.

Ich widersprach ihnen und schimpfte mich mit ihnen herum, fühlte aber plötzlich mit Entsetzen, daß ich weder den Wunsch hatte noch die richtigen Worte fand, die Studenten zu verteidigen.

Ich erinnere mich noch, daß ich den Kellerraum verließ, wie seelisch verkrüppelt, mit trostlosem, mich auf den Tod verwundendem Weh im Herzen.

Nachts saß ich am Ufer des Kaban, schleuderte Steine in die schwarze Flut, grübelte immer über dasselbe nach und wiederholte mir unaufhörlich die Worte:

„Was soll ich nur tun?"

Vor lauter Trübsinn fing ich an, Geige spielen zu lernen. Nachts kratzte ich bei uns im Laden auf meinem Instrument herum und brachte den Nachtwächter und die Mäuse zur Verzweiflung. Ich liebte die Musik sehr und beschäftigte mich mit großer Begeisterung damit, aber mein Lehrer, ein Geiger der Theaterkapelle, öffnete einmal während der Unterrichtsstunde, als ich den Laden auf einen Augenblick verlassen hatte, die von mir noch nicht verschlossene Kasse, und als ich zurückkehrte, sah ich, wie er sich gerade die Taschen voll Geld stopfte. Als er mich in der Tür erblickte, machte er einen langen Hals, hielt sein unangenehmes, glattrasiertes Gesicht hin und sagte leise:

„Nun also — schlag mich!"

Seine Lippen bebten, und aus seinen farblosen Augen rollten fettige, seltsam große Tränen.

Ich fühlte den Drang, den Geiger zu schlagen, und um das nicht zu tun, setzte ich mich auf den Fußboden und schob meine Fäuste unter mich; dann befahl ich ihm, das Geld wieder in die Kasse zu legen. Er leerte seine Taschen und schritt zur Tür, blieb aber noch einmal stehen und bat mit seiner idiotisch hohen, schrecklichen Stimme:

„Schenk mir zehn Rubel!"

Das Geld schenkte ich ihm, aber meine Studien auf der Geige gab ich auf.

Im Dezember beschloß ich, mir das Leben zu nehmen. Den Beweggrund zu diesem Entschluß habe ich in der Erzählung „Aus dem Leben Makars" darzustellen versucht. Mir ist das aber nicht recht gelungen; die Erzählung ist plump, unerfreulich und ermangelt der inneren Wahrheit. Als Vorzug muß man ihr, scheint mir, gerade die Tatsache anrechnen, daß diese innere Wahrheit fehlt. Die Tatsachen sind alle wahr, aber ihre Beleuchtung stammt gewissermaßen nicht von mir,

und die ganze Erzählung handelt eigentlich nicht von mir. Wenn man den literarischen Wert der Erzählung ganz außer acht läßt, so enthält sie etwas für mich Angenehmes — es ist, als wäre ich über mich selbst hinweggeschritten.

* * *

Ich kaufte mir auf dem Markt einen mit vier Patronen geladenen Revolver und schoß mir in die Brust, mit der Absicht, das Herz zu treffen; aber ich durchschoß mir nur die Lunge. Einen Monat später arbeitete ich schon wieder in meiner Bäckerei. Ich fühlte mich sehr beschämt und kam mir unglaublich albern vor.

Aber das war nicht für lange. Ende März, als ich eines Abends aus der Backstube nach dem Laden kam, erblickte ich den „Chochol" im Zimmer unserer Verkäuferin. Er saß am Fenster auf einem Stuhl, rauchte nachdenklich eine dicke Zigarette und schaute aufmerksam in die Rauchwolken.

„Sind Sie frei?" fragte er, ohne mich erst zu begrüßen.

„Für zwanzig Minuten, ja."

„Setzen Sie sich. Wir müssen miteinander reden."

Wie immer war er fest in seinen Kosakenrock aus „Teufelshaut" eingenäht; auf seiner breiten Brust lag sein blonder Bart, über der eigensinnigen Stirn starrte eine Tolle von harten, kurzgeschorenen Haaren, an den Füßen trug er schwere Bauernstiefel, die stark nach Teer rochen.

„Nun, also!" fing er ruhig und nicht laut an. „Wollen Sie zu mir kommen? Ich wohne im Dorf Krasnowidowo, etwa fünfundvierzig Werst stromabwärts, an der Wolga. Ich habe da einen Laden, Sie sollen mir im Geschäft helfen. Das wird nicht allzuviel von Ihrer Zeit in Anspruch nehmen. Ich besitze gute Bücher und werde Ihnen behilflich sein, sich weiterzubilden. Sind Sie einverstanden?"

„Ja."

„So. Dann seien Sie am Freitag um sechs Uhr morgens auf der Landungsstelle von Kurbatows und fragen Sie nach dem Boot aus Krasnowidowo, das Wasilij Pankow gehört. Übrigens bin ich ja dann auch da und werde Sie empfangen. Also, auf Wiedersehen!"

Er erhob sich, streckte mir seine breite Hand entgegen, zog mit der anderen Hand seine schwere, silberne Zwiebel-Uhr vorn aus der Brust und sagte:

„Sehen Sie, in sechs Minuten haben wir abgeschlossen! Ach so, ja: also ich heiße Michajlo Antonow, mein Familienname ist Romas. Jawohl!"

Er entfernte sich, ohne sich noch einmal umzuschauen, festen Ganges und leicht seinen schweren, reckenhaft gebauten Körper tragend.

Zwei Tage später fuhr ich nach Krasnowidowo.

Die Wolga ist eben erst aufgegangen. Auf der Oberfläche der trüben Flut treiben schaukelnd graue, brüchige Eisschollen dahin; unser Boot überholt sie, und sie reiben sich knirschend an den Schiffswänden, von dem Anprall zu scharfen Kristallen zersplitternd. Der Wind treibt die Wogen ans Ufer, blendend funkelt die Sonne, und die bläulich-glasigen Seitenflächen der Eisschollen werfen grellweiße Strahlenbündel zurück. Unser Fahrzeug, schwer mit Fässern, Säcken und Kisten beladen, fährt unter Segel. Am Steuer steht der junge Pankow, stutzerhaft gekleidet, in einer vorn mit verschiedenfarbiger Schnur besetzten Jacke aus gegerbtem Schaffell.

Sein Gesicht ist ruhig, seine Augen kalt; er ist schweigsam und hat wenig vom Bauern. An der Spitze des Schiffes steht breitbeinig, mit einer Stange in den Händen, Pankows Knecht Kukuschkin, ein etwas zerzaustes Bäuerlein in zerfetztem, mit einem Stück Seil gegürtetem Mantel, mit einem zerdrückten

Popenhut auf dem Kopf. Sein Gesicht ist ganz voll von Beulen und wunden Stellen. Er schiebt mit seiner langen Stange die Eisschollen auseinander und schimpft verächtlich vor sich hin:

„Schert euch weg ... Was wollt ihr hier ...“

Ich sitze mit Romas auf Kisten unter dem Segel. Er erzählt mir leise:

„Die Bauern mögen mich nicht, besonders die reichen! Und diese Unbeliebtheit werden auch Sie an sich erfahren müssen.“

Kukuschkin hat seine Stange quer über die Schiffsborde gelegt, sich selbst unter die Füße, und er sagt mit großem Behagen, sein entstelltes Gesicht uns zuwendend:

„Besonders der Pope mag dich nicht, Antonytsch.“

„Das stimmt“, bestätigte Pankow.

„Dem räudigen Hund bist du wie ein Knochen in der Kehle.“

„Aber ich habe auch Freunde, und Sie werden auch Freunde finden“, höre ich des Chochols Stimme.

Es ist kalt. Die Märzsonne wärmt nur sehr schwach. Am Ufer schaukeln die dunkeln Äste der nackten Bäume, hie und da liegt noch in Spalten und unter dem Gesträuch des Bergufers der Schnee, wie Stücke Samt. Überall auf dem Fluß treibt noch Eis, wie eine weidende Schafherde. Ich fühle mich wie im Traum.

Kukuschkin stopft Tabak in seine Pfeife und philosophiert.

„Gewiß, du bist nicht die Frau des Popen; aber sein Amt verpflichtet ihn doch, jedes Geschöpf zu lieben, wie ja auch in den Büchern geschrieben steht.“

„Wer hat dich denn so schauderhaft verprügelt?“ fragt Romas lächelnd.

„Ja, das waren so irgendwelche Leute von dunklem Beruf. Gewiß Spitzbuben“, sagt Kukuschkin verächtlich. Und dann fährt er voll Stolz fort:

„Nein, einmal haben mich aber Antilleristen verhauen. Tatsächlich! Es ist kaum zu fassen, daß ich da noch lebendig geblieben bin."

„Weswegen haben sie dich denn so verhauen?" fragt Pankow.

„Gestern? Oder damals, die Antilleristen?"

„Nu also — gestern?"

„Ja, das weiß man doch nie, wofür man verhauen wird! Bei uns sind die Menschen wie die Ziegenböcke. Wegen jeder Kleinigkeit müssen sie gleich stoßen! Sie halten das für ihre Pflicht — immer gleich Keilerei anzufangen."

„Ich denke mir," sagt Romas, „sie hauen dich wegen deines losen Mauls. Du bist immer so unvorsichtig beim Reden . . ."

„Mag sein, auch so! Ich bin eben nun mal ein Mensch von neugierigem Charakter und habe die Angewohnheit, nach allem zu fragen. Mich freut es immer so, etwas Neues zu hören."

Die Spitze des Fahrzeugs stieß hart gegen eine Eisscholle, an der Schiffswand krachte es gefahrdrohend. Kukuschkin griff schwankend nach seiner Stange, und Pankow sagte vorwurfsvoll:

„Kümmere dich um deine Arbeit, Stepan!"

„Halt mir doch keine Reden", murmelt Kukuschkin und stößt die Eisschollen beiseite. „Ich kann doch nicht gleichzeitig meine Pflicht tun und mich mit dir unterhalten . . ."

Sie streiten ohne Erbitterung, und Romas sagt derweil zu mir:

„Der Boden ist hier schlechter als bei uns in der Ukraine; aber die Leute sind hier besser. Ein sehr begabter Menschenschlag!"

Ich höre ihm voll Aufmerksamkeit zu und glaube ihm. Mir gefällt seine Ruhe und seine gleichmäßige, schlichte,

gewichtige Redeweise. Man merkt, daß dieser Mann viel weiß und daß er seinen eigenen Maßstab für die Menschen hat. Ganz besonders gefällt mir, daß er mich nicht fragt, weshalb ich mich habe erschießen wollen. Jeder andere an seiner Stelle hätte mir längst diese Frage vorgelegt, und ich bin ihrer so überdrüssig! Auch ist die Antwort darauf recht schwer. Weiß der Teufel, weshalb ich damals beschlossen hatte, mir das Leben zu nehmen! Dem Chochol hätte ich sicherlich langatmig und dumm geantwortet. Ich mochte aber überhaupt nicht daran zurückdenken — hier auf der Wolga war es so schön, so frei, so leicht...

Unser Schiffchen fuhr dicht am Ufer dahin; an der linken Seite war der Strom weit übergetreten und tief ins sandige Ufer der Wiesenseite eingedrungen. Das Wasser steigt sichtlich immer noch, es umplätschert und schaukelt das Buschwerk am Ufer, und in kleinen Senkungen und Erdspalten fließen ihm helle Ströme von Frühlingswasser entgegen. Die Sonne lächelt, in ihren Strahlen glänzt wie schwarzer Stahl das Gefieder gelbschnäbeliger Krähen, die geschäftig krächzend ihre Nester bauen. An besonders warmen Stellen arbeiten sich hellgrüne Grashälmchen mit rührendem Eifer zum Sonnenlicht durch. Der Leib friert noch, aber in der Seele herrscht schon stille Freude, und es sprießen zarte Keime lichter Hoffnungen. Gar behaglich ist es im Frühjahr auf Erden!

Gegen Mittag langten wir in Krasnowidowo an. Auf dem hohen, steil abfallenden Ufer steht eine blaukuppelige Kirche, im Gänsemarsch ziehen sich von ihr aus am Rande der Höhe gute, solide Häuschen hin, glänzend mit dem gelben Holz der Dächer und dem brokatfarbigen Strohbelag. Schlicht und schön ist es hier.

Wie oft hatte ich mich am Anblick dieses Dorfes erfreut, wenn ich auf Dampfern hier vorbeifuhr!

Als ich mit Kukuschkin anfing das Boot zu entladen, sagte Romas, der mir von Bord aus die Säcke zureichte:

„Haben Sie aber Kräfte!"

Und ohne mich anzusehen, fragte er:

„Und die Brust tut nicht weh?"

„Nicht ein bißchen."

Das Zartgefühl, das in seiner Frage lag, rührte mich tief. Mir lag ganz besonders daran, daß die Bauern nichts von meinem Selbstmordversuch erführen.

„Na ja, Kräfte hast du schon, mehr als von dir verlangt werden", schwatzte Kukuschkin. „Aus welchem Gouvernement bist du eigentlich, Bursche. Von Nishnij-Nowgorod? ‚Wasserbrot' nennen sie euch immer."

Von der Höhe kam jetzt, durch den weichen Lehm inmitten einer Menge silberig blitzender Bächlein breit ausschreitend, oft ausgleitend und schwankend ein langer, dürrer Mann, barfuß, nur in Hemd und Hose, mit krausem Bart und einem dicken Schopf rötlicher Haare.

Er trat ans Ufer und sagte mit volltönender freundlicher Stimme:

„Willkommen daheim!"

Dann sah er sich um, hob eine dicke Stange auf und noch eine, legte ihre Enden auf die Schiffswand, sprang dann leichtfüßig hinüber an Bord und kommandierte:

„Fest auf die Stangenenden treten, daß sie nicht von der Schiffswand abrutschen! So, jetzt nehmt die Fässer! Komm hierher, Bursche, und hilf!"

Er war bildschön und augenscheinlich sehr stark. In seinem rötlichen Gesicht mit der geraden großen Nase glänzten streng seine bläulichen Augen.

„Du wirst dich noch erkälten, Isot!" sagte Romas.

„Ich? Meinst du? Hab man keine Angst!"

Ein Faß Petroleum wurde ans Ufer gerollt. Isot sah mich prüfend an und fragte:

„Bist du hier Geschäftsgehilfe?"

„Versuch mal mit ihm zu ringen", schlug ihm Kukuschkin vor.

„Und dir haben sie ja schon wieder die Visage verdroschen?"

„Was soll man machen mit denen?"

„Mit wem?"

„Mit denen, die mich immer so verhauen . . ."

„Ach, du!" sagte Isot, tat einen Seufzer und wandte sich an Romas: „Gleich kommen die Wagen runter. Ich habe sie schon von weitem gesehen. Ihr seid gut und flink gefahren. Geh nur, Antonytsch, ich passe hier auf."

Es war augenscheinlich, daß dieser Mann für Romas freundschaftliches Interesse hatte, beinah ihn ein bißchen protegierte, obwohl Romas etwa zehn Jahre älter war als er.

Eine halbe Stunde später saß ich in der sauberen, behaglichen Stube eines kleinen Häuschens, dessen Wände noch nach Teer und Werg rochen.

Eine muntere, scharfäugige Frau deckte den Tisch zum Mittagessen.

Der Chochol nahm Bücher aus dem Koffer und stellte sie auf ein Brett beim Ofen.

„Ihre Stube ist auf dem Boden", sagte er.

Aus dem Bodenfenster war ein Teil des Dorfes zu überblicken, die Schlucht vor unserem Hause und in ihr, im Buschwerk, die Dächer der Badehäuschen. Auf der anderen Seite der Schlucht lagen Gärten und schwarze Felder; in weichen Wellen zogen sie sich bis zum blauen Waldsaum am Horizont. Oben auf dem Sims des Badehauses saß ein blau gekleideter Bauer mit einer Axt in der Hand; die andere Hand hielt er

vor die Stirn und schaute nach unten, auf die Wolga hinab. Ein Wagen knarrte, angestrengt brüllte eine Kuh, und die Bäche rauschten. Aus der Haustür trat eine alte Frau, ganz in Schwarz; sie wandte sich nach dem Tor um und sagte mit harter Stimme:

„Verrecken solltet ihr alle!"

Zwei Jungen, die mit großem Eifer einem Bach durch Steine und Schlamm den Weg zu versperren suchten, rasten Hals über Kopf davon, als sie die Stimme der Alten hörten. Sie aber hob einen Holzspahn von der Erde auf, spuckte darauf und warf ihn in den Bach. Dann zertrat sie mit ihrem in einem Männerstiefel steckenden Fuß das Werk der Buben und ging nach unten, zum Fluß.

Wie wird sich hier nun mein Leben gestalten?

Es wurde zum Mittagessen gerufen. Unten am Tisch saß Isot, die langen Beine mit den roten Füßen weit von sich gestreckt, und redete. Als er mich erblickte, verstummte er.

„Was willst du also?" fragte Romas finster. „Rede schon!"

„Weiter ist nichts. Ich hab' schon alles gesagt. Wir haben also so beschlossen: wir wollen uns unser Recht selbst schaffen. Man muß eine Pistole mitnehmen, oder meinetwegen auch einen dicken Stock. Wenn Barinow dabei ist, kann man nicht alles sagen. Er, und auch Kukuschkin, die haben ja Zungen wie Weiber. — Fängst du gern Fische, Junge?"

„Nein."

Romas sprach von der Notwendigkeit, die Bauern und die kleinen Gartenbesitzer zu organisieren und aus den Händen der Aufkäufer zu befreien. Isot hörte ihm aufmerksam zu und meinte:

„Diese Gemeindewucherer können einem tatsächlich das Leben unmöglich machen."

„Wir wollen sehen."

„Nun ja, es ist schon so."

Ich betrachtete Isot und dachte bei mir:

„Solche Bauern sind gewiß die Vorbilder für die Erzählungen von Karonin und Slatowratskij gewesen ..."

Sollte sich mir jetzt wirklich ein ernsthaftes Ziel bieten? Werde ich hier mit Menschen zusammen arbeiten, die tatsächlich etwas leisten?

Nach dem Essen sagte Isot zu Romas:

„Überhaste nichts, Michajlo Antonow! Gut Ding muß Weile haben. Immer langsam!"

Als er fort war, bemerkte Romas sinnend:

„Das ist ein kluger, ehrlicher Mensch. Schade nur, daß er fast völlig ungebildet ist. Er kann kaum lesen. Aber er lernt mit heißem Eifer. Helfen Sie ihm doch etwas dabei!"

Bis zum Abend belehrte er mich über die Preise der Waren in seinem Laden und erzählte mir:

„Ich verkaufe billiger als zwei andere Krämer im Dorfe, und das paßt denen natürlich nicht. Sie verüben dauernd Gemeinheiten gegen mich und möchten mich gern mal verprügeln. Ich lebe hier nicht, weil mein Geschäft mir Spaß macht oder viel einbringt, sondern aus ganz anderen Gründen. Das Ganze ist so eine ähnliche Erfindung, wie eure Bäckerei es war ..."

Ich gestand ihm, daß ich mir das schon gedacht hätte.

„Na ja ... Man muß doch den Leuten endlich etwas Vernunft und Verstand beibringen. Nicht?"

Der Laden war geschlossen. Wir gingen mit einer Lampe in der Hand in ihm umher; draußen auf der Straße patschte jemand vorsichtig durch den Schmutz und stieg manchmal mit schweren Schritten die Stufen der Vortreppe hinan.

„Da — hören Sie? Da geht er! Das ist der landlose Migun, ein böses Tier; er hat immer einen Hang, Böses zu tun, so wie

ein hübsches Mädchen immer kokettieren muß. Seien Sie ja recht vorsichtig im Gespräch mit ihm, und, na ja — überhaupt ..."

In der Stube rauchte er dann seine Pfeife an, lehnte sich mit seinem breiten Rücken an den Ofen, kniff die Augen zu, blies sich Wolken von Rauch in den Bart und erzählte mir, langsam die Worte zu schlichter, klarer Rede fügend, er habe schon längst beobachtet; wie unnütz ich meine jungen Jahre vergeude.

„Sie sind ein begabter Mensch, sind von Natur ausdauernd und haben anscheinend gute Vorsätze. Sie müssen lernen, ja — so daß nicht mehr das Buch Ihnen die Menschen verdeckt. Ein Sektierer, ein alter Mann, hat mal sehr richtig gesagt: ‚Jede Lehre geht vom Menschen aus.' Wenn die Menschen lehren, tut es mehr weh — sie sind grob beim Lehren — aber ihre Lehre sitzt auch fester."

Er sprach von Dingen, die ich schon wußte — daß man vor allem den gesunden Verstand im Dorf wecken müsse. Aber auch in den mir bereits vertrauten Worten fand ich jetzt einen tieferen, mir neuen Sinn.

„Die Studenten bei Ihnen in der Stadt, die schwatzen so viel von der Liebe zum Volk. Darauf entgegne ich ihnen: lieben kann man das Volk nicht. Das ist nur so Gerede, diese Liebe zum Volk ..."

Und er lachte sich spöttisch in den Bart, sah mich forschend an, begann im Zimmer auf und ab zu gehen und redete fest und eindringlich weiter:

„Lieben heißt immer: einverstanden sein, nachsichtig sein, nicht bemerken, verzeihen. Mit alldem mag man zu Weibern gehen. Aber kann man etwa die Unwissenheit des Volkes übersehen, mit den Verirrungen seines Geistes einverstanden sein, darf man nachsichtig sein gegen alle seine Gemeinheiten, soll man seine Barbarei verzeihen? Nein?"

„Nein."

„Na also, sehen Sie! Bei Ihnen da wird so viel Nekrasow gelesen und gesungen. Wissen Sie, mit Nekrasow kommt man nicht weit. Dem Bauern muß man einprägen: du bist ja im Grunde nicht etwa ein schlechter Mensch, mein Bester, aber du lebst schlecht und verstehst nichts dafür zu tun, daß dein Leben leichter und besser wird. In gewissem Sinne bemüht sich jedes wilde Tier mehr um sich selbst als du; jedes Tier weiß sich selbst besser zu verteidigen. Aber von euch Bauern stammt doch alles — Adel und Geistlichkeit und Gelehrte und Zaren — das sind doch alles ehemalige Bauern! Begreifst du das? Hast du das verstanden? Nun, also lerne zu leben, damit man dich nicht immer nur quält..."

Er ging in die Küche, befahl der Köchin, den Samowar heiß zu machen; dann zeigte er mir seine Bücher. Es waren fast lauter wissenschaftliche Werke: Buckle, Lyell, Hartpole Lecky, Lubbock, Taylor, Will, Spencer, Darwin und von Russen: Pisarew, Dobroliubow, Tschernyschewskij, Puschkin, Gontscharows „Fregatte Pallas", Nekrasow...

Er streichelte sie liebevoll mit seiner breiten Hand, wie die Kätzchen, und brummte fast gerührt:

„Das sind alles gute Bücher! Aber dieses hier ist eine ganz besondere Seltenheit, die Auflage ist nämlich von der Zensurbehörde verbrannt worden. Wenn Sie wissen wollen, was der Staat eigentlich ist, dann lesen Sie dieses Buch!"

Er gab mir Hobbes Buch „Leviathan".

„Und dieses hier handelt auch vom Staat, aber es ist leichter und lustiger."

Das „lustige" Buch war Machiavellis „Fürst"!

Beim Tee erzählte er in Kürze von sich selbst: er war der Sohn eines Schmiedes in Tschernigow, war zuerst Wagenschmierer auf dem Bahnhof in Kijew gewesen, wo er

Beziehungen zu den Revolutionären angeknüpft hatte. Er hatte dann einen Selbstbildungszirkel für Arbeiter eingerichtet, war verhaftet worden, hatte zwei Jahre im Gefängnis gesessen und wurde dann auf zehn Jahre ins Gebiet von Jakutsk verschickt.

„Anfangs lebte ich dort mit den Jakuten in einem ‚Ulus' und dachte, ich müßte umkommen. Der Winter ist da, wissen Sie, hol's der Teufel, so, daß einem das Hirn einfrieren kann. Übrigens ist der Verstand da auch völlig überflüssig. Später fand ich dann mal hier, mal da einen Russen. Sehr dicht sind sie ja nicht gesät, aber immerhin, es sind doch welche da! Und damit die sich nicht zu sehr langweilen, schickt man in liebevoller Fürsorge immer wieder neue hin. Es waren recht nette Leute da. Da war zum Beispiel der Student Wladimir Korolenko — jetzt ist er auch wieder heimgekehrt. Ich habe sehr schön mit ihm gelebt. Später kamen wir allerdings auseinander. Wir waren in vielem einander zu ähnlich, und bei allzu großer Ähnlichkeit gedeiht die Freundschaft nicht. Aber er ist ein ernsthafter, sein Ziel verfolgender Mensch, der zu jeder Arbeit fähig ist. Sogar Heiligenbilder malte er, aber mir hat das nicht gefallen. Jetzt soll er ja recht gute Sachen für Zeitschriften schreiben."

Lange, bis Mitternacht, plauderte er, anscheinend von dem Wunsche beseelt, mir gleich einen festen Platz neben sich anzuweisen. Zum erstenmal fühlte ich mich so recht ernstlich wohl mit einem Menschen. Seit meinem Selbstmordversuch ließ mein Verhältnis zu mir selbst sehr zu wünschen übrig; ich fand mich selbst nichtswürdig, schuldig vor jemand und schämte mich zu leben. Romas mußte das wohl verstehen; er öffnete mir schlicht die Tür zu seinem Leben und richtete mich menschlich wieder auf. Es war ein unvergeßlicher Tag!

Am Sonntag nach der Messe machten wir den Laden auf, und sofort versammelten sich vor der Tür die Bauern. Als

erster erschien Matwej Barinow, ein schmutziger, zerlumpter Kerl mit langen Affenarmen und fahrigem Blick in schönen, weibischen Augen.

„Was hört man in der Stadt?" fragte er, nachdem er uns begrüßt hatte. Und ohne eine Antwort abzuwarten, schrie er Kukuschkin entgegen:

„Stepan! Deine Katzen haben schon wieder einen Hahn aufgefressen!"

Dann erzählte er, der Gouverneur von Kasan sei nach Petersburg gefahren, um beim Zaren dafür vorstellig zu werden, alle Tataren nach dem Kaukasus und nach Turkestan abzuschieben. Er sang das Lob des Gouverneurs:

„Ein kluger Kopf! Er versteht sein Geschäft..."

„Das hast du dir ja alles selbst ausgedacht", bemerkte ruhig Romas.

„Ich? Wann denn?"

„Ich weiß nicht..."

„Daß du den Leuten nie glauben willst, Antonytsch", sagte Barinow vorwurfsvoll und schüttelte bedauernd den Kopf. „Ich meine es ja gut mit den Tataren. An den Kaukasus muß man gewöhnt sein."

Vorsichtig trat ein kleiner, dünner Mensch hinzu, in einem zerrissenen Kittel, der wie für einen anderen gemacht aussah; sein graues Gesicht entstellte ein Krampf, der die dunklen Lippen zu einem leidenden Lächeln verzog. Das scharfe, linke Auge blinzelte ununterbrochen, und darüber zuckte eine von Narben zerrissene graue Braue.

„Ergebenster Diener, Migun!" sagte Barinow spöttisch. „Was hast du heute nacht gestohlen?"

„Dein Geld", antwortete Migun mit volltönender Stimme und lüftete seine Mütze vor Romas.

Aus dem Hofe kam unser Hauswirt und Nachbar Pankow, in kurzer Jacke, mit einem roten Tüchlein um den Hals, in Gummiüberschuhen und mit einer silbernen Kette auf der Brust von der Länge einer Pferdeleine. Er maß Migun mit einem zornigen Blick:

„Wenn du alter Satan noch mal in meinen Garten steigst, kriegst du was mit dem Zaunpfahl an die Beine!"

„Da fängt schon wieder das übliche Gespräch an", bemerkte Migun in aller Ruhe. Seufzend fügte er hinzu: „Ohne Prügel scheint das Leben wirklich nicht möglich zu sein."

Pankow fing an, ihn auszuschimpfen. Er aber sagte noch:

„Wieso bin ich denn alt? Sechsundvierzig Jahre..."

„Zu Weihnachten warst du doch dreiundfünfzig?" schrie Barinow. „Du hast es mir doch selbst gesagt. Dreiundfünfzig! Wozu mußt du immer so schwindeln?"

Dann kam der solide, bärtige alte Suslow *) und der Fischer Isot. So waren jetzt an zehn Menschen beisammen. Der Chochol saß draußen vor der Ladentür, auf dem Absatz der Vortreppe, rauchte seine Pfeife und lauschte schweigend der Unterhaltung der Bauern. Sie hatten sich auf den Stufen der Vortreppe niedergelassen und auf den Bänken zu ihren beiden Seiten.

Es war ein kalter, bunter Tag; über den blauen, frostklaren Himmel zogen eilig einzelne Wolken dahin; Flecken von Licht und Schatten badeten sich in Bächen und Pfützen und blendeten bald die Augen mit ihrem grellen Glanz, bald taten sie dem Blick wohl mit ihrer samtenen Weiche. Geputzte Mädchen zogen die Straße hinab zur Wolga, hoben ihre Röcke auf, wenn sie über Pfützen hinwegschritten, und zeigten eisengraue

*) Ich erinnere mich nur mangelhaft an die Familiennamen der Bauern und habe sie wahrscheinlich durcheinandergebracht oder auch entstellt. — M. G.

Schuhe. Buben liefen vorbei, mit langen Angeln über den Schultern; gesetzte Bauern gingen ihres Weges und betrachteten mit schiefem Blick die Gruppe vor dem Laden, hoben stumm ihre Mützen oder Filzhüte.

Migun und Kukuschkin untersuchten friedlich die schwierige Frage, wer gröber schlüge, der Kaufmann oder der Gutsherr? Kukuschkin behauptete: der Kaufmann; Migun trat für den Gutsherrn ein, und seine wohlklingende Tenorstimme trug den Sieg über Kukuschkins wirres Gerede davon.

„Herrn Fingerows Papa hat sogar den Napoleon Bonapart am Bart gerissen. Und Herr Fingerow selbst hat manchmal zwei Mann hinten am Pelzrock am Kragen gepackt, hat die Arme ausgebreitet und dann die beiden Kerle mit den Köpfen aneinandergeknallt — und basta! Da lagen sie denn da und rührten sich nicht mehr!"

„Na ja, da kann man sich wohl langlegen!" gab Kukuschkin zu, fügte aber noch hinzu: „Aber dafür ist der Kaufmann größer als der Herr ..."

Der würdevolle Suslow saß auf der obersten Stufe der Vortreppe und beklagte sich:

„Der Bauer kommt nicht recht zu Kräften auf der Erde, Michajlo Antonow! Als es noch wirklich Herren gab, war es nicht erlaubt, so unnütz dahinzuleben, da war jeder Mensch fest an seine Arbeit gestellt ..."

„Reich doch eine Bittschrift ein, daß die Leibeigenschaft wieder eingeführt wird", entgegnete ihm Isot. Romas blickte ihn stumm an und klopfte dann seine Pfeife am Treppengeländer aus.

Ich wartete immer, ob er nicht auch mal ein Wörtchen sagen würde. Und während ich aufmerksam dem zusammenhanglosen Geschwätz der Bauern lauschte, suchte ich mir vorzustellen, was wohl gerade der Chochol sagen würde? Er

hatte anscheinend schon eine ganze Reihe günstiger Momente vorbeigehen lassen, da er gut hätte in die Unterhaltung der Bauern eingreifen können. Aber er schwieg gleichmütig und saß da, unbeweglich wie ein Ölgötze; er beobachtete, wie der Wind das Wasser in den Pfützen kräuselte und die Wolken vor sich her trieb, die er zu einer dichten, grauen Dunstmasse zusammenballte. Auf dem Fluß tutete ein Dampfer, von unten her klang der kreischende Gesang der Mädchen, eine Harmonika spielte dazu. Laut rülpsend und knurrend torkelte ein Betrunkener die Straße hinunter; er schlenkerte mit den Armen, seine Beine bogen sich unnatürlich ein, wenn er in eine Pfütze geriet. Die Bauern sprachen alle langsam, Verdrossenheit klang aus ihren Worten, und auch mich packte leises Weh. Der kalte Himmel drohte mit Regen, und ich mußte an den steten Lärm der Stadt denken, die Mannigfaltigkeit ihrer Laute, an die flink durch die Straßen eilenden Menschen, ihre munteren Reden, ihren den Geist anregenden Wortreichtum.

Abends beim Tee fragte ich den Chochol, wann er denn mit den Bauern spräche?

„Worüber?"

„Aha," sagte er dann, nachdem er mich aufmerksam angehört hatte, „ja, wissen Sie, wenn ich davon mit ihnen geredet hätte, und womöglich auf offener Straße, dann würde man mich wohl nochmal zu den Jakuten befördern ..."

Er stopfte sich Tabak in die Pfeife, rauchte sie an, hüllte sich sofort ganz in Rauch und sprach ruhig und eindringlich davon, ein wie vorsichtiger und mißtrauischer Mensch der Bauer sei. Er fürchte sich vor sich selbst, fürchte sich vor seinem Nachbar, aber ganz besonders vor jedem Fremden.

„Es sind noch keine dreißig Jahre her, daß man ihm die Freiheit gegeben hat; jeder vierzigjährige Bauer ist noch als

Leibeigener geboren und erinnert sich auch noch daran. Was eigentlich „Freiheit" heißt, ist schwer zu definieren. Wenn man die Sache ganz schlicht ansieht, heißt Freiheit: ich lebe, wie ich will. Aber überall gibt es Obrigkeit, und immer wird man gestört im Leben. Der Zar hat den Gutsbesitzern die Bauern genommen, danach wäre doch jetzt der Zar der alleinige Herr über die Bauern? Und wieder frage ich: was heißt nun eigentlich Freiheit? Plötzlich wird der Tag kommen, da der Zar erklären wird, was sie bedeutet. Der Bauer glaubt ganz fest an den alleinigen Zaren, den Herrn des ganzen Landes und aller Reichtümer. Er hat den Gutsbesitzern die Bauern genommen, er kann auch den Kaufleuten ihre Dampfer und ihre Läden nehmen. Der Bauer ist Zarist; er faßt die Sache so auf: wenn viele Herren da sind, ist es übel; wenn es nur einen gibt, ist es besser. Er wartet darauf, daß der Tag kommt, da ihm der Zar den Sinn der Freiheit erläutert. Dann darf jeder nehmen, was er greifen kann. Diesen Tag wünschen alle herbei, und jeder fürchtet sich, jeder ist innerlich scharf auf der Hut, nur ja nicht diesen entscheidenden Tag der allgemeinen Aufteilung zu verpassen. Und jeder hat Angst vor sich selbst: man will viel, und es ist auch etwas da zu nehmen, — aber wie nimmt man das dann? Alle halten die Zähne bereit für eines und dasselbe. Außerdem gibt es überall eine unzählbare Menge von Oberen, die den Bauern ganz offen feindlich gesinnt sind, und dem Zaren auch. Aber ohne Obrigkeit ginge es auch wieder nicht, das würde nur allgemeine Prügelei geben, alle würden sich gegenseitig totschlagen."

Der Wind ließ zornig den strömenden Frühlingsregen gegen die Fenster prasseln. Grauer Nebel lagerte auf der Straße; in meiner Seele sah es auch grau und trübselig aus. Die ruhige, gedämpfte Stimme sprach nachdenklich weiter:

„Bringen Sie dem Bauern bei, daß er allmählich lernen muß, dem Zaren die Macht zu nehmen und sie in die eigene Hand zu bekommen; sagen Sie ihm, daß das Volk das Recht haben muß, die Oberen aus seiner eigenen Mitte zu wählen: den Polizeidirektor ebenso wie den Gouverneur, wie den Zaren . . ."

„Das ist aber eine Aufgabe für hundert Jahre."

„Ach, dachten Sie, wir könnten bis Pfingsten damit fertig sein?" fragte der Chochol ernsthaft.

Am Abend ging er fort. So gegen elf Uhr hörte ich auf der Straße ganz in der Nähe einen Schuß fallen. Ich sprang im Regen in die Finsternis hinaus und sah, wie Michaïl Antonowitsch auf das Tor zukam und, groß und schwarz, ohne Hast behutsam die Wasserlachen umschritt.

„Was wollen S i e denn? Ich habe ja selbst geschossen . . ."

„Auf wen denn?"

„Da waren Kerle mit Knüppeln auf mich losgekommen. Ich sagte ihnen gleich: ‚Zurück oder — ich schieße!' Sie hörten nicht. Nun, da habe ich eben nach oben abgedrückt, gegen den Himmel — dem schadet es ja nichts . . ."

Er stand im Flur, zog sich aus, preßte mit der Hand seinen nassen Bart aus und schnaubte wie ein Pferd.

„Ach, diese verdammten Stiefel scheinen auch schon ganz schlecht zu sein. Ich muß andere anziehen. Verstehen Sie einen Revolver zu putzen? Bitte, tun Sie es für mich, sonst rostet er. Sie müssen ihn mit Petroleum einschmieren . . ."

Ich war ganz begeistert über die unerschütterliche Ruhe, die ruhige Festigkeit des Blickes seiner grauen Augen. Im Zimmer kämmte er sich vor dem Spiegel seinen Bart und ermahnte mich:

„Wenn Sie durchs Dorf gehen, seien Sie recht vorsichtig, besonders an Feiertagen abends. Sicherlich beabsichtigt man

Sie auch zu verprügeln. Aber nehmen Sie lieber keinen Stock mit, das reizt die Raufbolde nur und könnte sie auf den Gedanken bringen, daß Sie sich fürchten. Fürchten darf man sich nicht vor ihnen! Das ist ja eine so feige Gesellschaft ..."

Es begann jetzt ein wundervolles Leben für mich. Jeder Tag brachte mir etwas Neues und Wichtiges. Mit größtem Eifer las ich Bücher über Naturwissenschaft. Romas belehrte mich:

„Darüber muß man in erster Linie und am allerbesten Bescheid wissen, Maximytsch. Denn für diese Wissenschaft hat der menschliche Verstand am allermeisten gearbeitet."

Dreimal in der Woche kam abends Isot, und ich unterwies ihn im Lesen und Schreiben. Anfangs verhielt er sich mißtrauisch gegen mich, leicht spöttisch. Aber nach ein paar Unterrichtsstunden sagte er gutmütig:

„Du verstehst das wirklich gut zu erklären! Du solltest eigentlich Lehrer werden, Junge!"

Plötzlich schlug er vor:

„Stark scheinst du auch zu sein? Komm, wir wollen mal Stockziehen."

Wir holten aus der Küche einen Stock, setzten uns auf den Fußboden, stemmten die Fußsohlen gegeneinander und mühten uns lange, uns gegenseitig vom Erdboden hochzuzwingen. Der Chochol munterte uns schmunzelnd immer wieder auf:

„Nu — los! Feste!"

Isot zwang mich schließlich hoch, und das schien ihn noch mehr zu meinen Gunsten einzunehmen.

„Ich muß doch sagen, du bist ein strammer Kerl!" tröstete er mich. „Schade nur, daß du dir gar nichts aus dem Fischfang machst. Du könntest mit mir zusammen auf die Wolga gehen. Nachts auf der Wolga — das ist wie im Himmelreich."

Er lernte sehr eifrig und mit recht gutem Erfolg. Sehr niedlich war es, wie er sich über sich selbst wunderte. Er sprang manchmal mitten im Unterricht auf, nahm ein Buch vom Brett, zog die Brauen hoch, las mit Anstrengung zwei, drei Zeilen, sah mich dann errötend an und sagte ganz verdutzt:

„Jetzt kann ich ja lesen, verflucht noch mal!" Und er wiederholte mit geschlossenen Augen:

So wie am Grabe des Sohnes die Mutter,
Stöhnt über trostloser Ebne der Vogel

Hast du gesehen?"

Ein paarmal fragte er halblaut, behutsam:

„Erklär mir doch mal, mein Lieber, wie kommt das eigentlich? Der Mensch schaut auf diese Strichelchen, die fügen sich zu Worten, die ich kenne — lebendige Worte, aus unserer Sprache! Wieso kenne ich die denn? Es flüstert sie mir doch niemand zu! Wenn es Bilder wären — nun, dann würde ich es verstehen. Aber das hier ist doch, als wären die Gedanken selbst gedruckt. Wie ist denn das?"

Was sollte ich ihm da antworten? Und mein „ich weiß nicht" ärgerte ihn.

„Die reine Zauberei!" sagte er, seufzte und hielt die Seiten des Buches gegen das Licht, um sie so zu besehen.

Es war eine sympathische, rührende Naivität in ihm, so etwas durchsichtig Kindliches. Er erinnerte mich immer mehr an einen von den prächtigen Bauern, von denen man so viel in Büchern liest. Wie fast alle Fischer hatte er eine poetische Ader; er liebte die Wolga, die stillen Nächte, die Einsamkeit, das beschauliche Leben.

Er sah zu den Sternen auf und fragte:

„Der Chochol sagt, dort oben wohnen vielleicht auch Leute, so wie hier? Was meinst du, ob das wohl wahr ist? Wenn

man ihnen Zeichen geben und fragen könnte, wie sie leben? Wer weiß, vielleicht besser als wir, lustiger . . .“

Im Grunde genommen war er ganz zufrieden mit seinem Leben. Er war Waise, stand mutterseelenallein da, war bei seiner stillen, gern von ihm ausgeübten Tätigkeit als Fischer von niemand abhängig. Gegen die Bauern aber verhielt er sich unfreundlich, und er warnte mich:

„Gib nichts darauf, daß sie freundlich tun zu dir! Das ist eine listige Gesellschaft — und falsch sind sie alle. Trau ihnen nicht! Im Augenblick sind sie für dich — nu ja, aber morgen kann es schon ganz anders sein. Jeder sieht immer nur sich selbst — das Allgemeinwohl halten sie nur für eine schwere Last.“

Und voll Haß, der mich seltsam berührte in einem Menschen mit einem so reichen Herzen, sagte er von den „Gemeindewucherern“:

„Warum sind die nun reicher als andere Leute? Weil sie eben klüger sind! Also merkt euch, ihr Aasbande, wenn ihr klug seid: die Bauern müssen als Herde leben, alle füreinander, dann sind sie eine Macht! Aber sie alle zersplittern das Dorf nur, so wie man aus einem Scheit Holz Späne macht. Ja, so ist es, sie sind ihre eigenen Feinde. Richtige Verbrecher sind sie. Der Chochol quält sich da so mit ihnen ab . . .“

Als schöner, starker Kerl gefiel er den Frauen sehr, und ihnen unterlag er auch.

„Gewiß, ja, in dem Punkt bin ich sehr verwöhnt“, gab er gutmütig zu. „Für die Männer ist das sehr beschämend, ich würde das an ihrer Stelle auch übelnehmen. Aber man muß den Weibern nun mal gut sein. Ein Weib, das ist so wie eine zweite Seele. So ein armes Weib lebt so dahin, ohne Feiertage, ohne Zärtlichkeiten; sie muß arbeiten wie ein Pferd, und

weiter hat sie nichts. Die Männer haben alle keine Zeit zur Liebe, aber ich bin doch mein freier Herr. Viele Weiber werden schon im ersten Jahre nach der Hochzeit von ihren Männern mit den Fäusten traktiert. Ja — in dem Punkt bin ich ein Sünder, ich gebe mich ein bißchen viel mit ihnen ab. Ich bitte nur immer um eins: zankt euch nur nicht untereinander, Weiber, ihr sollt ja alle was von mir haben! Seid nur nicht neidisch aufeinander, ihr seid mir alle gleich lieb, ich bin euch allen gut ..."

Er lachte sich verlegen in den Bart und erzählte:

„Einmal hätte ich sogar beinahe mal mit einer feinen Dame angebandelt. Sie war aus der Stadt hierher auf die Datsche, in die Sommerfrische, gekommen, die Dame. Ein schönes Weib war sie, weiß wie Milch, und Haare hatte sie wie Flachs. Und tiefblaue, gute Äuglein. Ich verkaufte ihr Fische und guckte sie dann immer so an. ‚Wer bist du denn?' fragte sie. ‚Das wissen Sie doch selbst', sagte ich. ‚Na schön,' sagte sie, ‚also ich komme heute nacht zu dir. Erwarte mich.' Und tatsächlich — sie kam! Bloß — die Mücken störten sie, die Mücken bissen sie so, daß schließlich doch nichts zwischen uns passiert ist. ‚Ich kann wirklich nicht, sie beißen so schrecklich', sagte sie und weinte beinahe dabei. Am nächsten Tag besuchte sie ihr Mann, ein Richter oder so was. Ja, ja, so sind sie, die Damen", schloß er bekümmert und vorwurfsvoll. „Die Mücken geben ihnen keine Ruh im Leben ..."

Isot lobte Kukuschkin sehr.

„Sieh dir nur den Mann genau an — er hat ein gutes Herz. Die Leute mögen ihn nicht. Sehr dumm von ihnen! Gewiß, er ist ein Schwätzer. Aber jedes Stück Vieh hat eben seine eigene Farbe."

Kukuschkin war landlos; er hatte eine versoffene Tagelöhnerin geheiratet, eine kleine, aber sehr flinke, kräftige,

boshafte Person. Seine Hütte hatte er an einen Schmied vermietet; er selbst wohnte im Badehaus, weil er bei Pankow arbeitete. Er hörte sehr gern Neuigkeiten, und wenn es keine gab, dachte er sich selbst eine Masse Geschichten aus und zog sie wie an einem langen Faden auf.

„Michajlo Antonow, hast du gehört? Der Uriadnik von Tinkowo will Mönch werden und sein Amt bei der Polizei aufgeben. ‚Ich mag nicht dauernd bloß den Bauern in die Fresse schlagen', sagt er. Jawohl!"

Der Chochol entgegnete ganz ernst:

„Seht ihr, so läuft euch schließlich noch die ganze Obrigkeit weg!"

Kukuschkin sucht Strohhalme, Heu und Hühnerflaum aus seinem ungekämmten roten Haupthaar und erwägt:

„Alle werden ja nicht gleich weglaufen. Aber wer noch ein bißchen Gewissen hat — dem fällt es natürlich schwer, im Amt zu bleiben. Du glaubst nicht ans Gewissen, Antonytsch, ich seh' schon. Aber ohne Gewissen kommst du doch nicht durchs Leben — wenn du noch so klug bist. Da kann ich dir eine Geschichte erzählen ..."

Und er erzählt von irgendeiner „furchtbar klugen" Gutsbesitzerin:

„Also die war ein so böses Weib, daß sogar der Gouverneur, trotz seines hohen Amtes, sie mal aufsuchte. ‚Gnädigste Frau,' sagte er, ‚seien Sie für alle Fälle etwas vorsichtiger! Von Ihrer schauderhaften Gemeinheit reden die Leute schon in Petersburg!' Sie setzte ihm natürlich einen süßen Schnaps vor, sagte aber kurzweg: ‚Fahren Sie in Gottes Namen wieder heim; ich kann mich nun mal nicht ändern!' Aber wenig über drei Jahre später versammelte sie plötzlich ihre Bauern ... ‚Da habt ihr all mein Land,' sagte sie, ‚lebt wohl, verzeiht mir, ich will ...'"

„Ins Kloster gehen", sprach ihm der Chochol vor.

Kukuschkin sah ihn gespannt an und bestätigte:

„Ganz richtig. Äbtissin wollte sie werden! Du hast also auch von der Geschichte gehört?"

„Ich habe nie was davon gehört."

„Ja, woher weißt du es dann?"

„Weil ich dich eben kenne."

Der Geschichtenerzähler schüttelte den Kopf und murmelte:

„Daß du niemals den Leuten glauben willst . . ."

So war es immer. In seinen Geschichten hörten die schlechten und bösen Menschen immer auf, Böses zu tun, und verschwanden spurlos. Noch häufiger aber beförderte Kukuschkin sie ins Kloster, als ob er Müll zusammenfegte.

Er hatte manchmal ganz überraschende, seltsame Gedanken. Plötzlich runzelte er die Stirn und erklärte:

„Ganz unnützerweise haben wir die Tataren besiegt. Die Tataren sind besser als wir."

Dabei hatte kein Mensch ein Wort über die Tataren gesagt, wir hatten vielmehr gerade über eine Organisierung der Gartenbesitzer gesprochen.

Romas erzählt von Sibirien, von einem reichen sibirischen Bauer. Plötzlich brummt Kukuschkin nachdenklich:

„Wenn man zwei, drei Jahre keine Heringe fangen würde, dann müßten sie sich so vermehren, daß das Meer aus den Ufern treten würde und es eine neue Sintflut gäbe. Der Hering ist ein auffallend fruchtbarer Fisch."

Im Dorf gilt Kukuschkin als ein Tropf. Seine Geschichten und seltsamen Gedanken ärgern die Bauern, veranlassen sie zu Schimpferei und Spottreden. Aber sie hören ihm doch immer interessiert und aufmerksam zu, als erwarteten sie unter all seinen Schwindeleien doch mal die Wahrheit.

„Dummer Schwätzer" nennen ihn die gesetzten Leute. Nur der Stutzer Pankow sagt ganz ernst:

„Stepan hat's hinter den Ohren ..."

Kukuschkin war ein sehr brauchbarer Arbeiter. Er war Böttcher, Ofensetzer, wußte mit Bienen Bescheid, unterwies die Weiber in der Geflügelzucht, war geschickt in Zimmermannsarbeiten, und alles gelang ihm, obwohl er sehr langsam arbeitete und nicht gerade mit besonderer Freude. Er hatte Katzen gern, und in seinem Badhaus hielt er an die zehn gutgenährte Tiere mit Jungen. Er fütterte sie mit Krähen und Dohlen, und dadurch, daß er seinen Katzen das Vogelfressen angewöhnte, vergrößerte er noch die allgemeine Abneigung gegen sich. Seine Katzen würgten Küken und Hennen ab, und die Weiber machten Jagd auf sie und prügelten sie unbarmherzig. Bei Kukuschkins Behausung war häufig das wutentbrannte Gekreisch bekümmerter Hausfrauen zu hören; aber das regte ihn nicht weiter auf:

„Die dummen Weiber! Eine Katze ist doch ein Jagdtier, ist geschickter als ein Hund. Ich richte die Katzen zur Jagd auf Vögel ab. Hunderte von Katzen könnten wir züchten und dann verkaufen. Das wäre doch eine schöne Einnahmequelle für uns, ihr dummen Weiber!"

Er hatte früher einmal lesen und schreiben gekonnt, hatte es aber wieder vergessen und wollte nun auch nichts mehr davon wissen. Von Natur klug, erfaßte er rascher als alle anderen das Wesentliche von des Chochols Erzählungen.

„Ja, ja," sagte er und blinzelte wie ein Kind, das eine bittere Arznei verschluckt, „also Iwan der Schreckliche war gerade für die kleinen Leute gar nicht so schlimm ..."

Er, Isot und Pankow kamen oft abends zu uns und saßen häufig bis Mitternacht. Sie lauschten des Chochols Erzählungen von der Erschaffung der Welt, vom Leben in fremden

Ländern, von den revolutionären Zuckungen der Völker. Pankow gefiel die französische Revolution:

„Das war einmal eine wirkliche Lebenswende", sagte er beifällig.

Er hatte sich vor zwei Jahren von seinem Vater, einem reichen Bauern mit einem riesigen Kropf und entsetzlich weit aufgerissenen Augen, auszahlen lassen, hatte „aus Liebe" eine verwaiste Nichte von Isot geheiratet, die er zwar streng behandelte, aber nach städtischer Mode kleidete. Sein Vater hatte ihn wegen Widersetzlichkeit verflucht; jedesmal, wenn er an dem neuen Häuschen des Sohnes vorbeikam, spuckte er es wütend an. Pankow hatte sein Haus an Romas verpachtet und einen Laden angebaut, gegen den Wunsch der Dorfreichen, die ihn deswegen haßten. Er aber verhielt sich gegen sie äußerlich gleichgültig, sprach verächtlich von ihnen und war grob und höhnisch gegen sie. Das Leben im Dorf fiel ihm schwer:

„Wenn ich ein Handwerk verstände, würde ich in der Stadt leben."

Er sieht gut aus, ist immer sauber gekleidet, befleißigt sich einer gesetzten Haltung und ist sehr eigenliebend. Im Denken ist er vorsichtig, nicht leichtgläubig.

„Hast du dich dieser Sache aus Herzensneigung oder aus Berechnung gewidmet?" fragt er Romas.

„Nun, was meinst du wohl?"

„Nein, du sollst es selbst sagen."

„Was wäre nach deiner Meinung besser?"

„Ich weiß nicht. Und nach deiner Meinung?"

Der Chochol gibt nicht nach und bringt schließlich den Bauern doch dazu, sich auszusprechen.

„Besser ist natürlich — rein mit dem Verstande! Der Verstand unternimmt nichts Zweckloses, und wo ein Zweck ist,

da steht die Sache auf sicheren Füßen. Unser Herz ist ein schlechter Ratgeber. Ließe ich mich immer vom Herzen leiten, da würde ich Dinge angeben — nu, das wäre schlimm! Ich würde ganz sicher unserm Popen Feuer ans Haus legen, damit er seine Nase nicht in Dinge steckt, die ihn nichts angehen!"

Der Pope, ein bösartiger Alter mit einem Maulwurfsgesicht, hatte Pankow viel Verdruß dadurch bereitet, daß er sich in seinen Streit mit dem Vater eingemischt hatte.

Anfangs verhielt sich Pankow mir gegenüber unfreundlich, ja fast feindselig, schrie mich sogar in häuslichen Angelegenheiten an. Aber das ging bald bei ihm vorüber, obwohl ich fühlte, daß in ihm ein gewisses geheimes Mißtrauen gegen mich zurückblieb und Pankow mir auch unsympathisch war.

Sehr lebhaft stehen mir noch die Abende in dem kleinen, sauberen Stübchen mit den Bretterwänden in der Erinnerung. Die Fensterladen sind fest geschlossen, auf dem Tisch in der Ecke brennt die Lampe, vor ihr sitzt ein grobstirniger, glatt geschorener Mensch mit einem großen Bart und spricht:

„Das Wesen des Lebens besteht darin, daß der Mensch sich immer weiter vom Vieh entfernt hat..."

Drei Bauern lauschen ihm aufmerksam. Sie alle haben gute Augen und kluge Gesichter. Isot sitzt immer reglos da, als horchte er auf etwas ganz Entferntes, was nur er allein hört. Kukuschkin rückt dauernd umher, als piekten ihn Mücken, und Pankow zupft an seinem hellen Schnurrbärtchen und äußert leise:

„Dann war es also doch notwendig, daß sich das Volk in verschiedene Stände spaltete..."

Mir gefällt ganz besonders, daß Pankow niemals grob mit Kukuschkin spricht, der doch sein Knecht ist, und die spaßigen Einfälle des Träumers immer aufmerksam anhört.

Wenn die Plauderstunde vorbei ist, gehe ich in meine Boden-

kammer und sitze da am offenen Fenster, schaue auf das schlummernde Dorf und die Felder, wo regungsloses Schweigen herrscht. Der Glanz der Sterne durchdringt das Düster der Nacht; sie sind der Erde um so näher, je weiter entfernt sie von mir sind. Das Schweigen preßt mir hart das Herz zusammen, die Gedanken schweifen in grenzenlose Räume, und ich sehe Tausende von Dörfern, die sich ebenso stumm an die flache Erde schmiegen wie unser Dorf. Reglosigkeit, Stille!

Die dunstige Leere, die mich warm umgibt, saugt sich an meine Seele an, wie Tausende unsichtbarer Blutegel, und ich fühle allmählich schläfrige Mattigkeit; eine unbestimmte Angst peinigt mich. So klein und so nichtig bin ich auf Erden...

Das Leben des Dorfes steht so freudlos vor meinen Augen. Ich hatte oft gehört und gelesen, die Leute im Dorfe lebten gesünder und mehr mit dem Herzen als wir in der Stadt. Aber hier sehe ich Bauern in ununterbrochener Fronarbeit, viele von ihnen sind krank, völlig abgearbeitet; fröhliche Menschen gibt es fast gar nicht. Handwerker und Arbeiter in der Stadt, die nicht weniger arbeiten, leben froher und klagen nicht so jämmerlich, so angeekelt über das Leben wie diese finsteren Menschen hier. Das Leben des Bauern erscheint mir gar nicht einfach; es verlangt angespannteste Aufmerksamkeit auf die Scholle und viel Schlauheit und Wachsamkeit gegen die Menschen. Und nichts Herzliches hat dieses an Verstand arme Leben; man merkt, daß die Dorfmenschen tastend leben, wie Blinde; sie alle fürchten sich vor etwas, sie trauen einander nicht; etwas Wölfisches ist in ihnen.

Es fällt mir schwer, zu begreifen, weshalb sie so störrisch den Chochol nicht mögen und Pankow und alle andern „Unsrigen" — alles Leute, die doch nur vernünftig leben wollten.

Deutlich sehe ich die Vorzüge der Stadt vor mir, ihren Durst nach Glück, das dreiste Forschen des Verstandes, die

Verschiedenartigkeit seiner Ziele und Aufgaben. Und in solchen Nächten muß ich immer wieder an zwei bestimmte Städter denken:

F. Kalugin & S. Nebej,
Uhrmacher
nehmen auch Apparate aller Art
zur Reparatur an: chirurgische
Instrumente, Nähmaschinen,
Musikdosen aller Systeme u.s.w.

Dieses Aushängeschild hängt über der schmalen Tür eines kleinen Ladens. Zu beiden Seiten der Tür sind verstaubte Fenster, an deren einem F. Kalugin sitzt — kahl, mit einer großen Beule auf dem gelben Schädel und mit einer Lupe im Auge. Er hat ein rundes Gesicht, ist stämmig und lächelt fast ununterbrochen, während er mit einer feinen Zange im Werk einer Uhr umherstochert; oder er singt etwas, den runden Mund unter der grauen Bürste des Schnurrbarts öffnend. An dem andern Fenster sitzt S. Nebej, kraushaarig, schwarz, mit langer, schiefer Nase, mit großen, pflaumenartigen Augen und einem Spitzbart; er ist dürr, mager und sieht beinah aus wie der Teufel. Auch er zerlegt irgendwelche winzigen Dinge oder setzt sie zusammen und schreit dabei manchmal ganz unerwartet mit Baßstimme:

„Tra—ta—tam—tam—tam!"

Hinter beider Rücken herrscht ein wahres Chaos von Kasten, Maschinen, allerhand Rädern, Musikinstrumenten, Erdkugeln; überall liegen auf Wandbrettern Metallgegenstände der verschiedensten Formen, und an der Wand hängen eine Menge Uhren mit schwingenden Pendeln. Ich könnte den ganzen Tag lang zuschauen, wie diese Leute arbeiten; aber mein langer Körper nimmt ihnen das Licht, sie schneiden mir fürchterliche Gesichter, fuchteln mit den Armen und jagen mich fort. Beim Weggehen denke ich neidvoll:

„Wie glücklich muß man doch sein, wenn man alles versteht."

Ich empfinde Hochachtung vor diesen Männern und bin überzeugt, daß sie die Geheimnisse aller Maschinen und Instrumente kennen und alles auf Erden zu reparieren verstehen. Das sind Leute!...

Aber das Dorf gefällt mir nicht, ich verstehe die Bauern nicht. Die Frauen klagen besonders oft über Krankheiten, bei ihnen drückt ewig etwas aufs Herz, etwas piekt in der Brust, beständig haben sie Bauchschneiden — davon reden sie am häufigsten und am liebsten, wenn sie an Feiertagen vor ihren Häuschen oder am Ufer der Wolga sitzen. Sie alle sind schrecklich leicht erregbar und beschimpfen einander in der wüstesten Weise. Wegen eines zerschlagenen tönernen Topfes im Wert von zwölf Kopeken prügelten sich einmal drei Familien mit Knüppeln, brachen einer alten Frau einen Arm und schlugen einem jungen Bengel den Schädel ein. Solche Schlägereien kommen fast allwöchentlich vor.

Die jungen Burschen benehmen sich gegen die Mädchen gemein und zynisch und treiben allerhand häßlichen Schabernack mit ihnen. Sie greifen zum Beispiel Mädels auf dem Felde auf, heben ihnen die Röcke hoch und binden diese über ihren Köpfen mit Bast fest zusammen. Das heißt: „eine Blume machen". Die unten bis zum Gürtel nackten Mädchen kreischen und fluchen natürlich; anscheinend macht ihnen dieser Unfug aber doch Spaß, denn man merkt, daß sie ihre Röcke viel langsamer auseinanderbinden, als sie wohl könnten. In der Kirche, bei der Messe, kneifen die Burschen die Mädels in die Hinterbacken — anscheinend gehen sie überhaupt nur zu dem Zweck in die Kirche. Eines Sonntags donnerte der Pope auf seiner Estrade:

„Ihr Viecher! Wißt ihr denn keinen andern Ort für eure Schweinereien?"

„In der Ukraine ist das Volk in religiöser Hinsicht vielleicht poetischer", erzählte einmal Romas. „Hier aber finde ich, als sogenannten Glauben an Gott, nur die allergröbsten Instinkte von Angst und Habgier. Wissen Sie, die Menschen hier kennen keine aufrichtige L i e b e zu Gott, kein Entzücken über seine Schönheit und Kraft. Vielleicht ist es auch ganz gut so — sie werden auf die Weise die Religion leichter los, denn die bleibt doch das allerschädlichste von allen Vorurteilen, kann ich Ihnen sagen."

Die Burschen sind Prahlhänse und Feiglinge. Schon zwei- oder dreimal haben sie versucht, mich zu verprügeln, indem sie mich nachts auf der Straße überfielen. Aber es ist ihnen nicht gelungen — nur einen Stockhieb ans Bein habe ich einmal bekommen. Ich erzählte Romas natürlich nichts von diesen Scharmützeln; aber als er bemerkte, daß ich humpelte, erriet er von selbst was los war.

„Ähä, da haben Sie also doch mal eine Liebesgabe abbekommen! Ich hab's Ihnen ja vorhergesagt!"

Er empfiehlt mir allerdings dringend, nicht des Nachts spazierenzugehen, aber manchmal gehe ich doch durch die Gemüsegärten ans Ufer der Wolga und sitze da unter den Weiden, schaue durch den durchsichtigen Vorhang der Nacht hinunter über den Fluß, nach den Wiesen hinüber. Majestätisch, langsam fließt die Wolga, reich vergoldet durch die von dem toten Mond weitergeworfenen Strahlen der jetzt unsichtbaren Sonne. Ich liebe den Mond nicht, er hat etwas Unheilverkündendes, und als wäre ich ein Hund, weckt er Schwermut in mir und den Wunsch, laut zu heulen. Ich freute mich sehr, als ich erfuhr, daß er nicht im eigenen Licht leuchtet, daß er tot ist und daß auf ihm kein Leben ist und nicht sein kann. Bis dahin hatte ich mir immer eingebildet, er wäre mit kupfernen Menschen besiedelt, die aus lauter Dreiecken beständen, sich bewegten wie

Zirkel und unheilverkündend, dumpf traurig läuteten. Alles da oben sei aus Kupfer; Pflanzen, Tiere, alles klinge ununterbrochen, dumpf, feindselig gegen die Erde und sänne Böses gegen sie. Es war mir angenehm, zu erfahren, daß der Mond ein leerer Ort am Himmel ist; aber ich wünschte trotzdem, ein großer Meteor stürzte auf ihn, mit hinreichender Kraft, um ihn durch seinen Anprall aufflammen zu lassen, so daß er fortan mit eigenem Licht über der Erde leuchten könnte.

Wenn ich so beobachte, wie die Strömung der Wolga den brokatenen Lichtstreifen kräuselt und, fern aus der Finsternis kommend, wieder im schwarzen Schatten des Bergufers verschwindet — dann fühle ich, wie mein Denken kühner und schärfer wird. Leicht denkt es sich in Worten von etwas Unfaßbarem, das all dem fremd ist, was ich am Tage erlebt habe. Die machtvolle Bewegung der Fluten ist fast lautlos. Auf dem dunklen, breiten Pfade gleitet ein Dampfer dahin, wie ein fabelhafter Vogel mit feurigem Gefieder; leise rauscht es hinter ihm, als regten sich schwere Fittiche. Nahe dem Wiesenufer schwimmt ein Lichtchen, und von ihm geht ein scharfer, roter Strahl aus über das Wasser: da ist ein Fischer mit einer Fackel bei der Arbeit; man könnte fast denken, ein heimloser Stern habe sich vom Himmel auf den Strom niedergelassen und schwebe nun als feurige Blume über den Wassern.

Aus Büchern Zusammengelesenes entwickelt sich zu seltsamen Phantasien, die Einbildung webt unaufhörlich Bilder von unvergleichlicher Schönheit, und es ist, als schwimme man in der weichen Nachtluft hinter dem Strome her.

So findet mich Isot. Bei Nacht scheint er mir noch größer, noch sympathischer.

„Bist du schon wieder hier?“ fragt er und setzt sich neben mich. Lange schweigt er, in sich gekehrt, schaut auf den Fluß

und nach dem Himmel und streicht die feine Seide seines goldblonden Bartes.

Dann träumt er vor sich hin:

„Ich will tüchtig lernen und fleißig lesen — dann gehe ich auf alle Flüsse und kann alles verstehen! Und andere Menschen werde ich lehren! Ja! Das ist schön, Lieber, wenn man sich einem anderen Menschen so von Herzen mitteilen kann! Sogar Weiber — manche wenigstens — wenn man mit denen so von Herzen spricht, dann verstehen sie es auch. Neulich saß mal eine bei mir im Boot und fragte: ‚Was wird denn eigentlich mit uns, wenn wir sterben? Ich glaube nicht an die Hölle und nicht an ein Jenseits', sagte sie. Hast du auch schon mal so eine getroffen? Ja, ja, auch die Weiber, Liebster..."

Er fand nicht das rechte Wort, schwieg einen Augenblick und fügte schließlich hinzu:

„Sind — lebendige Seelen..."

Isot war eine Nachteule. Er empfand sehr lebhaft das Schöne, sprach gut davon, mit leisen Worten, wie ein träumendes Kind. An Gott glaubte er ohne Furcht, wenn auch rein kirchlich: er stellte sich ihn als einen großen, würdigen Greis, als den guten, klugen Herrn der Welt vor, der das Übel nur deshalb nicht ausrotten kann, weil... „Er wird darum nicht damit fertig, weil es so schrecklich viel Menschen gibt. Nun, schad't nichts, er wird's schon schaffen — du sollst mal sehen! Aber, weißt du, Christus kann ich nicht begreifen — nein, ich bring's nicht fertig. Der bedeutet gar nichts für mich. Es gibt eben einen lieben Gott und damit basta! Da soll nun mit einemmal noch einer sein? Sein Sohn, sagen sie. Was denn noch — sein Sohn? Gott ist doch nicht gestorben?"

Meistens aber sitzt Isot schweigsam da und grübelt über etwas. Ab und zu tut er einen Seufzer und spricht:

„Ja. So ist es!"

„Was ist?"

„Ich meine nur so."

Und er seufzt noch einmal und schaut in die trübe Ferne.

„Es ist doch schön — das Leben!"

Ich stimme ihm bei:

„Ja, es ist schön."

Machtvoll wälzt sich der samtene Streifen des Wassers dahin; über ihm ruht der silberne Bogen der Milchstraße; wie goldene Lerchen funkeln die großen Sterne, und das Herz singt leise seine törichten Gedanken über die Geheimnisse des Lebens.

Weit fort, über den Wiesen, brechen aus rötlichen Wolken die Strahlen der Sonne, und jetzt entfaltet sie am Himmel ihr Pfauenrad.

„Etwas Wunderbares ist doch die Sonne!" murmelt Isot und lächelt glückselig...

Die Apfelbäume stehen in Blüte. Das Dorf liegt in einem rosigen Blütenmeer; bitterer Duft dringt überallhin und vertreibt den Geruch von Teer und frischem Mist. Hunderte von blühenden Bäumen, feiertäglich in den rosigen Atlas der Blütenblättchen gehüllt, ziehen sich in regelmäßigen Reihen vom Dorf ins Feld. In mondhellen Nächten, wenn leichter Wind wehte, wiegten sich wie Schmetterlinge die Blüten, rauschten fast unhörbar, und man hatte den Eindruck, als fluteten goldig-blaue, schwere Wogen über das Dorf hin. Unermüdlich, leidenschaftlich sangen die Nachtigallen; bei Tage neckten sich dreist die Stare, und unsichtbare Lerchen ließen ihre unaufhörlichen zarten Töne auf die Erde niederströmen.

An Feiertagen zogen abends die Mädchen und jungen Frauen durch die Straße, sangen ihre Lieder, den Mund öffnend wie junge Vögel, und lächelten schmachtend ihr trunkenes Lächeln. Auch Isot lächelte wie berauscht; er war mager geworden, seine Augen lagen tief in den dunklen Höhlen, sein Gesicht wirkte

noch strenger, schöner und — heiliger. Er schlief ganze Tage, erschien erst gegen Abend auf der Straße, besorgt, still nachdenklich. Kukuschkin machte sich grob aber freundlich lustig über ihn; er aber sagte, verlegen schmunzelnd:

„Halt doch deinen Mund! Was soll man denn tun?"

Und er sprach entzückt:

„Oi, es ist doch zu süß, zu leben! Und dann, wie liebevoll man leben kann, was für Worte es fürs Herz gibt! Manches kann man bis zum Tode nicht vergessen. Wenn man von den Toten aufersteht, wird man sich zu allererst daran erinnern!"

„Sieh dich nur vor, die Männer von den Weibern werden dich mal mächtig verhauen", warnte ihn der Chochol und lächelte auch freundlich.

„Nu ja — Grund dazu haben sie", gab Isot zu.

Fast in jeder Nacht erklang zugleich mit den Liedern der Nachtigallen in den Gärten, auf dem Felde, am Ufer des Stromes Miguns hohe, ergreifende Stimme. Er sang erstaunlich schön, hübsche Lieder, und dafür verziehen ihm sogar die Bauern vieles.

An Sonnabendabenden versammelte sich vor unserem Laden am meisten Volks, und darunter war unbedingt immer der alte Suslow, Barinow, der Schmied Krotow, Migun. Sie sitzen dann alle da und plaudern nachdenklich. Die einen gehen, andere kommen — so geht es fast bis Mitternacht. Manchmal machen Betrunkene Skandal, häufiger als andere der Soldat Kostin, ein Mensch, der nur noch ein Auge hat und dem zwei Finger an der linken Hand fehlen. Er hat die Ärmel aufgekrempelt, fuchtelt mit den Fäusten umher, nähert sich dem Laden mit dem Schritt eines Kampfhahnes und brüllt heiser, mit Anstrengung:

„Die Chochols sind eine ganz schädliche Nation, die haben ja den türkischen Glauben. Antworte — warum gehst du nicht

in die Kirche? Ah? Du Ketzerseele! Du Leuteaufwiegler! Antworte — was bist du denn eigentlich?"

Man neckt ihn:

„Mischka, warum hast du dir die Finger abgeschossen? Hast du Angst vor den Türken gehabt?"

Er will zuschlagen, wird aber unter lautem Gelächter festgehalten und in die Schlucht gestoßen. Wie ein Kreisel rollt er den Abhang hinunter und kreischt schauderhaft:

„Hilfe! Mörder!..."

Dann klettert er wieder in die Höhe, ganz bestaubt, und bettelt den Chochol an: zu einem Gläschen Schnaps!

„Wofür denn?"

„Für den Spaß, den ihr gehabt habt", antwortet Kostin. Und die Bauern lachen einträchtig.

*

* *

Eines Morgens, an einem Feiertage — die Köchin hatte gerade Holz im Ofen angezündet und war auf den Hof hinausgegangen, ich befand mich im Laden — gab es in der Küche einen lauten Knall, der ganze Laden bebte, die Blechdosen mit Bonbons fielen von den Brettern, zersprungene Fensterscheiben klirrten, und es trommelte auf den Fußboden. Ich stürzte sofort in die Küche; durch die zu ihr führende Tür drangen schwarze Rauchwolken ins Zimmer, hinter denen es zischte und krachte. Der Chochol packte mich an der Schulter:

„Halt! Stehenbleiben!"

Im Flur heulte die Köchin los.

„Äh, dummes Weib..."

Romas drang in den Rauch ein, polterte mit irgend etwas herum, schimpfte derb und schrie dann:

„Halt's Maul! Bring Wasser!"

Auf dem Fußboden der Küche rauchten Holzscheite, ein Span brannte, Ziegelsteine lagen da; der schwarze Schlund des Ofens war leer, wie ausgefegt. Ich tastete in dem Rauch nach einem Eimer mit Wasser, goß das Feuer auf dem Fußboden aus und warf die Holzscheite wieder in den Ofen zurück.

„Sieh dich vor", sagte der Chochol, nahm die Köchin an der Hand, stieß sie ins Zimmer und kommandierte:

„Schließ den Laden! Vorsicht, Maximytsch! Es könnte noch eine Explosion geben..." Er hockte sich nieder und besah die runden Tannenscheite; dann zog er die andern wieder aus dem Ofen, die ich eben hineingeworfen hatte.

„Was tun Sie denn da?"

„Hier — sehen Sie mal!"

Er hielt mir ein eigentümlich gespaltenes Stück Holz hin, und ich sah, daß es innen mit dem Rundbohrer ausgehöhlt und seltsam verräuchert war.

„Begreifen Sie jetzt? Die Satanskerle haben ein Scheit mit Pulver gefüllt. Dumme Bande! Was kann man groß anrichten mit einem Pfund Pulver?"

Er legte das Stück Holz beiseite, wusch sich die Hände und sagte:

„Es ist nur gut, daß die Aksinja draußen war. Sonst wäre sie verletzt worden..."

Der säuerliche Rauch verzog sich bald. Man sah jetzt, daß das Geschirr auf dem Küchenbrett entzwei war, alle Fensterscheiben waren gesprungen, und aus dem Ofenloch waren die Ziegel herausgeflogen.

In diesem Augenblick wollte mir des Chochols Ruhe nicht gefallen. Er benahm sich so, als ob ihm der Bubenstreich absolut nichts mache. Auf der Straße tobten indes die Dorfjungen herum, man hörte Geschrei:

„Beim Chochol brennt's! Feuer!"

Eine Frau erhob jammerndes Geheul, und in der Stube zeterte angsterfüllt Aksinja:

„Sie brechen in den Laden ein, Michajlo Antonytsch!"

„Immer Ruhe, Ruhe!" sagte er und wischte sich mit einem Handtuch seinen nassen Bart.

In die offenen Stubenfenster schauten von Angst und Zorn entstellte haarige Gesichter herein, mit gegen den beizenden Rauch zugekniffenen Augen. Jemand kreischte aufgeregt:

„Raus mit der Bande aus dem Dorf! Immer gibt's Skandal bei denen! Was ist denn das wieder, Herr Gott!"

Ein kleiner rothaariger Bauer wollte gerade, sich bekreuzend und die Lippen bewegend, ins Fenster hereinklettern. Er brachte es nicht fertig. In der rechten Hand hielt er eine Axt, die linke, mit der er krampfhaft nach dem Fensterbrett griff, sank nieder.

Mit seinem Holzscheit in der Hand fragte Romas ihn:

„Wo willst du hin?"

„Löschen, Väterchen..."

„Es brennt ja nirgends..."

Der Bauer riß erschrocken den Mund auf und verschwand. Romas trat auf die Vortreppe vor dem Laden, zeigte der versammelten Menge das bewußte Scheit Holz und sagte:

„Einer von euch hat dieses Stück Holz hier mit Schießpulver gefüllt und es unter unser Brennholz gesteckt! Es war aber zu wenig Pulver, und so ist alles ohne Schaden abgegangen..."

Ich stand hinter ihm, beobachtete die Menge und hörte, wie der Bauer mit der Axt ängstlich erzählte:

„Also, da holt er mit seinem Holzscheit nach mir aus..."

Der Soldat Kostin war schon wieder besoffen und brüllte:

„Schmeißt ihn raus, den Halunken! Ins Loch muß er..."

Aber die Mehrzahl der Leute schwieg, sah Romas scharf an und lauschte mißtrauisch seinen Worten.

„Um mein Haus in die Luft zu sprengen, ist viel mehr Pulver nötig. Mindestens ein Pud! So, jetzt geht man wieder nach Hause..."

Einer fragte:

„Wo ist denn der Starost?"

„Die Polizei muß geholt werden, der Uriadnik."

Die Leute verliefen sich langsam, sichtlich ungern, als bedauerten sie irgend etwas.

Wir setzten uns zum Tee. Aksinja schenkte ein, freundlich und gut wie noch nie, blickte Romas mitfühlend an und sagte:

„Sie beschweren sich nie über die Leute, darum werden die jetzt frech."

„Sind Sie denn gar nicht böse über die Sache?" fragte ich.

„Wir haben keine Zeit, über solche Dummheiten böse zu sein."

Ich dachte bei mir: Wenn doch alle Menschen das ihre mit solcher Ruhe täten!

Er aber redete schon davon, daß er demnächst nach Kasan fahren müsse, und fragte mich, welche Bücher er mir mitbringen solle?

Manchmal hatte ich den Eindruck, als arbeite in diesem Menschen an Stelle einer Seele irgendein Mechanismus — wie in einer Uhr — der ein für allemal, fürs ganze Leben, aufgezogen war. Ich hatte unsern Chochol sehr gern und schätzte ihn gewiß hoch, aber ich wünschte doch, er möchte mal auf mich oder auf jemand anders böse werden, möchte mal laut schreien und mit den Füßen aufstampfen. Er konnte aber nicht zornig werden, oder er wollte nicht. Wenn man ihn durch Dummheit oder Gemeinheit reizte, dann kniff er nur höhnisch

die grauen Augen zu und sagte mit kurzen, kalten Worten immer etwas sehr Einfaches, Hartes.

So fragte er Suslow:

„Weshalb sind Sie alter Kerl eigentlich so hinterhältig, ah?"

Die gelben Backen und die Stirn des Alten wurden langsam puterrot, ja, es sah so aus, als werde sein weißer Bart an den Haarwurzeln auch rot.

„Das nützt Ihnen ja doch nichts; Sie bringen sich nur um jegliche Achtung."

Suslow ließ den Kopf sinken und stimmte bei:

„Das stimmt — es nützt gar nichts."

Später sagte er zu Isot:

„Das ist ein Seelenführer! Solche Leute sollte man zu Oberen machen..."

...Kurz und verständlich gibt mir Romas auf, was ich in seiner Abwesenheit tun soll und wie, und ich habe den Eindruck, als habe er den Versuch, ihn durch die Explosion einzuschüchtern, schon völlig vergessen, so wie man den Stich eines Insekts vergißt.

Pankow kam. Er besah den Ofen und fragte finster:

„Haben Sie gar keinen Schreck gekriegt?"

„Nu, wovor denn?"

„Das ist doch der reine Krieg!"

„Setz dich! Trink Tee!"

„Meine Frau wartet auf mich."

„Wo warst du denn?"

„Fische fangen. Mit Isot."

Er ging wieder und wiederholte in der Küche nachdenklich:

„Das ist ja der reine Krieg."

Er redete mit dem Chochol immer nur kurz, als wäre alles Wichtige und Schwierige längst durchgesprochen. Ich erinnere

mich noch: als Romas uns die Geschichte von der Regierung Iwans des Schrecklichen erzählt hatte, sagte Isot:

„Ein unangenehmer Zar!"

„Ein richtiger Schlächter", fügte Kukuschkin hinzu, aber Pankow erklärte mit Bestimmtheit:

„Besonders klug kann ich ihn nicht finden. Na, schön, er hat die Fürsten alle umgebracht, aber er hat doch an ihrer Stelle eine Menge kleiner Edelleute neu geschaffen. Und hat noch Fremde dazu geholt, Ausländer... Daran ist doch nichts Kluges weiter! Der kleine Gutsbesitzer ist schlimmer als der große. Eine Fliege ist kein Wolf, du kannst sie nicht mit der Flinte totschießen, aber quälen kann sie dich schlimmer als ein Wolf."

Kukuschkin kam mit einem Eimer dünnen Lehms, schmierte die Ziegel im Ofen wieder ein und sagte:

„Da haben sie sich was Rechtes ausgedacht, diese Teufel! Ihre eigenen Läuse können sie nicht loswerden, aber einen Menschen umbringen, das möchten sie! Du solltest nicht zu viel Ware auf einmal herbringen, Antonytsch, lieber weniger und dafür öfter! Sonst legen sie dir doch mal Feuer an, paß auf! Jetzt, wenn du diese Geschichte da anfängst, kannst du schon auf Schlimmes gefaßt sein."

„Diese Geschichte" war die den Reichen im Dorfe höchst unbequeme Organisierung der Gartenbesitzer zu einem „Artel". Der Chochol hatte die Sache mit Hilfe von Pankow, Suslow und noch zwei oder drei anderen zustande gebracht. Die Mehrzahl der Hausbesitzer begann sich freundlicher zu Romas zu stellen; die Zahl der Kunden in unserm Laden nahm merklich zu, und sogar „mindere" Bauern, wie Barinow und Migun, bemühten sich nach Kräften, des Chochols Pläne zu fördern.

Migun gefiel mir sehr, ich hatte seine schönen schwermütigen Lieder gern. Wenn er sang, schloß er die Augen, und sein

leidendes Gesicht war dann nicht, wie sonst, von Krämpfen verzerrt. Er lebte in dunklen Nächten, wenn kein Mondschein war oder wenn der Himmel mit einem dichten Wolkenschleier verhangen war. Manchmal lud er mich schon am Abend leise ein:

„Komm heute an die Wolga."

Dort legte er ein verbotenes Netz auf Sterlet aus, saß rittlings hinten auf seinem Kahn, ließ die schiefen, dunklen Füße in das schwarze Wasser baumeln und sprach halblaut:

„Wenn der gnädige Herr mich schlecht behandelt — nu schön, ich kann's aushalten, hol' ihn der Schinder, er ist eine große Person, er weiß Dinge, die mir unbekannt sind. Aber wenn meinesgleichen mich drangsaliert, ein Bauer — das kann ich mir doch nicht gefallen lassen? Wo ist denn ein Unterschied zwischen uns? Der rechnet mit Rubeln und ich mit Kopeken — weiter nichts!"

Miguns Gesicht zuckt leidend, die Braue hüpft, flink bewegen sich seine Finger, nehmen die Haken seines Netzes auf, schleifen sie mit der Feile ab, und leise, innig klingt seine Stimme:

„Ich gelte als Dieb. Nu ja — ich bin eben ein Sünder! Aber schließlich leben doch alle Menschen von Raub, alle saugen sie sich gegenseitig aus und beißen sich. Gott liebt uns eben nicht, aber der Teufel verzeiht uns."

Schwarz kriecht der Fluß an uns vorüber, schwarze Wolken ziehen über uns dahin, das Wiesenufer ist in der Finsternis nicht zu erkennen. Behutsam plätschern die Wellen über den Ufersand und benetzen meine Füße, als lockten sie mich fort in die uferlose, irgendwohin fließende Finsternis.

„Man muß doch leben?" fragt Migun mit einem Seufzer.

Oben auf der Höhe heult kläglich ein Hund. Wie im Traum denke ich:

Aber weshalb muß man gerade so leben wie du?

Es ist sehr still auf dem Fluß, ganz schwarz und unheimlich. Und kein Ende hat diese warme Finsternis.

„Den Chochol schlagen sie doch noch mal tot. Und dich werden sie auch totschlagen, paß auf", brummt Migun. Dann fängt er plötzlich leise an zu singen:

„Mich hat mein Mütterchen geliebt
Und sprach zu mir:
Ächma, Jascha, ach, du liebe Seele,
Lebe friedlich ..."

Er schließt die Augen, seine Stimme klingt voller und schwermütiger, seine Finger, die an der Schnur seines Netzes arbeiten, bewegen sich langsamer:

„Doch ich hörte nicht aufs Mütterlein,
Ach, ich hörte nicht ..."

Ich habe ein seltsames Gefühl: mir ist, als ob die ganze Erde, unterwaschen von der schwerfälligen Bewegung dieser dunklen, flüssigen Masse, in sie hineinstürze, ich aber von der Erde hinabrutsche, in die Finsternis gleite, in der für ewig die Sonne versank.

Migun hörte ebenso plötzlich wie er angefangen hatte, wieder auf zu singen, zog seinen Kahn ins Wasser, stieg ein und verschwand fast geräuschlos in der schwarzen Finsternis. Ich schaute ihm nach und dachte:

„Wozu leben solche Menschen?"

Zu meinen Freunden gehörte auch Barinow, ein liederlicher Mensch, ein Prahlhans, Faulpelz, Schwätzer und unsteter Landstreicher. Er hatte einmal in Moskau gelebt und spuckte aus, wenn er von der Stadt erzählte:

„Eine ganz verteufelte Stadt ist das. Eine wüste Sache! Kirchen gibt es da — vierzehntausendundsechs Stück, aber die Menschen sind alle durch die Bank Spitzbuben. Und alle haben

sie die Krätze — wie die Pferde. Bei Gott! Kaufleute und Soldaten und Bürgerpack — alle rennen sie rum und kratzen sich. Gewiß, die Zarenkanone haben sie da — das ist ein riesiges Ding! Peter der Große hat sie selbst gegossen, um die Rebellen mit ihr niederzuknallen. Ein Weib, eine Edelfrau, hatte einen Aufstand gegen ihn angefacht, aus Liebe zu ihm. Ganze sieben Jahre hatte er mit ihr gelebt, Tag für Tag — dann hatte er sie mit drei Kindern sitzen lassen. Da wurde sie wütend, und so kam's zum Aufstand! Und weißt du, mein Lieber, wie er da aus dieser Kanone losböllerte gegen die Rebellen — also ich kann dir sagen! — neuntausenddreihundertacht Mann fielen da gleich auf einmal! Er kriegte selbst Angst dabei. ‚Nein,' sagte er da zu Filaret, dem Metropoliten, ‚wir wollen das Aas lieber vernageln, damit es uns nicht in Versuchung führt!' Und so vernagelten sie die Kanone..."

Ich erwiderte ihm, das sei alles Blödsinn. Das nahm er aber sehr übel.

„Ach, du mein lieber Gott! Was du für einen schlechten Charakter hast! Mir hat ein hochgelehrter Mann diese Geschichte erzählt, und du..."

Er war auch mal nach Kijew zu den lieben Heiligen gepilgert und erzählte davon:

„Das ist eine Stadt — etwa so wie unser Dorf, sie steht auch auf einem Berge, und es ist ein Fluß da — ich habe vergessen, wie er heißt. Aber gegen unsere Wolga ist das bloß ein Tümpel! Es ist eine Stadt zum Verlaufen — das muß man offen sagen. Alle Straßen sind krumm und gehen bergauf. Die Leute sind alle Chochols, aber nicht von der Rasse wie unser Michajlo Antonow, sondern halb polnisch, halb tatarisch. Sie quatschen so — es ist gar kein richtiges Reden. Ungehobeltes Volk, schmierig. Frösche fressen sie. Frösche gibt's da bis zu zehn Pfund schwer das Stück. Man fährt — und pflügt sogar — mit

Ochsen. Sie haben da ganz besondere Ochsen: der allerkleinste ist immer noch viermal so groß als unsere hier. Dreiundachtzig Pud schwer sind die. Und siebenundfünfzigtausend Mönche gibt es da und zweihundertdreiundsiebzig Bischöfe... Du bist doch aber wirklich komisch! Wie kannst du denn da streiten wollen? Ich habe das doch alles selbst gesehen, mit meinen eigenen Augen. Und du — bist du etwa in Kijew gewesen? Du warst nicht da? Na also! Ich, mein Lieber, ich liebe die Genauigkeit über alles..."

Er schwärmte für große Zahlen und hatte bei mir addieren und multiplizieren gelernt, konnte aber das Dividieren nicht leiden. Mit Begeisterung multiplizierte er vielstellige Zahlen, machte dabei kühne Fehler und schrieb mit einem Stock eine lange Reihe von Ziffern in den Sand. Die sah er dann ganz verblüfft an, seine Kinderaugen weit aufreißend, und rief:

„So ein Biest kann ja kein Mensch aussprechen!"

Er war unansehnlich, zerlumpt und abgerissen, aber sein Gesicht war beinah schön mit dem krausen, vergnügten Bart; in seinen blauen Augen leuchtete ein kindliches Lächeln. Er und Kukuschkin hatten manches Gemeinsame, und gerade deshalb gingen sie einander aus dem Wege.

Barinow war zweimal am Kaspischen Meere gewesen, zum Fischfang, und davon phantasierte er noch:

„Also das Meer, mein Lieber, ist ganz anders als alles andere! Du bist vor ihm nur wie eine winzige Fliege! Schaust du das Meer an — so bist du überhaupt nicht mehr da. Und ein wundervolles Leben ist es am Meere. Da kommen alle möglichen Menschen zusammen. Sogar ein Archimandrit war da — jawohl, der arbeitete eben auch mit. Eine Köchin war da — die war zuvor bei einem Staatsanwalt gewesen, als Geliebte. Da fehlte es ihr doch gewiß an nichts! Aber nein — sie hielt es nicht aus: ‚Ich hab' dich sehr lieb, Herr Staatsanwalt — aber

es hilft nichts, ich muß doch fort von hier!' Denn wer ein einziges Mal das Meer gesehen hat, den zieht es immer wieder hin. Diese Weite! Wie am Himmel — kein Gedränge gibt's da! Ich will auch für immer dorthin gehen. Ich mag die Menschen nicht, das ist es! Ich müßte als Einsiedler leben — in der Wüste. Na ja, aber ich kenne leider keine anständigen Wüsten..."

Er trieb sich im Dorfe herum wie ein obdachloser Hund. Alle verachteten ihn, hörten aber seine Erzählungen mit demselben Behagen an wie Miguns Lieder:

„Fein kann der flunkern. Das macht Spaß!"

Seine Hirngespinste beunruhigten manchmal sogar so nüchterne Leute wie Pankow. Dieser immer mißtrauische Mensch sagte eines Tages zum Chochol:

„Barinow will uns einreden, über Iwan den Schrecklichen stände längst nicht alles in den Büchern. Vieles soll unterdrückt worden sein. Er soll ein Wehrwolf gewesen sein, der Grause Zar, und sich einmal in einen Adler verwandelt haben. Seit seiner Zeit präge man auch Münzen mit Adlern — ihm zu Ehren."

Ich habe bemerkt — wie oft schon? — daß alles Ungewöhnliche, alles Phantastische, wenn es anschaulich, manchmal aber auch, wenn es ganz schlecht ausgedacht ist, den Leuten vielmehr gefällt als ernsthafte Erzählungen voll Lebenswahrheit.

Als ich das aber einmal dem Chochol gegenüber erwähnte, antwortete er lachend:

„Das geht vorüber! Die Menschen müssen nur denken lernen. Dann werden sie sich auch schon bis zur Wahrheit durchdenken. Und diese verrückten Kerle — Barinow und Kukuschkin — müssen Sie nur richtig verstehen. Das sind Künstler, Dichter, wissen Sie. Christus war wahrscheinlich genau solch komischer Kauz. Und trotzdem — das müssen Sie doch

schließlich zugeben — manches hat er sich gar nicht so übel ausgedacht..."

Ich wunderte mich darüber, daß alle diese Menschen selten und nur ungern von Gott sprachen. Nur der alte Suslow sagte häufig und mit Überzeugung:

„Alles kommt von Gott!"

Und ich glaubte in diesen Worten immer etwas Hoffnungsloses zu hören.

Ich lebte sehr gut mit diesen Leuten zusammen und lernte viel von ihnen in solchen nächtlichen Unterhaltungen. Es wollte mir so scheinen, als triebe jede Frage, die Romas aufwarf, wie ein mächtiger Baum seine Wurzeln in das Innerste des Lebens, und dort, in seinen Tiefen, verflochten sich diese Wurzeln mit den Wurzeln eines andern, ebenso urewigen Baumes, und auf jedem Aste von ihnen blühten leuchtende Gedanken, knospeten Blätter volltönender Worte. Ich fühlte, wie ich wuchs, indem ich den mich erregenden Honig der Bücher einsog, ich sprach selbst überzeugter, und schon wiederholt hatte mich der Chochol lächelnd gelobt:

„Sie machen es recht gut, Maximytsch!"

Wie dankbar war ich ihm für solche Worte!

Pankow brachte manchmal sein Weib mit — eine kleine, nach städtischer Manier gekleidete Frau mit gütigem Gesicht und klugem Blick in den blauen Augen. Sie setzte sich immer still in eine Ecke und preßte bescheiden die Lippen zusammen. Aber nach Verlauf einiger Zeit öffnete sich ihr Mund erstaunt, und ihre Augen weiteten sich angstvoll. Und manchmal lachte sie auch verlegen, wenn sie ein treffendes Wort hörte, und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Dann zwinkerte wohl Pankow Romas zu und sprach:

„Sie versteht's auch!"

Der Chochol bekam manchmal Besuch von sehr scheuen

Leuten. Er ging dann mit ihnen auf den Boden, in mein Zimmer, und blieb stundenlang da.

Dorthin brachte ihnen Aksinja auch zu essen und zu trinken, dort schliefen sie, und niemand sah sie außer mir und der Köchin, die Romas hündisch ergeben war, ja, ihn fast anbetete. Bei Nacht schafften Isot und Pankow solche Gäste im Boot auf einen vorüberfahrenden Dampfer oder nach der Landungsstelle von Labyschki. Ich beobachtete dann, wie auf dem tiefschwarzen oder vom Mond silbern gefärbten Fluß klein wie eine Linse der Kahn schimmerte, wie über ihm das Licht einer Laterne schwebte, um die Aufmerksamkeit des Kapitäns des Dampfers zu erregen — ich schaute zu und fühlte mich als Mitwisser eines großen geheimen Werkes.

Einmal kam Marja Derenkowa aus der Stadt. Aber ich fand jetzt in ihrem Blicke nicht mehr das, was mich früher so beunruhigt hatte. Ihre Augen kamen mir vor wie die Augen eines jungen Mädchens, das glücklich ist, in dem Bewußtsein, sehr nett zu sein, und weil ein großer bärtiger Mensch ihr den Hof macht. Romas redete mit ihr genau so ruhig und ein bißchen spöttisch wie mit allen andern; nur strich er seinen Bart häufiger als sonst, und seine Augen leuchteten wärmer. Ihr feines Stimmchen klang fröhlich. Sie trug ein blaues Kleid und ein blaues Band in den blonden Haaren. Ihre kindlichen Hände waren seltsam unruhig — als suchten sie etwas, um sich daran zu halten. Fast unaufhörlich trällerte sie etwas, ohne dabei den Mund aufzumachen, und fächelte mit ihrem Tüchlein ihr rosiges, schmelzendes Gesicht. Es war etwas an ihr, was mich auf eine neue Art, feindlich, zornig, erregte. Ich gab mir Mühe, sie so wenig wie möglich zu sehen.

Um die Mitte des Juli verschwand plötzlich Isot. Es wurde behauptet, er wäre ertrunken, und zwei Tage später bestätigte sich das auch. Sieben Werst stromabwärts vom Dorf trieb sein

Boot am Wiesenufer an, mit zertrümmertem Boden und beschädigter Seitenwand. Man erklärte das Unglück so, Isot sei wahrscheinlich auf dem Flusse eingeschlafen, und sein Boot sei gegen die Vorderteile von drei Frachtkähnen getrieben, die fünf Werst unterhalb des Dorfes vor Anker lagen.

Romas war gerade in Kasan, als dies passierte. Am Abend kam Kukuschkin zu mir in den Laden, setzte sich trübsinnig auf die Säcke, schwieg eine Weile, blickte sich auf die Füße und fragte dann, seine Pfeife anzündend:

„Wann kommt der Chochol wieder?"

„Ich weiß nicht."

Er begann mit der flachen Hand kräftig sein zerprügeltes Gesicht zu reiben, schimpfte leise, mit unflätigen Worten, vor sich hin und krächzte, als säße ihm ein Knochen im Halse.

„Was hast du denn?"

Er schaute mich an und biß sich die Lippen. Seine Augen waren ganz rot, seine Kinnladen zitterten. Ich sah, daß er nicht reden konnte, und erwartete angstvoll etwas sehr Trauriges. Schließlich warf er einen Blick auf die Straße hinaus und brachte unter Aufstoßen mit Mühe heraus:

„Ich bin dagewesen, mit Migun. Wir haben Isots Kahn angesehen. Der Boden war mit einem Beil durchschlagen. Hast du verstanden? Das heißt also, unser Isotuschka ist ermordet worden! Jawohl, so ist es..."

Er schüttelte den Kopf hin und her und reihte ein unflätiges Scheltwort an das andere. Dabei schluchzte er, mit trockenen, heißen Tönen. Dann wurde er still und bekreuzte sich. Es war ein unerträglicher Anblick, wie dieser Mann weinen wollte und es nicht konnte, es nicht fertigbrachte, wie er am ganzen Leibe bebte und vor Wut und Gram fast erstickte. Endlich sprang er auf und entfernte sich, immer noch den Kopf schüttelnd.

Am nächsten Tage gegen Abend fanden Knaben beim Baden

Isot unter einem zertrümmerten Frachtkahn, der etwas oberhalb des Dorfes am Ufer trockenlag. Die eine Hälfte des Bodens des Lastbootes ruhte auf den Steinen des Ufers, die andere Hälfte lag noch im Wasser, und darunter, am hinteren Ende angehakt, lag lang hingestreckt, das Gesicht nach unten, Isots langer Körper. Man hatte den Mann von hinten erschlagen, sein Nacken war durch einen Beilhieb glatt gespalten. Die Strömung hatte Isots Beine auf den Strand geschoben und warf den Körper hin und her, so daß sich seine Arme bewegten und es aussah, als strenge er alle Kräfte an, um aufs Ufer hinaufzukriechen.

Finster, in sich gekehrt, standen etwa zwanzig von den reicheren Bauern am Ufer — die armen waren noch nicht vom Felde zurückgekehrt. Der spitzbübische feige Starost tat sehr geschäftig, fuchtelte mit seinem Stabe herum und wischte ihn am Ärmel seines rosafarbenen Hemdes ab. Breitbeinig, den Bauch herausdrückend, stand der dicke Ladeninhaber Kusmin da und schaute abwechselnd mich und Kukuschkin an. Er runzelte finster die Stirn, aber seine farblosen Augen tränten, und sein pockennarbiges Gesicht kam mir sehr kläglich vor.

„Oi, solche Bösewichter", jammerte der Starost, auf seinen krummen Beinen umhertrippelnd. „Och, Bauern, das ist nicht gut!"

Ein strammes junges Weib, seine Schwiegertochter, saß auf einem Stein, schaute stumpfsinnig ins Wasser und bekreuzte sich mit bebender Hand; ihre Lippen bewegten sich, und die dicke, rote Unterlippe hing unangenehm gerade, wie bei einem Hunde, herab und entblößte die gelben Schafszähne. Von der Höhe rollten als bunte Klumpen Mädels und kleine Kinder herab, und eiligen Schrittes näherten sich staubbedeckte Bauern. Die Menge summte behutsam und halblaut:

„Ein Störenfried war er..."

„Wieso denn?"

„Da, der ist ein Zänker, der Kukuschkin ..."

„Ohne Sinn und Verstand haben sie den Menschen umgebracht ..."

„Isot hat doch ganz friedlich gelebt ..."

„Ganz friedlich? So?" heulte plötzlich Kukuschkin auf und stürzte auf die Bauern zu. „Warum habt ihr ihn denn da totgeschlagen? Wie? Ihr Aasbande, verfluchte! Was?"

Plötzlich brach ein Weib in lautes hysterisches Lachen aus, und das Gelache der Schreierin traf die Menge wie ein Peitschenhieb. Die Bauern brüllten laut auf und gingen mit Geschimpfe und Geheul aufeinander los. Kukuschkin aber stürzte zu dem Ladenbesitzer hin und schlug ihn mit voller Gewalt mit der flachen Hand auf seine rauhe Backe.

„Da, du Vieh!"

Mit den Fäusten um sich fuchtelnd sprang er sofort wieder aus dem Getümmel zurück und rief mir beinahe fröhlich zu:

„Mach, daß du fortkommst. Hier gibt's Prügel!"

Man hatte ihn schon geschlagen, er spie Blut zwischen zerschlagenen Lippen hervor, aber sein Gesicht strahlte vor Behagen.

„Hast du gesehen, wie ich dem Kusmin eine reingeknallt habe?"

Barinow kam zu uns gelaufen und sah sich ängstlich nach der Menge bei dem Kahn um. Sie hatte sich zu einem dichten Knäuel zusammengedrängt, und aus ihr tönte die dünne Stimme des Starosten.

„Nein, das mußt du erst beweisen, daß ich jemand was nachsehe. Beweise das erst!"

„Ich muß weg von hier", brummte Barinow und stieg die Höhe hinan. Es war ein drückend heißer Abend, eine schwere Schwüle hemmte den Atem. Blutrot ging die Sonne zwischen

dicken, bläulichen Wolken unter, roter Widerschein leuchtete auf dem Laub der Sträucher. In der Ferne grollte der Donner.

Vor meinen Blicken regte sich immer noch Isots Körper. Die Strömung richtete die Haare auf dem zerschmetterten Schädel auf, und sie standen fast zu Berge. Ich mußte an seine dumpfe Stimme denken, an seine guten Worte:

„In jedem Menschen ist etwas Kindliches — und darauf muß man aufbauen, auf dieses Kindliche in ihm. Nimm nur den Chochol: er ist doch ein Mensch von Eisen, aber seine Seele ist ganz kindlich."

Kukuschkin ging neben mir und sagte zornig:

„Und alle werden sie so... Mein Gott, wie dumm..."

Der Chochol kam zwei Tage danach spät in der Nacht zurück. Er war anscheinend sehr befriedigt über etwas und besonders freundlich. Als ich ihn in unser Häuschen eingelassen hatte, klopfte er mir auf die Schulter.

„Sie schlafen zu wenig, Maximytsch!"

„Isot ist ermordet worden."

„Wa—as?"

Auf seinen Backenknochen schwollen Beulen an und sein Bart kam ins Zittern, als flösse er auf die Brust hinab. Ohne die Mütze abzunehmen, blieb er mitten in der Stube stehen und kniff die Augen zu, das Haupt wiegend.

„So. Und man weiß nicht, wer der Täter war? Nu ja..."

Langsam ging er zum Fenster und setzte sich dort nieder, die Beine lang ausstreckend.

„Ich — ich hab's ihm ja immer gesagt... War schon jemand von der Behörde hier?"

„Ja, gestern. Der Stanowoj war hier."

„Nun, und was ist?" fragte er und gab sich selbst die Antwort: „Natürlich — sie haben nichts herausgebracht!"

Ich berichtete ihm, der Stanowoj sei wie immer bei Kusmin

abgestiegen und habe Kukuschkin wegen der dem Ladenbesitzer verabreichten Ohrfeige ins Loch stecken lassen.

„So, so. Ja, was soll man da sagen?"

Ich ging in die Küche, um den Samowar für ihn zurechtzumachen.

Beim Tee meinte Romas:

„Ein jämmerliches Volk ist das. Seine besten Leute schlägt es tot. Man möchte wirklich denken, es hat Angst vor ihnen. Die Leute passen ihnen nicht, so sagen sie immer. Als ich damals per Etappe nach dem schönen Sibirien wanderte, erzählte mir ein Sträfling folgendes: Er lebte früher von Diebstählen und hatte eine ganze Bande, fünf Mann. Und einmal machte einer von ihnen den andern Vorhaltungen: ‚Wir wollen doch lieber die ganze Stehlerei aufgeben, Jungs! Es hat keinen Sinn, es kommt nichts dabei heraus. Es ist doch ein schlechtes Leben, das wir führen.' Und wegen dieser Worte erwürgten ihn die andern, als er betrunken eingeschlafen war. Der Erzähler machte viel Rühmens von dem Erschlagenen: ‚Ich habe danach noch drei Menschen umgebracht', sagte er, ‚und habe kein Mitleid mit ihnen gehabt; aber gerade um jenen einen Genossen ist mir heute noch leid. Er war ein guter Kerl, klug, lustig, eine reine Seele!' — ‚Aber warum habt ihr ihn denn umgebracht?' fragte ich. ‚Hattet ihr Sorge, er würde euch verraten?' Da wurde er beinah böse: ‚Aber nein,' sagte er, ‚für kein Geld hätte er uns verraten, um nichts in der Welt! Aber — es war eben so, es ging nicht mehr mit ihm zusammen; wir waren doch alle Sünder, und da sollte er allein ein Gerechter sein? Das ist schlecht.' "

Der Chochol erhob sich und wanderte durch die Stube, die Hände auf dem Rücken und die Pfeife zwischen den Zähnen, ganz weiß in seinem langen, bis an die Fersen reichenden tatarischen Hemde. Er trat mit den nackten Sohlen fest auf und sprach, leise sinnend:

„Oft habe ich diese Angst vor dem Gerechten getroffen, die Verbannung des guten Menschen aus dem Leben. Solche Menschen behandelt man auf zweierlei Weise: entweder sucht man sie auf jede Art zu erniedrigen, nachdem man sie erst zur Genüge gehetzt hat — oder man sieht ihnen in die Augen, wie ein Hund, und kriecht vor ihnen auf dem Bauche. Das kommt aber seltener vor. Aber von ihnen lernen, wie man leben soll, ihnen nachzueifern — das können die Menschen nicht, das verstehen sie nicht. Vielleicht wollen sie auch einfach nicht?"

Er ergriff ein Glas mit schon kalt gewordenem Tee und sprach weiter:

„Es kann sein, daß sie nicht wollen! Bedenken Sie doch — da haben sich Menschen mit großer Mühe irgendein Leben zurechtgezimmert, und nun rebelliert plötzlich einer: ‚Ihr lebt ganz falsch!' — ‚Falsch leben wir? Ja, wir haben doch unsere besten Kräfte an dieses Leben gewandt, hol' dich der Satan!' Und schwapp — hat er eins weg, der weise Lehrer, dieser Gerechte. ‚Stör uns nicht!' Aber trotzdem, die lebendige Wahrheit ist doch bei denen, die da sprechen: ‚Ihr lebt falsch!' Bei ihnen ist die Wahrheit. Und sie sind es, die das Leben zum Besseren führen."

Er wies mit der Hand nach seinem Bücherbrett und fuhr fort:

„Besonders die da! Ach, wenn ich doch ein Buch schreiben könnte! Aber dazu tauge ich nicht. Meine Gedanken sind zu schwerfällig, zu formlos."

Er setzte sich an den Tisch, legte sich mit den Ellbogen auf, preßte seinen Kopf mit den Händen und sagte:

„Zu schade ist's um unsern Isot..."

Und nach einem langen Schweigen:

„Nun, kommen Sie, wir wollen schlafen gehen..."

Ich ging in meine Bodenkammer und setzte mich ans

Fenster. Über den Feldern war Wetterleuchten, das den halben Himmel erhellte: es sah aus, als zittere der Mond angstvoll, wenn das durchsichtige rötliche Licht über den Himmel flammte. Abgerissen bellten und heulten die Hunde — und wäre dieses Heulen nicht gewesen, so hätte man sich auf einer unbewohnten Insel wähnen mögen. Ferner Donner rollte, schwer drang ein Strom schwüler Wärme ins Fenster.

Vor mir lag Isots Körper, am Ufer, unter dem Weidengestrüpp. Sein blaues Gesicht war gen Himmel gewandt, die verglasten Augen schauten streng nach innen. Der goldblonde Bart war zu spitzen Klumpen verklebt, in ihm versteckt lag der erstaunt geöffnete Mund.

„Die Hauptsache, Maximytsch, ist die Güte, die Herzensfreundlichkeit! Gerade deshalb habe ich das Osterfest so gern, weil es das Fest der Herzensgüte ist!"

Die in der brennenden Sonne trockengewordenen blauen Hosen klebten an den von der Wolga ganz saubergewaschenen blauen Beinen. Fliegen summten um das Gesicht des Fischers, ein betäubender, Übelkeit erregender Geruch ging von seinem Körper aus...

Schwere Schritte auf der Treppe. In der Tür sich bückend trat Romas ein und setzte sich auf meine Bettstätte, seinen Bart mit der hohlen Hand packend.

„Hören Sie, ich beabsichtige zu heiraten. Ja!"

„Für eine Frau dürfte es hier aber sehr schwer sein..."

Er sah mich scharf an, als warte er darauf, was ich wohl noch sagen werde? Aber ich wußte nichts Rechtes mehr zu sagen. Der Widerschein des Wetterleuchtens draußen drang ins Zimmer und erfüllte es mit durchsichtigem Licht.

„Ich heirate Mascha Derenkowa..."

Ich mußte unwillkürlich lachen; es war mir bis zu diesem Augenblick noch nicht in den Kopf gekommen, daß man dieses

Mädchen „Mascha" nennen könne. Zu komisch! Ich konnte mich nicht entsinnen, daß ihr Vater oder ihre Brüder sie je Mascha genannt hätten!

„Worüber lachen Sie denn?"

„Ach — bloß so..."

„Meinen Sie, ich sei zu alt für sie?"

„Aber nein, keineswegs."

„Sie hat mir erzählt, Sie seien auch einmal verliebt in sie gewesen?"

„Es ist mir damals so vorgekommen."

„Und jetzt? Ist es vergangen?"

„Ich glaube — ja..."

Er ließ seinen Bart aus den Fingern und sagte leise:

„Wenn man so jung ist wie Sie, kommt es einem oft so vor, als sei man verliebt. Aber in meinen Jahren kommt es einem nicht bloß so vor — da packt es einen ganz und gar, und man kann an nichts anderes mehr denken, man hat zu nichts anderm Kraft mehr."

Er lächelte und entblößte dabei seine kräftigen Zähne. Und fuhr fort:

„Antonius hat die Schlacht bei Aktium gegen Kaiser Oktavian deshalb verloren, weil er auf seinem Schiffe der Kleopatra nacheilte, als sie angsterfüllt aus der Schlacht floh. So etwas kommt vor!"

Romas stand auf, richtete sich gerade und sagte noch einmal, wie jemand, der gegen seinen Willen handelt:

„Nun ja — ich heirate also..."

„Bald?"

„Im Herbst. Wenn wir mit unsern Äpfeln fertig sind."

Dann entfernte er sich und neigte unter der Tür den Kopf tiefer, als es eigentlich nötig war. Ich aber legte mich schlafen und dachte bei mir, es wäre vielleicht besser für mich, wenn

ich zum Herbst von hier fortginge. Weshalb hatte er mir denn die Geschichte von Antonius erzählt? Mir gefiel das nicht.

Es war schon die Zeit gekommen, da die Frühäpfel abgenommen werden mußten. Die Ernte war sehr gut, die Äste unserer Apfelbäume brachen fast unter der Last der Früchte. Ein scharfer Duft herrschte in den Gärten, in denen Kinder lärmten, die dort wurmstichige und vom Winde abgeschlagene gelbe und rosige Äpfel auflasen.

In den ersten Tagen des August kam Romas mit einem großen Lastkahn voll Waren aus Kasan angefahren und einem andern, der ganz mit Obstkörben befrachtet war. Es war noch früh am Morgen eines Werktages, so gegen acht Uhr. Der Chochol hatte sich eben umgezogen und gewaschen und wollte gerade Tee trinken. Fröhlich sagte er:

„Es ist doch schön — so des Nachts auf dem Strom dahinzuschwimmen ..."

Plötzlich zog er mit der Nase die Luft ein und fragte besorgt:

„Riecht das nicht so, als ob es irgendwo brennt?"

In demselben Augenblick schrie Aksinja draußen:

„Feuer!"

Wir stürzten auf den Hof hinaus. Es brannte die nach dem Gemüsegarten gelegene Wand des Schuppens. In dem Schuppen lagerte Petroleum, Teer, Öl. Ein paar Sekunden lang schauten wir betäubt zu, wie die gelben Feuerzungen, in dem grellen Sonnenlicht fast farblos, emsig die Wand beleckten und sich auf das Dach hinauf bogen. Aksinja brachte einen Eimer Wasser angeschleppt, der Chochol goß ihn gegen die glühende Wand aus, warf ihn dann beiseite und rief:

„Hol's der Teufel! Rollen Sie die Fässer heraus, Maximytsch! Aksinja — in den Laden!"

Ich rollte eilends ein Faß Teer über den Hof auf die Straße hinaus und wollte mich dann an ein Faß Petroleum machen.

Aber als ich es umdrehte, sah ich, daß das Spundloch des Fasses offen und schon Petroleum auf die Erde geflossen war. Ich suchte nach dem Zapfen — aber das Feuer wartete natürlich nicht. Über die Balken des Vorraumes leckten bereits seine Spitzen, im Dach krachte es schon, und irgend etwas schien spöttisch zu singen. Als ich das halbvolle Faß hinausgerollt hatte, sah ich, daß von allen Seiten auf der Straße, mit Geheul und Gekreisch, Weiber und Kinder zusammenliefen. Der Chochol und Aksinja rollten die Waren aus dem Laden und warfen alles in die Schlucht. Inmitten der Straße aber stand eine dunkelgesichtige grauhaarige Alte, drohte mit der Faust und schrie durchdringend:

„A—a—ah! Ihr Teufel!..."

Ich eilte wieder in den Schuppen zurück und fand ihn schon voll dichten Rauches; in dem Rauche summte und krachte es, vom Dache hingen züngelnde rote Bänder herab, und die Wand hatte sich bereits in ein glühendes Gitterwerk verwandelt. Der Rauch nahm mir den Atem und blendete mich; meine Kräfte reichten kaum noch aus, um wieder ein Faß bis an die Tür zu rollen. In der Tür blieb es stecken, und es ging nicht weiter. Vom Dache aber sprühten Funken auf mich nieder und versengten meine Haut. Ich rief um Hilfe. Der Chochol kam herbeigestürzt, packte mich am Arm und stieß mich auf den Hof hinaus.

„Machen Sie, daß Sie wegkommen! Es muß gleich eine Explosion geben..."

Er stürzte in den Flur; ich ihm nach — und auf den Boden. Ich hatte dort eine Menge Bücher liegen. Ich warf sie zum Fenster hinaus und wollte noch einen Kasten hinterherwerfen, aber das Fenster war zu schmal für ihn. Mit einem eisernen Gewicht versuchte ich die Fensterrahmen herauszuschlagen, aber da gab es einen dumpfen Knall, ein starkes Prasseln gegen

das Dach, und ich begriff, daß ein Petroleumfaß explodiert war. Das Dach über mir flammte hell auf, krachte in allen Fugen; dicht vor meinem Fenster ging ein roter Feuerstrom nieder, und mir wurde unerträglich heiß. Ich stürzte auf die Treppe hinaus — dichte Rauchschwaden qualmten mir von unten entgegen, über die Stufen krochen blutrote Schlangen, und unten im Flur krachte und splitterte es, als ob eiserne Zähne an den Balken nagten. Ich wußte nicht mehr, was tun? Vom Rauch geblendet, mühsam atmend, stand ich ein paar unendlich lange Sekunden reglos da. Ins Dachfenster über der Treppe schaute eine rotbärtige gelbe Fratze hinein, verzerrte sich krampfhaft und verschwand wieder; dann durchbohrten mit einemmal die blutigen Lanzen der Flamme das Dach ...

Ich weiß nicht — es kam mir so vor, als rasselten die Haare auf meinem Kopf; außer diesen Lauten hörte ich nichts. Schließlich begriff ich, daß ich verloren war. Die Beine wurden mir schwer, die Augen schmerzten, obwohl ich sie mit den Händen deckte.

Der weise Selbsterhaltungstrieb zeigte mir dann den einzigen Weg zur Rettung. Ich nahm meinen Strohsack, mein Kissen, einen Packen Bast in die Arme, schlang Romas' Schafpelz um den Kopf und sprang zum Fenster hinaus.

Als ich zu mir kam, lag ich am Rande der Schlucht. Vor mir hockte Romas und schrie:

„Was ist?"

Ich erhob mich auf die Füße und sah betäubt zu, wie unser Häuschen dahinschwand, ganz in rotglühende Hobelspäne gehüllt. Die schwarze Erde vor ihm beleckten rote Hundezungen; die Fenster stießen schwarzen Rauch aus, auf dem Dach wucherten, im Winde schaukelnd, rote Blumen.

„Nun also, was ist?" schrie der Chochol. Sein Gesicht war schweißbedeckt, mit Ruß beschmiert, und es weinte schmutzige

Tränen; die Augen blinzelten ängstlich, und in dem feuchten Bart hingen Bastfäden. Eine erfrischende Woge der Freude durchwallte mich, ein so gewaltiges, machtvolles Gefühl! Dann aber brannten Schmerzen im rechten Bein, ich legte mich wieder hin und sagte zum Chochol:

„Ich hab' mir den Fuß verstaucht."

Er betastete mein Bein und zerrte plötzlich daran; ein rasender Schmerz durchfuhr mich, und ein paar Minuten später, trunken vor Freude, trug ich die gerettete Habe zu unserm Badehaus. Romas hatte die Pfeife zwischen den Zähnen und sagte fröhlich:

„Ich war schon fest überzeugt, Sie würden verbrennen, als das Faß explodierte und das Petroleum aufs Dach spritzte. Es war eine richtige Feuersäule, ganz hoch, dann wuchs oben am Himmel etwas wie ein Pilz heraus, und das ganze Haus war danach in Feuer getaucht. Nu, dacht' ich, jetzt ist es aus mit unserm Maximytsch!"

Er war jetzt ganz ruhig, so wie immer, legte die Sachen sorgfältig zu einem Haufen zusammen und sagte zu der schmierigen, zerlumpten Aksinja:

„Bleiben Sie hier sitzen, und passen Sie auf, daß nichts gestohlen wird. Ich gehe löschen ..."

In dem Rauch unten in der Schlucht flatterten weiße Papierfetzen umher.

„Ach," sagte Romas, „es ist doch schade um unsere Bücher! Solche lieben Bücher waren das ..."

Jetzt brannten schon vier Hütten. Es war ein windstiller Tag, und das Feuer hatte keine Eile: es breitete sich nach rechts und links aus, seine biegsamen Haken krallten sich wie widerwillig an Flechtzäune und Dächer an. Ein glühender Kamm fuhr durch das Stroh der Dächer, gekrümmte feurige Finger betasteten die Flechtzäune, spielten auf ihnen wie auf einer Laute.

In der rauchigen Luft klang das bösartig wimmernde, heiße Singen der Flammen und das leise, fast zärtlich anzuhörende Knacken des sich auflösenden Holzes. Aus den Rauchschwaden fielen goldene „Dohlen" auf die Straße und in die Gehöfte. Männer und Weiber rasten zwecklos umher; jeder kümmerte sich nur um das Seine, und ununterbrochen klang der Jammerschrei: „Wasser! Wasser!"

Der Weg zum Wasser war weit — das gab es erst unten in der Wolga. Romas trieb flink die Bauern zu einem Haufen zusammen, packte sie an den Schultern, teilte sie in zwei Gruppen und befahl ihnen, die Flechtzäune und die Schuppen zu beiden Seiten der Brandstelle abzureißen. Sie gehorchten ihm demütig, und jetzt begann ein vernünftiger Kampf gegen das Bestreben des Feuers, die ganze Häuserreihe, die ganze Straße zu verschlingen. Aber es wurde doch nur ängstlich und ohne rechtes Zutrauen gearbeitet, so, als täte man eine fremde Sache.

Ich befand mich in freudiger Stimmung und fühlte mich stark wie nie. Am Ende der Gasse hatte ich eine Gruppe von begüterten Bauern bemerkt, mit dem Starosten und Kusmin an der Spitze. Sie standen da, ohne eine Hand zu rühren, nur als Zuschauer; sie schrien und fuchtelten mit Armen und Stöcken. Vom Felde kamen andere Bauern zu Pferde angesprengt und schwenkten die Ellbogen bis zu den Ohren; die Weiber schrien ihnen entgegen, und Buben rannten umher.

Die Schuppen noch eines Gehöftes waren in Brand geraten. Es mußte so schnell wie möglich die Wand eines Viehstalls niedergerissen werden, die aus dicken Zweigen geflochten war und die bereits die roten Bänder der Flammen verzierten. Die Bauern begannen die Pfosten dieser Wand umzuhauen — da fielen Funken und Kohlen auf sie nieder, sie sprangen zurück und rieben mit den Handflächen ihre glimmenden Hemden.

„Keine Angst haben!" rief der Chochol.

Aber das half nichts. Da riß er einem die Mütze vom Kopfe, stülpte sie mir auf und rief:

„Hacken Sie drüben weiter, ich werde hier arbeiten."

Ich schlug ein paar Pfosten an, die Wand kam ins Wanken, dann kletterte ich hinauf und packte das obere Ende. Der Chochol aber zog mich an den Beinen nach hinten, und das ganze Wandstück stürzte nieder und begrub mich fast bis zum Kopfe. Die Bauern schleppten dann gemeinsam die ganze Flechtwand auf die Straße.

„Haben Sie sich verbrannt?" fragte Romas.

Seine Fürsorglichkeit vermehrte meine Kräfte und meine Geschicklichkeit. Ich wollte mich vor diesem mir so teuren Menschen hervortun und arbeitete wie ein Wilder, nur um sein Lob zu erringen. In den Rauchwolken flatterten indes immer noch, wie Tauben, lose Seiten unsrer Bücher umher.

Es war uns gelungen, der Weiterverbreitung des Brandes nach rechts Einhalt zu tun; aber nach links dehnte er sich immer weiter aus und erfaßte jetzt schon das zehnte Gehöft. Romas ließ einen Teil der Bauern zurück, um auf Hinterhältigkeiten der roten Schlangen zu achten, und schickte die Mehrzahl seiner Arbeiter nach links. Als ich bei den Reichen vorbeilief, hörte ich, wie jemand erbost schrie:

„Das Feuer ist angelegt!"

Und der Ladenbesitzer sagte:

„Im Badehaus bei ihm müßte man mal nachsehen!"

Diese Worte bohrten sich mir unangenehm in den Kopf.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Erregung — namentlich freudige — die Kräfte vermehrt. Ich war erregt, arbeitete freudig und selbstvergessen, aber schließlich verließen mich doch die Kräfte. Ich entsinne mich noch, ich saß dann auf der Erde und lehnte mich mit dem Rücken an etwas Heißes an.

Romas begoß mich aus einem Eimer mit Wasser, und die herumstehenden Bauern murmelten ehrerbietig:

„Hat der Junge aber Kräfte!"

„Auf den ist Verlaß..."

Ich schmiegte mich mit dem Kopf an Romas' Bein und weinte ganz schmählich. Er aber streichelte meinen nassen Kopf und sprach:

„Ruhen Sie ein wenig aus! Es ist genug."

Kukuschkin und Barinow, verräuchert wie zwei Teufel, geleiteten mich in die Schlucht hinab und suchten mich zu trösten.

„Schon gut, mein Junge. Es ist vorbei."

„Hast du dich erschreckt?"

Ich hatte mich noch nicht richtig erholt und war noch nicht wieder ganz bei mir, als ich bemerkte, daß etwa zehn Mann von den Reichen in die Schlucht zu uns hinabkamen, vorneweg der Starost, und hinten führten zwei Büttel Romas unter dem Arm. Er hatte keine Mütze auf, der Ärmel seines nassen Hemdes war abgerissen, zwischen die Zähne hatte er seine Pfeife geklemmt, sein Gesicht war finster und schrecklich.

Der Soldat Kostin fuchtelte mit seinem Stock und brüllte dazu wie verrückt:

„Ins Feuer mit der Ketzerseele!"

„Schließ das Badehaus auf!"

„Brecht doch das Schloß auf! Der Schlüssel ist verloren", sagte Romas laut.

Ich sprang auf die Füße, hob einen Knüppel von der Erde auf und stellte mich neben ihn. Die Büttel traten beiseite, und der Starost sagte ängstlich, mit kreischender Stimme:

„Rechtgläubige! Schlösser aufzubrechen ist nicht erlaubt."

Dann wies Kusmin auf mich und schrie:

„Da ist der auch noch! Wer ist denn das eigentlich?"

„Sei ganz ruhig, Maximytsch", sagte Romas. „Die Leute

bilden sich ein, ich hätte die Waren im Badehaus versteckt und meinen Laden selbst angezündet."

„Ihr beide habt's getan!"

„Aufbrechen!"

„Rechtgläubige..."

„Wir übernehmen die Verantwortung."

„Die ruht auf mir..."

Romas flüsterte:

„Stellen Sie sich mit dem Rücken gegen meinen Rücken. Damit sie mich nicht von hinten schlagen..."

Das Schloß an der Badestube wurde erbrochen. Mehrere Leute drängten sich gleichzeitig in die Tür hinein und kamen fast im selben Augenblick auch wieder zum Vorschein. Ich hatte indes Romas meinen Knüppel in die Hand gedrückt und für mich einen andern von der Erde aufgehoben:

„Es ist nichts da..."

„Nichts?"

„Ach, ihr Teufel!"

Jemand sagte schüchtern:

„Wozu das alles, Leute?"

Ihm antworteten ein paar wüste Stimmen, wie von Betrunkenen:

„Was heißt — wozu?"

„Ins Feuer!"

„Diese Aufrührer..."

„Organisieren wollen sie..."

„Spitzbuben! Und ihre Leute sind auch Spitzbuben..."

„Pst!" rief Romas laut. „Nun also, jetzt habt ihr doch gesehen, daß in meinem Badehaus keine Waren versteckt sind. Was wollt ihr denn noch? Alles ist verbrannt — da seht ihr, was übriggeblieben ist. Was für einen Vorteil hätte ich denn davon gehabt, mein eigenes Hab und Gut anzuzünden?"

„Es ist doch versichert."

Und wieder klang es wutentbrannt aus zehn Kehlen:

„Kehrt euch nicht an ihr Gerede!"

„Schluß! Wir haben es lang genug gelitten..."

Mir zitterten die Beine, und mir wurde schwarz vor den Augen. Durch den rötlichen Dunst hindurch sah ich wilde Gesichter, mit haarigen Mundöffnungen, und konnte kaum noch mein Verlangen zügeln, auf diese Kerle einzuschlagen. Sie aber sprangen brüllend um uns herum.

„Aha-a, Knüppel haben sie sich auch schon genommen!"

„Was, Knüppel haben sie?"

„Die werden mir noch den Bart ausreißen", sagte der Chochol, und ich fühlte, daß er spöttisch lächelte. „Sie kriegen auch was ab, Maximytsch — ach! Aber nur Ruhe, Ruhe..."

„Seht doch, der Bengel hat sogar ein Beil!"

In meinem Hosenriemen steckte tatsächlich ein Zimmermannsbeil, das ich ganz vergessen hatte.

„Es scheint fast, als hätten sie doch Angst", überlegte Romas. „Immerhin — wenn etwas passiert, nehmen Sie jedenfalls nicht das Beil..."

Ein fremder, lahmer kleiner Bauer tanzte lärmend um uns herum und kreischte wie besessen:

„Mit Ziegelsteinen... von weitem! Soll's über mich kommen."

Er nahm tatsächlich ein Stück Ziegel, holte aus und warf es mir an den Bauch. Aber bevor ich erwidern konnte, stürzte von obenher wie ein Habicht Kukuschkin auf ihn los, und sie rollten engumschlungen in die Schlucht hinab. Hinter Kukuschkin kam Pankow herbeigeeilt, ferner Barinow, der Schmied, und noch an die zehn Menschen. Kusmin sagte sofort sehr würdevoll:

„Du bist doch ein kluger Mensch, Michajlo Antonow, und du weißt ja: Feuer im Dorfe bringt den Bauer um den Verstand..."

„Kommen Sie mit, Maximytsch, in die Schenke am Ufer",

sagte Romas, nahm die Pfeife aus dem Munde und schob sie mit einer jähen Bewegung in die Hosentasche. Auf seinen Knüppel gestützt, kletterte er müde aus der Schlucht heraus. Als Kusmin, der neben ihm ging, etwas sagte, antwortete er nur, ohne ihn anzusehen:

„Scher dich fort, du Tölpel!"

Da, wo unser Haus gestanden hatte, glimmte nur noch ein goldschimmernder Haufe Kohlen, in dessen Mitte der Ofen stand, und aus dem heilgebliebenen Schornstein stieg blauer Rauch in die heiße Luft auf. Rotglühend standen die Eisenstäbe der Schlafstätte da, wie Füße einer Spinne. Die verkohlten Türpfosten ragten als schwarze Wächter neben dem Gluthaufen empor. Ein Türpfosten trug eine rote Mütze aus glühenden Kohlen und war ganz in Flämmchen gekleidet, die fast aussahen wie Hahnenfedern.

„Alle Bücher sind verbrannt", sagte der Chochol seufzend. „Das ist zu ärgerlich."

Die Dorfjungen trieben mit Stöcken große Feuerscheite wie Ferkel in den Schlamm. Sie zischten, erloschen und erfüllten die Luft mit ätzendem, weißlichem Rauch. Ein etwa fünfjähriges Menschlein, weißhaarig und blauäugig, saß in einer warmen, schwarzen Pfütze, klopfte mit einem Stock auf einen zerbeulten Eimer und genoß innigst den blechernen Klang der Schläge. Mit düsteren Gesichtern schritten die Abgebrannten dahin und schleppten ihren geretteten Hausrat in Haufen zusammen. Die Weiber weinten, schimpften und zankten sich um angekohlte Holzstücke. In den Gärten hinter der Brandstelle standen regungslos die Bäume. Bei vielen war das Laub durch die Hitze gelb geworden, und die Massen rötlicher Äpfel waren noch deutlicher zu sehen.

Wir gingen hinab zum Fluß, badeten und tranken dann stumm in der Schenke am Ufer Tee.

„Mit den Äpfeln haben unsere Dorfwucherer aber ihr Spiel doch verloren", sagte Romas.

Pankow kam, nachdenklich und noch weicher als sonst.

„Nun, wie ist es, mein Bester?"

Pankow zuckte die Achseln.

„Mein Haus war versichert."

Sie schwiegen eine Weile, betrachteten sich eigentümlich, wie ganz Unbekannte, mit tastenden Augen.

„Was willst du jetzt tun, Michaïl Antonytsch?"

„Ich muß erst überlegen."

„Du mußt fort von hier."

„Ich werde sehen..."

„Ich habe einen Plan", sagte Pankow. „Komm heraus, wir wollen darüber reden."

Sie gingen hinaus. In der Tür wandte sich Pankow noch einmal um und sagte zu mir:

„Na, schüchtern bist du nicht. Du kannst hierbleiben. Vor dir haben sie jetzt Angst..."

Ich ging auch hinaus ans Ufer, legte mich unter den Sträuchern nieder und schaute auf den Fluß hinaus.

Es war noch heiß, obgleich die Sonne sich schon stark nach Westen neigte. Wie ein breites Band rollte sich vor mir noch einmal alles ab, was ich in diesem Dorfe erlebt hatte — als wäre es mit Farbe auf den vorüberziehenden Streifen des Flusses geschrieben. Mir war trübe zumute. Aber bald siegte die Müdigkeit, und ich schlief fest ein.

„Hallo!" hörte ich im Schlaf und fühlte, daß ich geschüttelt und irgendwohin gezerrt wurde. „Bist du denn ganz tot, wie? Wach auf!"

Am andern Ufer, über den Wiesen, leuchtete tiefrot der Mond, groß wie ein Wagenrad. Über mich beugte sich Barinow und schüttelte mich.

„Komm! Der Chochol sucht dich; er ist schon unruhig."

Er ging hinter mir her und brummte:

„Du darfst nicht schlafen, wo es dir gerade paßt. Es kann zum Unglück jemand oben auf der Höhe vorbeikommen, einen falschen Schritt tun und einen Stein ins Rollen bringen. Oder er kann auch absichtlich einen runterwerfen. Bei uns hier versteht man keinen Spaß. Die Menschen hier sind nachtragend, mein Bester. Denn außer Bösem haben sie ja auch nichts zu behalten."

Im Gebüsch am Ufer bewegte sich jemand leise. Die Zweige regten sich.

„Hast du ihn gefunden?" fragte Miguns wohltönende Stimme.

„Ich bringe ihn", antwortete Barinow.

Und als wir zehn Schritte weiter waren, sagte er mit einem Seufzer:

„Er will Fische stehlen. Ja, Migun hat auch kein leichtes Leben!"

Romas empfing mich vorwurfsvoll, zornig.

„Was treiben Sie sich so allein herum? Wollen Sie denn durchaus Prügel bekommen?"

Als wir allein waren, sagte er finster und leise zu mir:

„Pankow macht Ihnen den Vorschlag, bei ihm zu bleiben. Er will einen Laden aufmachen. Ich möchte Ihnen nicht zureden. Also hören Sie: ich habe ihm alles verkauft, was übriggeblieben ist. Ich selbst gehe nach Wiatka und lasse Sie in einiger Zeit nachkommen. Sind Sie einverstanden?"

„Ich werde es mir überlegen."

„Also überlegen Sie!"

Er legte sich auf den Fußboden, warf sich noch eine Weile hin und her und war dann ruhig. Ich blieb am Fenster und schaute auf die Wolga hinaus. Der Widerschein des Mondes im Wasser ließ mich an die Flammen des Brandes denken.

Drüben am Wiesenufer arbeitete sich schwerfällig ein Schleppdampfer mit seinen Radschaufeln weiter; drei Mastlaternen blinkten in der Finsternis, berührten die Sterne und verdeckten sie zuzeiten.

„Sind Sie böse auf die Bauern?" fragte schläfrig Romas. „Das müssen Sie nicht tun. Die sind ja nur dumm. Ihre Bosheit ist Dummheit."

Seine Worte besänftigten mich nicht und konnten meine Erbitterung, das Gefühl, tief gekränkt zu sein, nicht mildern. Ich sah wieder diese tierischen, haarigen Rachen vor mir, von denen ein bösartiges Kreischen ausging:

„Mit Ziegelsteinen — von weitem..."

Damals konnte ich noch nicht vergessen, was ich besser nicht behalten hätte. O ja, ich sah wohl, daß jeder dieser Leute, einzeln genommen, nicht sehr boshaft war — mancher war es auch gar nicht. Im Grunde waren das alles gutmütige Tiere. Jeden einzelnen von ihnen konnte man mit Leichtigkeit dazu bringen, zu lächeln wie ein Kind, jeder einzelne von ihnen würde Erzählungen vom Suchen nach Vernunft und Glück, von Taten edler Großmut zutraulich wie ein Kind lauschen. Die seltsame Seele dieser Menschen hat alles gern, was Anlaß gibt zu Träumereien von einem leichten Leben nur nach den Gesetzen des persönlichen Willens.

Wenn aber in der Dorfversammlung oder in der Schenke am Ufer diese Leute sich als grauer Haufe zusammenrotten, dann verstecken sie alles irgendwo, was gut ist in ihnen, und hüllen sich, wie Popen, in Gewänder der Lüge und Heuchelei. Hündische Kriecherei vor den Starken regt sich dann in ihnen, und es ist widerwärtig, sie anzublicken. Oder ganz unerwartet befällt sie wölfische Bösartigkeit: mit gesträubten Haaren und gefletschten Zähnen schreien sie lange aufeinander ein, bereit, sich zu prügeln — und sie prügeln sich auch wegen lächer-

licher Kleinigkeiten. In solchen Augenblicken sind sie furchtbar und imstande eine Kirche zu zerstören, die sie noch gestern abend sanft und gehorsam betraten, wie Schafe ihren Stall. Sie haben ihre Dichter und Märchenerzähler; verachtet, von niemand geliebt, leben diese, dem Dorfe zum Gespött, von niemand betreut.

Ich bringe es nicht fertig — ich kann nicht unter diesen Menschen leben. Und alle diese bitteren Gedanken breitete ich vor Romas aus an dem Tage, da wir uns trennten.

„Das ist ein sehr voreiliger Schluß", bemerkte er vorwurfsvoll.

„Ja, aber was soll man tun, wenn er sich doch so ergibt?"

„Eine falsche Folgerung! Schlecht begründet!"

Er versuchte lange, mich durch gute Worte davon zu überzeugen, daß ich nicht recht habe, daß ich mich irre.

„Verdammen Sie nicht zu schnell! Verdammen ist immer am leichtesten. Lassen Sie sich dadurch nicht verführen. Sehen Sie alles mit Ruhe an, und vergessen Sie eines nicht: alles geht vorüber, alles wird besser. Zu langsam, sagen Sie? Dafür ist es für die Dauer! Blicken Sie überallhin, prüfen Sie alles, seien Sie furchtlos — aber verdammen Sie nicht voreilig! Auf Wiedersehen, lieber Freund!"

Dieses Wiedersehen fand fünfzehn Jahre später in Siedlec statt, nachdem Romas eine zehnjährige Verschickung ins Jakutskgebiet hinter sich hatte, die er sich wegen der Angelegenheit der „Narodoprawzen" zugezogen hatte.

Bleischwerer Kummer befiel mich, als er Krasnowidowo verließ. Ich lief im Dorfe herum wie ein junger Hund, der seinen Herrn verloren hat. Mit Barinow ging ich auf die Dörfer, wir arbeiteten bei den reichen Bauern, draschen, buddelten Kartoffeln und jäteten in den Gärten. Ich wohnte bei ihm im Badehaus.

„Lexej Maximytsch, Sie fühlen sich wohl wie ein Führer ohne Gefolge? Wie? Was?" fragte er mich einmal in einer regnerischen Nacht. „Wollen wir nicht lieber morgen an die See fahren? Wirklich! — Was kann uns hindern? Kerle wie uns mag man hier nicht. Wer weiß — es kann uns auch was passieren — wenn die mal besoffen sind..."

Es war nicht das erstemal, daß Barinow mir das sagte. Ihn plagte auch schon innere Unruhe, seine Affenarme hingen kraftlos am Leibe herunter, mit trübem Sinn schaute er um sich, als habe er sich in einem großen Walde verlaufen.

Der Regen peitschte gegen das Fenster unseres Badehauses, eine Ecke hatte der Wasserstrom schon unterwaschen, der reißend dem Grunde der Schlucht zuströmte. Kraftlos blinkten die bleichen Blitze eines letzten Gewitters. Barinow fragte leise noch einmal:

„Also, wollen wir fahren? Morgen? Ja?"

Und wir fuhren wirklich.

... Unsäglich schön ist es, in einer Herbstnacht auf der Wolga zu fahren, hinten auf einem Lastkahn sitzend, am Ruder — das ein zottiges Ungeheuer mit riesigem Kopf regiert, mit schweren Beinen über Deck stapfend und tief seufzend:

„O — up!... O — rro-u..."

Hinter dem Fahrzeug fließt seidig, leise plätschernd das Wasser, pechdick, uferlos. Über dem Fluß ballen sich schwarze Herbstwolken. Und ringsum ist nichts als die langsam dahinströmende Finsternis; sie hat die Ufer fortgewischt, es sieht aus, als sei die ganze Erde in ihr zergangen, habe sich in etwas Rauchiges, Flüssiges verwandelt, das ununterbrochen, endlos mit seiner ganzen Masse irgendwohin nach unten, in den öden, stummen Raum fließt, wo es keine Sonne und keinen Mond und keine Sterne gibt.

Vorn, in der feuchten Finsternis, arbeitet und keucht der

unsichtbare Schleppdampfer, als wehre er sich gegen eine elastische Kraft, die ihn fortzieht. Drei Lichter — zwei gerade über dem Wasser und eines hoch oben — begleiten ihn; näher zu mir ziehen unter Wolken noch vier andere dahin, wie goldene Karauschen — eines von ihnen ist das Licht der Laterne am Mast unseres Bootes.

Ich fühle mich so, als wäre ich in eine kalte, fettige Blase eingesperrt, die langsam eine schräge Fläche hinabgleitet. Ich aber sitze darin, wie eine Mücke. Die Bewegung scheint allmählich langsamer zu werden, und der Augenblick ist nahe, da sie überhaupt zu Ende sein muß. Der Dampfer wird aufhören zu fauchen und mit seinen Radschaufeln das dicke Wasser zu peitschen. Alle Laute werden davonfliegen, wie die Blätter von einem Baume, und fortgewischt werden, wie Kreideschrift, und allmächtig wird mich Reglosigkeit und Stille umfangen.

Und der große Kerl, der in dem zerrissenen Schafpelz, in der zottigen Lammfellmütze am Steuerruder umherläuft, wird innehalten, unbeweglich, verzaubert in alle Ewigkeit, und wird nicht mehr schreien:

„Orr-op! O-urr . . ."

Ich fragte ihn:

„Wie heißt du?"

„Wozu mußt du das wissen?" antwortete er dumpf.

Als ich bei Sonnenuntergang von Kasan abfuhr, bemerkte ich, daß dieser Mensch, der plump war wie ein Bär, ein haariges, augenloses Gesicht hatte. Neben dem Ruder stehend, goß er eine ganze Flasche Wodka in einen hölzernen Kübel, trank ihn in zwei Schlucken leer und aß einen Apfel nach. Und als dann der Schlepper unserm Fahrzeug einen Ruck gab, krallte er sich an der Stange des Ruders an, warf einen Blick auf die rote Sonnenscheibe, schüttelte den Kopf und sagte in strengem Ton:

„Gott gesegne es!"

Der Dampfer schleppte vier Lastschiffe von Nishnij, von der Messe, nach Astrachan. Sie hatten Stückeisen, Tonnen mit Zucker und noch irgendwelche schweren Kisten geladen — alles für Persien. Barinow schlug mit dem Fuß an die Kisten, schnupperte, überlegte und sagte dann:

„Sicherlich — das sind Gewehre — aus der Ishewschen Fabrik..."

Aber der Steuermann gab ihm eins mit der Faust gegen den Bauch und fragte:

„Was geht denn dich das an?"

„Ich denke ja nur so..."

„Willst du eins in die Fresse haben?" —

Wir haben kein Geld, um einen Passagierdampfer zu benutzen und werden so aus Gnade und Barmherzigkeit auf dem Lastboot mitgenommen. Obwohl wir auch Wache halten, genau so wie alle Matrosen, betrachten uns alle an Bord doch nur als Bettler. „Du redest immer so viel vom ‚Volk'", wirft mir Barinow vor. „Die Sache ist ganz einfach — es handelt sich immer nur darum, wer dem anderen auf dem Nacken sitzt..."

Die Finsternis ist so dicht, daß die andern Schiffe nicht zu sehen sind. Man kann nur die durch die Lichter der Laternen erleuchteten Mastspitzen sehen vor einem Hintergrunde von Rauchwolken. Diese Wolken riechen nach Naphtha.

Mich ärgert das finstere Schweigen unseres Steuermanns. Ich habe vom Bootsmann Befehl bekommen, am Steuerruder Wache zu halten, zur Unterstützung dieses Biestes. Er beobachtet die Bewegung der Lichter und sagt bei Wendungen leise zu mir:

„Holla! Vorgesehen!"

Ich springe auf die Füße und drehe den Ruderbaum.

„Gut", brummt er.

Ich setze mich wieder auf das Deck nieder. Ein Gespräch ist mit diesem Menschen nicht in Gang zu bringen. Er antwortet immer nur mit der Frage:

„Was geht denn dich das an?"

Woran mag er denken? Als wir an der Stelle vorbeikommen, wo die gelben Fluten der Kama sich in den stahlgrauen Wolgastrom ergießen, blickt er nach Norden und brummelt:

„Aasbande, verfluchte!"

„Wer?"

Keine Antwort.

Irgendwo in weiter Ferne, im Schlunde der Finsternis heulen und kläffen Hunde. Das erinnert daran, daß es doch irgendwo ein Leben gibt, das die Finsternis noch nicht verschlungen hat. Aber es scheint unerreichbar fern und unnötig zu sein.

„Böse Hunde sind hier", sagt ganz plötzlich der Mann am Ruder.

„Wo — hier?"

„Überall. Unsere Hunde sind richtig wie wilde Tiere."

„Wo bist du denn her?"

„Von Wologda."

So, wie Kartoffeln aus einem geplatzten Sack rollen, kommen jetzt graue, schwere Worte:

„Wen hast du da eigentlich bei dir — diesen Alten? Ein dummer Kerl ist er, meine ich. Ich habe aber einen klugen Onkel. Ein flinker Kerl ist das. Und reich. Er hat eine Anlegestelle in Simbirsk. Und eine Schenke. Am Ufer."

Als er das alles sehr langsam und wie mit großer Mühe gesagt hat, starrt er mit seinen unsichtbaren Augen wieder nach der Mastlaterne des Schleppdampfers und beobachtet, wie diese als goldene Spinne durch das Netz der Finsternis kriecht.

„Los, nu ... Kannst du lesen? Weißt du nicht, wer eigentlich die Gesetze schreibt?"

Und ohne eine Antwort abzuwarten fährt er fort:

„Die Leute reden so verschieden. Die einen sagen — der Zar; andere — der Metropolit oder der Senat. Wenn ich es genau wüßte, würde ich mal hingehen zu dem Mann. Und würde ihm sagen: Schreib du solche Gesetze, daß ich mich nicht rühren kann, von Hauen gar nicht zu reden. Gesetze müssen von Eisen sein. Wie ein Schlüssel. Mein Herz wird dann eben eingeschlossen und Schluß. Dann habe ich auch die Verantwortung zu tragen. Aber so, wie es ist — kann man mich nicht verantwortlich machen. Nein!"

Er brummt das vor sich hin, immer leiser und zusammenhangloser, und klopft mit der Faust auf den Ruderbaum.

Vom Dampfer wird etwas durchs Sprachrohr gerufen, und die dumpfe, menschliche Stimme ist ebenso überflüssig wie das Geheul und Gekläff der Hunde, das die fette Nacht schon längst wieder aufgesogen hat. Neben den Wänden des Dampfers schwimmt auf dem schwarzen Wasser, wie gelbe ölige Flecke, der Widerschein der Lichter und vergeht wieder, zu schwach, um wirklich etwas zu beleuchten. Über uns aber scheint geradezu Schlamm dahinzuströmen, so klebrig und dicht sind die dunklen, feuchten Wolken. Immer tiefer gleiten wir in das stumme Innere der Finsternis hinein.

Der Mann neben mir klagt finster:

„Was hat man aus mir gemacht? Mein Herz regt sich nicht mehr ..."

Gleichgültigkeit kommt über mich, Gleichgültigkeit und kalter Trübsinn. Ich sehne mich nach Schlaf. —

Behutsam, sich durch die Wolken arbeitend, stahl sich schwächliche, graue Morgendämmerung ohne Sonnenschein herauf. Sie färbte das Wasser bleigrau, ließ am Ufer gelbes

Gesträuch sehen, eisengraue, mit Rost überzogene Fichten, die dunklen Pfoten ihrer Zweige, eine lange Reihe von Dorfhäusern, die Gestalt eines Bauern, der aussah wie aus Stein gehauen. Über unser Schiff segelte mit krummen Flügeln, laut krächzend, eine Möwe dahin.

Wir beide, der Steuermann und ich, wurden von der Wache abgelöst. Ich kroch unter eine Segeltuchdecke und schlief ein, aber sehr bald — wenigstens kam es mir so vor — weckte mich Füßetrappeln und Geschrei. Ich steckte den Kopf unter meiner Decke hervor und sah, daß drei Matrosen den Steuermann an die Wand des „Kontors" preßten und durcheinanderschrien:

„Laß das doch, Petrucha!"

„In Gott's Namen, beruhige dich!"

„Nu hör aber auf!"

Die Arme über Kreuz gelegt, die Finger in die Schultern verkrampft, stand er ruhig da und preßte mit dem Fuß ein Bündel an das Deck, schaute alle der Reihe nach an und sagte dazu mit heiserer Stimme:

„Laßt mich, ich will vor der Sünde fliehen."

Er war barfuß und ohne Mütze, nur in Hemd und Hosen; ein dunkler Wald von ungekämmten Haaren türmte sich auf seinem Kopf. Die Haare fielen ihm auf die niedrige, vorstehende Stirn, darunter waren kleine Maulwurfsaugen zu sehen: blutunterlaufen schauten sie flehend, ängstlich.

„Du ersäufst ja", sagte man ihm.

„Ich? I wo. Laßt mich los, Jungs. Wenn ihr mich nicht loslaßt, bringe ich ihn um. Sowie wir wieder nach Simbirsk kommen, dann ..."

„Hör doch endlich auf!"

„Ach, Jungs ..."

Er breitete langsam die Arme weit aus, ließ sich auf die Knie nieder, berührte die Wand des Kontors in der Stellung eines Gekreuzigten und sagte noch einmal:

„Laßt mich doch fliehen vor der Sünde!"

In seiner eigentümlich tiefen Stimme war etwas Erschütterndes. Die wie Ruder langen, ausgebreiteten Arme waren mit den Handflächen den anderen Leuten zugewandt und bebten. Auch sein ganzes bärenartiges Gesicht bebte in seinem zottigen Bart; die blinden, maulwurfsartigen Augen waren als dunkle Kugeln aus den Höhlen getreten. Es war, als hielte eine unsichtbare Hand seine Kehle gepackt und würge ihn.

Die Leute traten stumm von ihm fort. Er erhob sich gelenk, nahm sein Bündel auf und sprach:

„So! Habt Dank!"

Dann trat er an den Schiffsrand und sprang überraschend gewandt ins Wasser. Ich stürzte auch zum Schiffsrand und sah, wie Petrucha, mit dem Kopf wackelnd, sein Bündel darauf legte — wie eine Mütze — und schräg zur Strömung fortschwamm, dem sandigen Ufer zu, wo ihn, unter dem Winde sich neigend und gelbe Blätter ins Wasser fallen lassend, die Sträucher erwarteten.

Die Leute sprachen unter sich.

„Also hat er sich doch selbst überwunden."

Ich fragte:

„Ist er irrsinnig?"

„Wieso denn? Nein — er tut das, um seine Seele zu retten."

Petrucha war schon an eine seichte Stelle gelangt, stand bis an die Brust im Wasser und schwenkte sein Bündel über dem Kopf.

Die Matrosen riefen ihm zu:

„Leb wo—ohl!"

Einer fragte noch:

„Wie will er denn so ohne Paß zurechtkommen?"

Ein rothaariger, krummbeiniger Matrose berichtete mir mit Behagen:

„In Simbirsk lebt ein Onkel von ihm, der ihm viel Böses angetan und ihn zugrunde gerichtet hat. Da hatte er sich vorgenommen, den Onkel umzubringen; aber er hatte eben doch Mitleid mit sich selbst und ist vor der Sünde geflohen. Wie ein wildes Tier ist der Mensch, aber ein guter Kerl. Wirklich, er ist ein guter Kerl."

Der gute Kerl aber schritt inzwischen schon den schmalen Sandstreifen entlang, flußaufwärts, und war bald im Gebüsch verschwunden ...

Die Matrosen erwiesen sich als brave Jungs; sie alle waren Landsleute von mir, lauter echtes Wolgavolk. Am Abend fühlte ich mich schon ganz heimisch unter ihnen. Am nächsten Tage aber fiel mir auf, daß sie mich finster und mißtrauisch ansahen. Ich erriet sofort, daß der Teufel Barinow an der Zunge gekitzelt hatte und daß dieser den Matrosen irgendetwas vorphantasiert haben mußte.

„Hast du etwas geschwatzt?"

Er lächelte mit seinen weibischen Augen, kratzte sich verlegen hinter dem Ohr und beichtete.

„Ja, ich hab' ihnen ein bißchen was erzählt."

„Aber ich habe dich doch gebeten, den Mund zu halten!"

„Ich hab' ihn ja auch gehalten. Aber die Geschichte ist doch wirklich zu interessant. Karten wollten wir spielen, aber der Steuermann hat die Karten mitgenommen. Es war eben langweilig. Na, und da habe ich ..."

Durch Befragen stellte ich dann fest, daß Barinow aus Langweile eine sehr unterhaltsame Geschichte verzapft hatte, an deren Schluß der Chochol und ich wie alte Wikinger mit Beilen gegen einen Haufen Bauern gekämpft hatten.

Es hatte keinen Zweck, ihm böse zu sein; er sah eben die Wahrheit nur außerhalb der Wirklichkeit. Als ich eines Tages einmal mit ihm auf der Arbeitssuche, auf dem Felde am Rande einer Schlucht saß, belehrte er mich freundlich und überzeugt:

„Die Wahrheit muß man nach dem Herzen wählen. Siehst du, da drüben, auf der anderen Seite weidet eine Herde, der Hund läuft umher, der Hirt geht mit. Nun, also was ist? Welchen Nutzen können wir beide davon für unsere Seele haben? Lieber Kerl, sieh die Sache ganz einfach an: ein böser Mensch — das ist eine Wahrheit; aber wo gibt es einen guten? Einen guten Menschen hat man noch nicht erfunden, ja—a!"

In Simbirsk forderten uns die Matrosen höchst unliebenswürdig auf, das Fahrzeug zu verlassen und an Land zu gehen.

„Ihr beide paßt nicht zu uns", sagten sie.

Sie brachten uns im Nachen an die Landungsstelle von Simbirsk. Wir trockneten uns erst am Ufer, mit siebenunddreißig Kopeken in der Tasche.

Dann gingen wir in die Schenke, Tee trinken.

„Was wollen wir jetzt eigentlich anfangen?"

Barinow sagte sehr überzeugt:

„Was heißt, was wir anfangen wollen? Wir müssen eben weiterfahren."

Bis Samara reisten wir als blinde Passagiere auf einem Personendampfer. In Samara nahmen wir wieder Arbeit auf einem Frachtkahn, und sieben Tage später langten wir fast ohne Fährnisse am Ufer des Kaspischen Meeres an. Dort fanden wir Beschäftigung bei einer kleinen Fischereigenossenschaft in dem schmutzigen kalmückischen Fischerort Kabankul-Bai.

II

ICH WERDE NACHTWÄCHTER

Jetzt bin ich Nachtwächter auf der Station Dobrinka *). Von sechs Uhr abends bis sechs Uhr morgens gehe ich mit einem Stock in der Hand die Lagerschuppen ab. Aus der Steppe weht, wie aus tausend Rachen, der Wind; Wolken von Schnee treiben heran; in dieser grauen Masse kriechen langsam Lokomotiven vorbei und schleppen ihre Wagen wie schwarze Kettenglieder hinter sich her, als legte jemand ohne Hast eine endlose Kette um die Erde, um sie daran durch den kalten, in weißen Staub zerfallenden Himmel zu zerren. Das Kreischen des Eisens, das Klirren der Kuppelungen, ein seltsames Knarren und leises Heulen begleitet das Schneetreiben.

Beim letzten Lagerschuppen regen sich zwei dunkle Gestalten in dem finsteren Schneegestöber. Das sind Kosaken, die Mehl stehlen wollen. Bei meinem Anblick springen sie beiseite, verstecken sich hinter einer Schneewehe — dann höre ich durch das Heulen und Rattern des Sturmes bettelhaft klägliche Reden, Versprechungen, mir einen halben Rubel zu schenken, Schimpfworte.

„Laßt das doch, Jungs!" sage ich.

Ich bin viel zu träge, um sie lange anzuhören, ich mag gar nicht mit ihnen reden, denn ich weiß ganz genau, daß sie nicht arm sind, daß sie nicht aus Not stehlen, sondern nur, um das gestohlene Gut zu verkaufen — für Geld zu Schnaps und Weibern.

---

*) An der Linie Griasi-Zarizyn, 50 Werst von Griasi (Gouv. Woronesh).

Manchmal schicken sie auch das hübsche Soldatenmädel Lioska Grafowa. Sie knöpft sich Pelz und Jacke auf und zeigt den Wächtern ihre Brüste: die sind fest, als wären sie ganz aus Knorpel, und stehen stramm horizontal.

„Da seht mal — wie Kanonen sind die Dinger", prahlt sie und lockt. „Na, wie ist's, wollt ihr mal? Für einen Sack Weizenmehl zweiter Sorte? Also meinethalben — ich tu's auch für dritte Sorte."

Mit ihr feilscht sehr sachlich ein junger, sehr frommer Bursche aus Tambow, namens Bajkow, und ein Tatar aus Usman, der lahme Ibrahim.

Mit nackten Brüsten steht sie vor ihnen; der Schnee zergeht auf ihrer Haut. Sie schüttelt die Schultern wie eine Zigeunerin und schimpft:

„Ach, macht gefälligst ein bißchen rasch, ihr Kazapen *), ihr Sumpfbrut, ihr! Glaubt ihr, so was Süßes wie bei mir findet ihr noch mal, ihr Hundeaasbande?"

Die russischen Bauern verachtet sie. Sie spricht mit kräftiger Bruststimme; in ihrem schönen Gesicht leuchten Katzenaugen. Schließlich nimmt Ibrahim sie mit unter das Dach des Schuppens; ihre Genossen werfen einen Sack oder einen Packen auf den Schlitten und fahren davon.

Die Schamlosigkeit dieses Frauenzimmers ekelt mich, und ich bin fast traurig um ihren prachtvollen, starken Körper. Ibrahim nannte Lioska nie anders als „Hündin" und spie aus bei der Erinnerung an ihre Liebkosungen. Bajkow aber sagte leise und nachdenklich:

„Totschlagen müßte man solche Weibsbilder!"

An Feiertagen kam sie schön angezogen, in knarrenden, bocksledernen Schuhen, mit einem roten Tüchlein auf dem

---

*) Spitzname für die Großrussen

dicken kastanienbraunen Haar, in die Stadt und stellte ihren Leib den Herren „Intellektuellen" zur Verfügung. Gegen alle ihre Kunden benahm sie sich immer gleich frech und verächtlich.

Gelegentlich versuchte sie es auch mal, sich an mich heranzumachen; aber ich jagte sie immer aus meinem Abschnitt weg. Einmal, in einer warmen, hellen Nacht, war ich auf der Treppe des Lagerhauses eingenickt. Als ich die Augen aufschlug, stand Lioska vor mir. Sie hielt die Hände in den Taschen ihrer Jacke und machte ein finsteres Gesicht. Der Mond beleuchtete scharf ihre stattliche Gestalt.

„Keine Angst — ich bin nicht stehlen gekommen! Ich geh' nur ein bißchen spazieren ..."

Nach dem Stand der Sterne zu urteilen, mußte es schon weit nach Mitternacht sein.

„Reichlich spät machst du deinen Spaziergang!"

„Wir Weibsleute leben eben nachts", entgegnete Lioska und setzte sich zu mir. „Wieso schläfst du denn? Fürs Schlafen wirst du doch nicht bezahlt!"

Sie holte eine Handvoll Sonnenblumenkerne aus der Tasche, knackte sie im Munde auf und sprach dazu:

„Ich habe gehört, du kannst lesen. Sag mal — wo ist eigentlich die Stadt Obolak?"

„Weiß ich nicht."

„Die Gottesmutter soll sich da gezeigt haben. Sie wird so gemalt: die Hände hat sie nach oben, und das Christuskind sitzt auf ihrem Schoß ..."

„Meinst du vielleicht Abalazk?"

„Wo ist das?"

„Im Ural, irgendwo da, oder in Sibirien ..." *)

*) Unweit Tobolsk.

Lioska fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und sagte:

„Ob ich mal dahin pilgere, wie? Das ist aber gewiß furchtbar weit, nicht? Vielleicht sollte ich aber doch hingehen."

„Wozu denn?"

„Na, um zu beten! Ich bin ja so—o sündig! Aber daran seid nur ihr schuld, ihr geilen Hunde! — Hast du was zu rauchen da?"

Sie rauchte sich eine Zigarette an. Dann bat sie mich:

„Den Kosaken brauchst du das aber nicht zu sagen, daß ich rauche. Unsere Leute lieben das nicht, wenn ein Weib pafft."

Ihr strenges, von der Winterluft gerötetes Gesicht war wirklich sehr schön. Hell funkelten die dunklen Pupillen in dem opalgelben ovalen Weißen.

Ein goldener Streifen fuhr über den Himmel hin. Sie bekreuzte sich und sprach:

„Herr, gib Ruhe meiner Seele! ... Ja, ja, meine Seele wird auch mal so fallen ... Wann bist du trübsinniger, in hellen oder in dunklen Nächten? Ich — in hellen Nächten."

Sie spie auf die Glut ihres Zigarettenrestes, warf ihn fort, gähnte laut und lud mich dann ein:

„Also komm — wir wollen uns noch ein bißchen amüsieren!"

Als ich ablehnte, fügte sie gleichmütig hinzu:

„Mit mir ist es aber wirklich ganz besonders schön! Alle sind immer sehr zufrieden."

Ich sagte ihr in aller Güte ein paar Worte über ihre abstoßende Schamlosigkeit. Sie sah mich nicht an und antwortete mit ruhiger, gleichmäßiger Stimme:

„Ich hab' längst die Scham verloren, weil alles so stumpfsinnig ist. Ach, ist d a s ein Stumpfsinn, Mensch!"

Es berührte mich fast unheimlich, aus ihrem Munde das Wort „Mensch" zu hören — es klang so ungewöhnlich und

fremd. Sie aber warf den Kopf zurück, schaute gen Himmel und sagte gedehnt:

„Ich kann wirklich nichts dafür! Es ist schon mal so: Gott hat's selbst so eingerichtet, daß man die Weiber nur danach wertet, wie sie unten sind. Was kann ich denn dafür?"

Sie saß noch ein paar Minuten stumm da, endlich erhob sie sich und blickte sich um.

„Na, dann gehe ich eben zum Herrn Stationsvorsteher . . ."

Und ganz gemächlich ging sie auf dem Bahnkörper davon, längs der im Mondlicht silbern schimmernden Schienen. Ich blieb allein. Mich bedrückten die Worte, die sie gesagt:

„Ist d a s ein Stumpfsinn, Mensch!"

Damals hatte ich noch kein rechtes Verständnis für diesen Stumpfsinn, an dem alle Menschen so leiden, deren Leben in weiten Ebenen beginnt und vergeht, in einer bald von der Sonne, bald vom Monde grell beleuchteten Einöde, in flachem Lande, wo der Mensch seine eigene Nichtigkeit so klar sieht, wo fast nichts ist, was seinen Willen zum Leben stärken könnte.

Mich umgaben dauernd Menschen, denen alles, was mir das Leben wert machte, völlig fremd war. Ein jeder von ihnen warf gewissermaßen einen kleinen Schein in meine Seele, und infolge des ununterbrochenen Wechsels der Personen war ich zu der Marter verurteilt, Unverständliches verstehen zu sollen.

So treibt vor meinen Augen Afrikan Petrowskij sein tolles Wesen, unser Stationsvorsteher, ein breitbrüstiger, langarmiger Recke mit hervorstehenden, dunklen Krebsaugen und einem riesigen schwarzen Bart. Er ist behaart wie ein wildes Tier und spricht mit einer fremdartig klingenden Tenorstimme. Wenn er böse ist, pfeift er durch die Nase und bläht seine Kalmückennüstern. Petrowskij ist ein großer Spitzbube: er zwingt die Wägeleute, die mit Fracht aus den Hafenstädten des Kaspischen Meeres anlangenden Waggons zu öffnen, und

die Leute müssen Seide und Süßigkeiten für ihn stehlen. Das Diebesgut verkauft er und veranstaltet nächtens in seiner Wohnung Orgien, die er „Mönchsleben" nennt. Er ist ein roher Patron und schlägt die Stationsarbeiter hinter die Ohren und ins Maul. Seine Frau soll er auch zu Tode geprügelt haben.

Wenn er dienstfrei ist, schmückt er sich mit einem rotseidenen Hemd, weiten Samthosen, tatarischen Schuhen aus grünem Saffianleder und trägt dazu eine tatarische goldgestickte lila Mütze auf seinem schwarzen Schopf krauser Haare. Er sieht dann beinahe so aus wie ein als Bojar aufgeputzter Bänkelsänger.

Bei ihm verkehrt ein Polizeibeamter, der Unterisprawnik Maslow, ein kahlköpfiger, rundlicher, fast wie ein katholischer Pater wirkender glattrasierter Mensch mit einer Raubvogelnase und den Fuchsäuglein eines liederlichen Weibes. Er ist boshaft, hinterlistig, verlogen — in der Stadt hat er den Spitznamen „die Schauspielerin". Ferner: der Seifensieder Tichon Stepachin, rothaarig, würdig ausschauend, plump wie ein Ochs und immer halb im Schlaf. In seinem Betrieb vergiften sich alle Arbeiter und verfaulen bei lebendigem Leibe; mehrfach ist er auch wegen Mißhandlung seiner Leute in Strafe genommen worden. Sodann der einäugige versoffene Diakon Woroschilow, ein schmutziges, schmieriges Subjekt, der aber wunderbar Gitarre und Harmonika spielt. Sein pockennarbiges, knochiges Gesicht ist mit grauen Haaren, dick wie Igelstacheln, bewachsen. Der Diakon hat kleine gepflegte Frauenhände und ein grellblaues Auge — er heißt deshalb auch „das gestohlene Auge".

Es kommen dazu flotte Mädchen aus dem Dorfe und Kosakenweiber aus ihrer Siedelung; manchmal bringen sie auch Lioska mit. In einem kleinen Zimmer mit vielen Sofas nehmen alle an einem schweren, runden Tisch Platz. Auf dem

Tisch ist geräuchertes Geflügel aufgetragen, Schinken, allerhand Mariniertes, eingelegte Äpfel und Melonen, eingemachter Kohl — und inmitten all dieser Herrlichkeiten blinkt ein Quart Schnaps. Petrowskij und seine Freunde kauen lange, fast ohne zu reden, schmatzen, schlürfen Wodka aus einem silbernen „brüderlichen" Kännchen, das eine Viertelflasche faßt.

Endlich sind alle satt. Stepachin rülpst laut, wie ein Baschkire, und bekreuzt sich. Der Diakon lächelt sanft und stimmt seine Gitarre. Man begibt sich in die große Stube nebenan, in der keine Möbel sind, außer ein paar Stühlen. Und nun wird gesungen . . .

Sie singen tatsächlich wundervoll. Petrowskij singt Tenor, Stepachin hat einen weichen, tiefen Baß, der Diakon einen schönen Bariton. Maslow begleitet mit Verständnis den Hausherrn. Auch die Weiber haben schöne Stimmen. Besonders die Kosakin Kubasowa zeichnet sich durch die Reinheit ihres Kontraalts aus. Lioskas Stimme ist etwas zu schreiend, und der Diakon droht ihr oft mit dem Finger. Sie singen so andachtsvoll, wie sie in der Kirche singen würden, und sehen dabei einander mit strengem Blick an. Nur Stepachin steht breitbeinig da, mit gesenkten Augen, und macht ein erstauntes Gesicht, als glaube er nicht recht daran, daß dieser ununterbrochen fließende, samtweiche Strom von Tönen aus s e i n e r Kehle komme. Die Lieder, die man singt, sind sämtlich quälend schwermütig. Manchmal wird auch mit großer Feierlichkeit etwas Kirchliches gesungen, am häufigsten die „Buße".

Das Weiße in Petrowskijs Krebsaugen ist blutunterlaufen, er reckt seine Gestalt wie ein Soldat in Reih und Glied und brüllt:

„Diakon — einen Tanz! Tichon, fang an! Wir leben . . ."

„Gleich geht's los", antwortet der Diakon und fuchtelt mit seiner Gitarre. Mit einem ganz verzwickten Griff in die Saiten, behend wie ein Zauberkünstler, stimmt er einen „Trepak" an, und Stepachin tanzt dazu. Auf dem hölzernen Gesicht des Seifensieders leuchtet ein verträumtes Lächeln, sein massiger Körper ist voll biegsamer, wilder Grazie, er gleitet leicht durch das Zimmer, wie ein Fisch durchs Wasser, mit schönen, rhythmisch gemessenen Bewegungen: lautlos beschreibt er mit den Füßen ganz absonderliche Figuren und schaut alle Anwesenden mit dem Blick eines restlos glücklichen Menschen an. Er tanzt bezaubernd gut; die Kosakin Kubasowa geht leise kreischend, verführerisch, flink immer um ihn herum, aber Stepachin stellt sie doch in den Schatten durch die unbeschreibliche Anmut der rhythmischen Bewegungen seines starken Körpers. Sein Tanz versetzt alle anderen vollkommen in Rausch.

Afrikan Petrowskij ist ganz wild vor Freude; er brüllt, pfeift, schlenkert den Kopf, schüttelt sich die Tränen aus den Augen. Der Diakon hat aufgehört zu spielen: er umarmt Stepachin, küßt ihn und murmelt, nach Atem ringend:

„Tichon! Wie ein Gottesdienst ist das . . . Lieber Kerl! Alles, alles wird dir dafür vergeben . . ."

Aber Maslow umkreist sie beide und schreit:

„Tichon! Ein großer König bist du! Ein Talent! Ein . . . ein Mörder!"

Diese Leute haben vorher zwei Quart Wodka vertilgt, aber erst jetzt werden sie berauscht, und mir will es so scheinen, als seien sie trunken von der Freude, von den gegenseitigen Liebesbeteuerungen und Lobsprüchen. Auch die Frauen sind berauscht; ihre Augen glühen gierig, auf den Wangen brennt heiße Röte. Sie fächeln sich mit ihren Tüchern Luft zu und sind aufgeregt wie Pferde, die zu lange gestanden haben, die

man aus dem dunklen Pferdestall auf den freien Hof hinausgeführt hat, ins Licht und in die Wärme eines Frühlingstages. Lioska, mit halb offenem Munde, atmet schwer: sie schaut Stepachin zornig, mit feuchten Augen an, rekelt sich auf ihrem Stuhl und scharrt mit den Schuhsohlen den Fußboden.

Draußen pfeift und heult der Wind, im Ofenrohr saust es, weiße Flügel kratzen an den Fensterscheiben. Stepachin trocknet sich mit einem bunten Tuch das schweißige Gesicht und sagt leise, wie schuldbewußt:

„Weil ich so tanze, haben die guten Menschen gar keinen Respekt vor mir ..."

Petrowskij belegt wutentbrannt die „guten Menschen" mit wortreichen, ganz besonders unflätigen Schimpfreden. Die Weiber kreischen unnatürlich, um zu zeigen, daß sie sich schämen; aber ich finde, gerade diese Zusammenstellungen gemeinster Worte zeigen sieghaft die herrliche Biegsamkeit der russischen Sprache.

Und von neuem spielt der Diakon. Jetzt tanzt Petrowskij — wild, toll, mit Lärm und Krach und Geschrei, als müsse er etwas zerreißen oder zerbrechen, das ihn unsichtbar beengt. Lioska tanzt, und wie besessen, unbeholfen, springt Maslow umher. Trampeln, Pfeifen, Kreischen — unaufhörlich flimmern bunte Weiberröcke — Petrowskij trappelt mit den Hakken auf und brüllt, toll und bösartig:

„Ach—ma! Ich kre—epie—iere!"

Laut knirscht er mit den Zähnen dazu. Diese wüste Ausgelassenheit ist kein Lachen mehr, keine leichtbeschwingte Fröhlichkeit, die den Menschen über die Erde erhebt — das ist fast religiöse Verzückung, das erinnert an die Orgien der Chlysten*), an die Tänze der heulenden Derwische in Trans-

*) Russische Geißlersekte.

kaukasien. In diesem Wirbel von Körpern liegt eine gewaltige, übermächtige Gewalt, und die ganze Raserei wirkt auf mich schon fast wie Verzweiflung. Alle diese Menschen sind begabt — jeder auf seine Art — grausig begabt. Sie versetzen sich gegenseitig in Rausch durch ihre hemmungslose Liebe zum Liede, zum Tanz, zum weiblichen Körper, zur sieghaften Schönheit der Bewegung und des Klanges. Alles, was sie tun, erinnert an gottesdienstliche Handlungen wilder Völkerstämme.

Petrowskij beurlaubt mich vom Dienst, damit ich an seinem „Mönchsleben" teilnehmen kann, weil ich viele schöne Lieder kenne und sie nicht übel vorzutragen weiß und weil ich, ohne betrunken zu werden, große Mengen des mir übrigens widerwärtigen Schnapses vertilgen kann.

„Peschkow — jetzt du!" brüllt er. Er brüllt auch, wenn er Weiber in die Arme nimmt, er heult wie ein wildes Tier. Das ist ihm Lebensbedürfnis.

Ich stelle mich an die Wand und fange an. Absichtlich wähle ich etwas Rührsames, Schönes, und bemühe mich, beim Vortrag meiner Lieder die in ihnen verborgene Schönheit der Sprache und des Empfindens zum Ausdruck zu bringen. Und ich unterliege selbst der Macht ihrer unerschöpflichen Schwermut, die meinem eigenen Herzen so nahe ist, wenn auch die Vernunft in mir sie feindselig ablehnt.

„Herrgott!" ruft der Diakon und greift sich an den Kopf. Seine kleinen zarten Hände versinken vollkommen in der Masse halbergrauter Haare. Stepachin sieht mich verblüfft, anscheinend neidisch an: sein Gesicht zuckt häßlich. Petrowskij hat die Zähne so fest zusammengebissen, daß die Backenknochen hervortreten wie große Beulen. Maslow hat die Kubasowa auf seinem Schoß ganz vergessen und starrt auf den Fußboden, wie ein kranker Hund.

Ich begreife selbst nicht recht, was ich eigentlich von diesen Leuten will. Aber manchmal kommt mir der Gedanke, wenn man sie mit Liedern sättigen könnte, soviel ihre Seele deren bedürfte, dann würden sie vielleicht anders werden, verständlicher für mich. Jetzt umarmen sie mich voller Entzücken, küssen mich ab. Der Diakon weint.

„Ach, du ... Halunke!" sagt Maslow und streichelt meine Hand. Stepachin küßt mich stumm.

„Sing! Mal mußt du ja doch krepieren!" brüllt Petrowskij. Lioska schwenkt die Arme und sagt:

„Ich bin verliebt in ihn, ich sag's ganz offen, ich bin verliebt, verliebt — nicht mehr auf den Beinen kann ich stehen ... so verliebt bin ich ..."

Und eine Minute später verlangen sie in ihrer Unersättlichkeit noch etwas.

Ich weiß ja ganz genau, daß sie allesamt nichts taugen. Aber sie beten so fromm die Schönheit an, dienen ihr bis zum Selbstvergessen, trinken ihr Gift in sich hinein und sind imstande, sich für sie umzubringen.

Aus diesem Widerspruch steigt immer eine Wolke düsteren Wehes auf und würgt mich. Der Irrsinn der Verzückung erreicht in ihnen jetzt seinen Höhepunkt. Aber alle Lieder sind gesungen, alle Tänze getanzt ...

„Zieh die Weiber aus!" brüllt Petrowskij.

Das Ausziehen besorgte immer Stepachin. Er tat das ohne Hast, band sorgsam alle Schnüre auf, löste die Haken und legte Blusen, Röcke und Hemden achtsam in die Ecke.

Dann besah man Lioskas herrlichen Leib, betastete behutsam ihre verführerischen Brüste, die schlanken Beine, den prachtvollen Bauch. Mit lauten Ausrufen des Staunens ging man um die Weiber herum und spendete ihren Körpern ebenso entzückt Lob wie vorher den Liedern und Tänzen. Man

kehrte in das kleine Zimmer zum Tisch zurück, aß und trank wieder — und dann begann etwas Unbeschreibliches, Gespenstisches ...

Über die rein animalische Kraft dieser Menschen wunderte ich mich nicht weiter. Schließlich — Stiere und Hengste sind ja doch stärker. Aber es war geradezu unheimlich, in ihrem Verhalten gegen die Weiber, deren Schönheit sie doch eben erst in fast andächtiges Entzücken versetzt hatte, etwas, das geradezu Haß war, zu beobachten. Ich spürte in ihrer Wollust eine Beimischung von raffinierter Rachsucht, und es kam mir so vor, als entspringe diese Rachsucht der Verzweiflung, dem Unvermögen, sich ganz auszugeben und etwas loszuwerden, was sie alle drückte und beschwerte.

Ich erinnere mich noch, wie mich plötzlich ein lauter Aufschrei von Stepachin entsetzte. Er hatte sein eigenes Bild im Spiegel gesehen: sein rotes Gesicht war ganz dunkel, ganz blau, die Augen traten wie irre aus den Höhlen, und er murmelte:

„Liebe Leute — seht doch nur — Herrgott!"

Und dann brüllte er wieder:

„Ich hab' ja gar kein menschliches Gesicht mehr! Seht doch bloß! Kein menschliches Gesicht mehr — liebe Leute!"

Er packte eine Flasche und schmiß sie krachend in den Spiegel.

„Da, du Satansfratze, da hast du ..."

Er war nicht etwa berauscht, obwohl er viel getrunken hatte, und als der Diakon ihn beruhigen wollte, sagte er ganz vernünftig:

„Laß doch, Vater Diakon ... Ich weiß ja, ich führe gar kein menschliches Leben. Bin ich überhaupt ein Mensch? Statt einer Seele sitzt ein Bärenteufel in mir. Schon gut, laß nur! Mit dem ist doch nichts anzufangen ..."

In jedem einzelnen von ihnen lebte und bebte etwas Dunkles, Schreckliches. Die Frauen schrien ganz laut vor Schmerz, so wurden sie gebissen und gekniffen. Aber sie nahmen diese Roheiten als etwas ganz Unvermeidliches hin, ja sogar als etwas Angenehmes. Lioska steigerte Petrowskijs Erregung absichtlich durch aufpeitschende Rufe:

„Bitte noch mal! Du, kneif mich doch, ja!"

Ihre Katzenaugen weiteten sich. Sie hatte in solchen Momenten etwas von einer Märtyrerin auf einem alten Gemälde. Ich aber hatte Furcht, Petrowskij könne sie umbringen ...

Einmal, als ich in der Morgendämmerung mit ihr zusammen von Petrowskij heimging, fragte ich sie, weshalb sie sich derartige Roheiten gefallen lasse?

„Er leidet ja selbst am meisten. Die sind alle so. Dieser Diakon — der beißt uns immer und weint dazu."

„Aber warum eigentlich?"

„Ja, der Diakon tut es, weil er schon so alt ist und ... nun, weil er ... nicht mehr kann. Aber die andern — Afrikan und Stepachin — ach, das verstehst du ja doch nicht, weshalb die das tun. Ich weiß es — aber ich kann es nicht ausdrücken, weiß überhaupt sehr vieles, aber ich kann es nie richtig sagen — und wenn ich plötzlich das richtige Wort finde, sind die Gedanken schon wieder fort. Sind aber die Gedanken da, so fehlt's wieder an den rechten Worten."

Sie verstand wohl wirklich etwas von diesen tollen Mächten. Ich entsinne mich noch, wie sie in einer Frühlingsnacht bitterlich weinte und sagte:

„Du tust mir so furchtbar leid! Du kommst ja um wie ein Vogel im Rauch, wenn es brennt. Geh lieber weg von hier, wo anders hin. Oh, sie tun mir ja alle so leid ..."

Und mit zärtlichen Worten, wie eine Mutter, mit der furchtlosen Weisheit eines Menschen, der tief in die Finsternis der

Seele hineingeblickt hat und sich gramvoll vor dem Düster fürchtet, erzählte sie mir viel Schreckliches, Schamloses.

Jetzt möchte ich glauben, daß sich da vor mir das dunkle Drama des Kampfes zweier Prinzipien — des tierischen und des menschlichen — abspielte. Der Mensch versucht, mit einemmal, für immer, das Tierische in sich zu befriedigen und dessen unersättliche Bedürfnisse loszuwerden, aber es wuchert doch dauernd weiter in ihm und knechtet ihn immer mehr.

Damals aber weckten diese tollen Feste des Fleisches nur Ekel und Weh in mir und daneben Mitleid mit den Menschen. Besonders leid taten mir die Frauen. Aber obwohl ich fast umkam vor Trübsinn, wollte ich doch die Teilnahme an den Rasereien dieses „Mönchslebens" nicht ablehnen. Ich litt damals — um im hohen Stil zu reden — an einem gewissen Fanatismus für das Wissen; der Fanatiker des Wissens — Satan — hielt mich in Banden und schleppte mich hinter sich her.

„Alles muß man wissen, alles muß man verstehen", hatte einmal strengen Tones, an seiner Pfeife saugend und durch die Zähne sprechend, Romas zu mir gesagt. Dabei spie er rauchig aus und beobachtete, wie sich die einzelnen Rauchstreifen in den grauen Haaren seines Bartes verflochten.

„Es ziemt sich nicht, ohne eine Rechtfertigung der Existenz zu leben. Das hieße sinnlos leben. Also gewöhnt euch daran, in alle Gruben hineinzugucken — wer weiß, vielleicht ist doch irgendwo die Wahrheit verborgen, die ihr braucht! Lebt furchtlos, flieht nicht vor dem Häßlichen und Schrecklichen! Häßlich, schrecklich ist das alles nur, weil es unverständlich ist. So ist die Sache!"

Und ich guckte in alles hinein, ohne meiner zu schonen, und erfuhr auf diese Weise vieles, was ich in meinen Jahren besser noch nicht gewußt hätte. Aber gerade davon muß man den Menschen erzählen: von ihrem schweren Leben, von dem

schmutzigen Drama des Kampfes des Tierischen im Menschen, der den Sieg über das Elementare in sich und außer sich erstrebt.

Wenn es in der Welt etwas wirklich Heiliges und Großes gibt, so ist das einzig und allein der stetig wachsende Mensch — der auch dann noch wertvoll ist, wenn ich ihn hassen muß.

Übrigens muß ich sagen, als ich aufmerksamer in das Spiel des Lebens eingedrungen war, verlernte ich das Hassen, und zwar nicht etwa deshalb, weil Hassen schwer wäre — o nein, Haß fällt sehr leicht —, sondern weil Haß zwecklos und erniedrigend ist, denn im letzten Grunde haßt du doch immer etwas von dir selbst.

Ja, Philosophie — besonders soweit sie nicht Moralphilosophie ist — ist eine langweilige Geschichte. Aber wenn die Seele durch das Leben bis zu blutigen Schwielen abgebraucht ist und bitterlich weint aus unerschöpflicher Liebe zu dieser „prächtigen Lappalie", dem Menschen, dann philosophiert man unwillkürlich, schon um sich selbst zu trösten.

... Als ich drei oder vier Monate auf der Station Dobrinka verbracht hatte, fühlte ich, daß ich es nicht länger aushielt. Ganz abgesehen von den wüsten Orgien bei Petrowskij: jetzt begann mich seine Köchin Maremjana zu tyrannisieren, eine Person von sechsundvierzig Jahren, zwei Arschin zehn Werschok groß (187 cm). Als sie sich einmal im Gepäckraum wiegen ließ, ergaben sich sechs Pud dreizehn Pfund (125 kg). In ihrem kupferfarbenen Mondscheingesicht funkelten zwei runde, grünliche Äuglein, die an Grünspan erinnerten, unter dem linken Auge, das immer argwöhnisch und finster dreinschaute, war eine Warze. Sie konnte lesen und studierte mit großem Genuß die Lebensbeschreibungen der heiligen Märtyrer. Mit aller Kraft ihres beträchtlichen Herzens haßte sie die Kaiser Diokletian und Decius.

„Die sollten nur mal mit mir anbinden — die Augen kratze ich ihnen aus."

Aber dieser Haß gegen uralte Vergangenheit hinderte sie nicht, sklavisch vor Maslow, „der Schauspielerin", zu zittern. Bei abendlichen Saufereien bediente sie ihn besonders und sah ihm mit dem Blick eines glücklichen Hundes in die verlogenen Augen. Manchmal stellte er sich betrunken, warf sich lang auf die Erde, schlug sich gegen die Brust und stöhnte:

„Mir ist so übel, ach, so ü—übel . . ."

Sie nahm ihn ängstlich auf die Arme und trug ihn wie ein kleines Kind in die Küche.

Er hieß Martyn, aber sie brachte häufig, wohl aus Angst vor ihm, seinen Namen mit dem des Hausherrn durcheinander und nannte ihn dann: „Martykan".

Wenn er das hörte, sprang er vom Fußboden auf und kreischte abscheulich los:

„Wa—as? Wie?"

Maremjana preßte die Hände an den Bauch, verbeugte sich vor ihm bis zum Gürtel und bat ihn mit vor Angst heiserer Stimme:

„Verzeih mir um Christi willen . . ."

Er schüchterte sie durch pfeifendes, schrilles Kreischen noch mehr ein. Dann blinzelte das riesige Weib stumm, schuldbewußt mit den Augen, denen grünlich-trübe Tränen entquollen. Alle feixten laut; Maslow aber stieß ihr seinen Kopf in den Bauch und sagte liebevoll:

„Nun geh schon, altes Scheusal, geh schon, geh!"

Und wenn sie sich behutsam entfernte, erklärte er, nicht ohne Stolz:

„Eine große Kuh ist sie, aber sie hat ein selten zärtliches Herz."

Zu Beginn unserer Bekanntschaft war Maremjana auch zu mir gutmütig und freundlich wie eine Mutter. Doch eines Tages machte ich eine abfällige Bemerkung über ihre sklavische Unterwürfigkeit gegen „die Schauspielerin". Sie fuhr förmlich zurück vor mir, als hätte ich sie mit kochendem Wasser bespritzt. Die grünen Kugeln ihrer Augen füllten sich mit Blut und wurden dunkelbraun, sie ließ sich mit ganzer Schwere auf eine Bank sinken, bekam vor boshafter Empörung keine Luft mehr, wippte mit dem ganzen Körper und murmelte:

„Du, du — du Lümmel, was fällt dir ein? So was sagst du über ihn, du? Solche frechen Worte? Ja — ich will dich doch gleich ... er wird dich ... in der Mühle müßte man dich zu Brei zermahlen! Bist du denn ganz verrückt geworden? Er ist heiliger als ein Heiliger, und du ... du ... Wer bist du denn eigentlich?"

Dann keifte sie plötzlich ganz laut los:

„Vergiften müßte man dich, du Wolfsseele! Scher dich weg!"

Ich war von diesem Ausbruch sinnloser Wut völlig umgeworfen und überwältigt und fühlte trotz meiner Jugend, daß ich hier mit grober Hand an etwas wirklich Heiliges gerührt hatte, oder wenigstens an eine sehr empfindliche Stelle. Aber wie konnte ich ahnen, daß diese auf einem riesigen Knochengerüst ruhende Fleisch- und Fettmasse etwas Unanrührbares, ihr so Teures in sich trug? So lehrte mich hier das Leben die Gleichwertigkeit aller Menschen verstehen, das verborgen in ihnen Lebende achten, lehrte mich vorsichtiger, behutsamer an all das herantreten.

Seitdem hegte Maremjana wütenden Haß gegen mich und wälzte eine Unmenge von Arbeit im Haushalt des Stationsvorstehers auf meine Schultern. Wenn ich nach einer schlaf-

losen Nacht vom Dienst abgelöst wurde, mußte ich noch Holz hacken und in die Küche und die Stuben schleppen, das Kupfergeschirr putzen, die Öfen heizen, Petrowskijs Pferd besorgen und noch vieles andere tun, was fast die Hälfte meines Tages verschlang und mir kaum Zeit zum Lesen und Schlafen ließ. Die Person drohte und sagte ganz offen:

„Schikanieren will ich dich, daß du wegrennst — bis nach dem Kaukasus!"

Mir fiel Barinows Redensart ein: „An den Kaukasus muß man gewöhnt sein." Ich schrieb ein Gesuch an die vorgesetzte Stelle in Borisoglebsk, in dem ich — in Versen — Maremjanas Tyrannei schilderte. Dieses Gesuch hatte Erfolg: ich wurde sehr bald nach dem Güterbahnhof in Borisoglebsk *) versetzt, wo mir die Bewachung der Schutzdecken und Säcke und deren Ausbesserung anvertraut wurde.

Dort lernte ich eine große Gruppe von Intellektuellen kennen. Sie waren fast alle „politisch unzuverlässig" und hatten schon Bekanntschaft mit Gefängnis und Verschickung gemacht. Sie lasen viel und verstanden fremde Sprachen. Es waren meist relegierte Studenten, Seminaristen, Statistiker, dazu ein Marineoffizier und zwei Offiziere des Landheeres.

Diese ganze Gruppe — etwa sechzig Mann — hatte in den Wolgastädten ein gewisser Adadurow zusammengebracht. Adadurow hatte der Direktion der Griasi-Zarizynschen Eisenbahn das Anerbieten gemacht, mit Hilfe dieser Leute den geradezu unerhörten Diebereien bei den Gütertransporten ein Ende zu bereiten. Sie alle machten sich auch mit großem Eifer ans Werk, brachten die Gaunereien der Stationsvorsteher, der Wägeleute, der Schaffner und Arbeiter ans Tageslicht und prahlten untereinander über ihre erfolgreiche Diebes-

*) Kreisstadt im Gouvernement Tambow.

jagd. Ich hatte allerdings den Eindruck, eigentlich könnten und müßten sie allesamt etwas ganz anderes tun, etwas, was mehr ihrer Würde, ihren Fähigkeiten, ihrer Vergangenheit entspräche. Damals hatte ich aber noch nicht recht begriffen, daß es in Rußland verboten ist, das „Vernünftige, Gute, Ewige" zu säen.

Ich selbst stand gerade in der Mitte, zwischen den Spießbürgern der Stadt und diesen Kulturträgern eines eigentümlichen Typs, und sah sehr wohl den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen diesen beiden Menschenkategorien.

Die ganze Stadt wußte natürlich, daß die „Adadurowschen" „Politiker" waren, solche, die manchmal aufgehängt werden; alle Welt beobachtete aufs schärfste ihre Tätigkeit und haßte und fürchtete sie. Die feigen, rachsüchtigen Blicke der Bürger hatten etwas Unheimliches: sie alle haßten die „Adadurowschen" sowohl aus Angst, als ihre persönlichen Feinde, wie auch aus Gewissensgründen, als Feinde des „Glaubens und des Zaren".

Ein Bekannter von mir, der Dreher Pawel Kriukow, trug mir einmal in der Schenke bei einer Flasche Bier folgende Erwägungen vor:

„Wie kann man sich solche Leute überhaupt nahekommen lassen? Auf wüste Inseln müßte man sie alle aussetzen, unter die Robinsons stecken! Oder noch besser die ganze Bande einfach aufhängen! Vor zwei Jahren hat man doch auch in Piter noch welche von der Sorte aufgehängt."

Kriukow war außerordentlich belesen; er interessierte sich glühend für Geographie und für Shukowskijs Gedichte; er besaß etwa zwanzig gute Bücher, darunter den „Prozeß vom 1. März". Sehr geheimnisvoll reichte er mir dieses Buch und sagte:

„So — hier kannst du mal lesen, was das für Leute sind!

Nimm dich ja in acht, paß auf — ehe du dich versiehst, bringen sie dich ins Unglück."

Selbstverständlich war er nicht der einzige, der so urteilte...

Hier lernte ich auch den Schriftsteller Starostin-Manenkow kennen. Er war in der Kanzlei der Güterabteilung der Griasi-Zarizynschen Eisenbahn angestellt.

Mittelgroß, rundlich, mit seinem haarlosen, wabbligen Gesicht und den farblosen, fast toten Augen sah Starostin beinahe aus wie ein Skopze. Der schwerfällige Gang, die unsicheren Bewegungen unterstrichen noch diese Ähnlichkeit. Sein gebrechlicher Körper war ein Gefäß mannigfaltiger Krankheiten, die seine Empfindlichkeit immer noch schlimmer machten. Ununterbrochen stöhnte, krächzte und hüstelte er und spuckte nach allen Richtungen aus: in eine Makkaronischachtel, in der er Papierabfälle aufbewahrte, in die Blumentöpfe auf den Fensterbrettern, in das Aschegefäß oder auch einfach auf den Fußboden, nach der Tür zu. Er quälte sich lange, spuckte, besah dann das Ergebnis, schüttelte ganz vernichtet seinen kahlen Kopf und sagte:

„Faule Sache..."

Des Abends saß er in seinem kleinen Stübchen — mit knallroten Vorhängen an den Fenstern, mit Fuchsien und Geranientöpfen auf den Fensterbrettern und einem Bilde der Märtyrer Kyrill und Ulita in der Ecke — am Tisch, der immer schwer bepackt war mit Stößen beschriebenen Papiers, trank kleine Gläschen Wodka, aß Lauch dazu und jammerte mit dünn winselnder Stimme:

„Gleb Uspenskij treibt nur Schabernack mit den Bauern, ich aber schreibe mit meinem Herzblut! Du liest doch auch viel — also jetzt sag mir mal: was für ein großer Unterschied ist eigentlich zwischen Uspenskij und... und Lejkin? Und trotz-

dem, s e i n e Sachen werden in den besten Zeitschriften gedruckt, und m e i n e . . .?"

Starostins Erzählungen erschienen in Provinzblättchen; nur eine oder zwei, glaube ich, hatte die Zeitschrift „Delo" gebracht. Starostin schätzte es sehr, wenn man das gelegentlich erwähnte.

Also erinnerte ich ihn daran.

„Was hat das zu sagen?" rief er kummervoll, aber doch schon nicht mehr ganz so kläglich. „Was hat das zu sagen, wenn i c h doch . . ."

Er glitt von seinem Stuhl auf den Fußboden, kroch auf allen vieren unter das breite Bett, zog ein großes, in ein graues Tuch gebundenes Paket hervor, schlug mit der flachen Hand darauf, wirbelte eine Wolke von Staub auf und schrie, mühsam nach Atem ringend:

„Hier — es ist alles fertig! Mit dem Saft meines Herzens geschrieben! Jawohl! Mit Blllut . . ."

Sein Gesicht war puterrot, die Augen füllten sich mit trunkenen Tränen.

Einmal jedoch — er war ganz nüchtern — las er mir eine soeben niedergeschriebene Erzählung vor, von einem Bauern, der bei einer Feuersbrunst das Lieblingspferd eines Polizeibeamten, des Stanowoj, vor dem Tode rettet, obwohl der Beamte erst eine Stunde vor dieser selbstlosen Tat dem heldenhaften Bauern wegen eines gestohlenen Bolzens zwei Zähne ausgeschlagen hatte. Der Bauer zieht sich bei seiner mutigen Tat schwere Brandwunden zu und kommt ins Krankenhaus . . .

Starostin las mir diese rührselige Geschichte vor, weinte Freudentränen und murmelte ganz verzückt:

„Wie schön das ist — wie das alles so richtig von Herzen kommt! Ach ja, mein Lieber, ja, ja! Lerne tüchtig was, sieh zu, daß du in die Seele eindringst . . ."

Die Erzählung hatte mir ganz und gar nicht gefallen, aber beim Anblick der Freude des Verfassers brach ich selbst beinah in Tränen aus. Sein ehrliches Gefühl bewegte auch mich aufrichtig.

Aber weshalb weinte eigentlich dieser so unsympathisch lächerliche Mensch? Ich erbat mir sein Manuskript und las es zu Hause noch einmal durch. Nein — die Erzählung war süßlich und gemacht rührselig, etwa so wie sogenannte „arme Unglückliche" ihre verlogenen Bittgesuche an gutherzige reiche Witwen schreiben. Und ich frage noch einmal, was war die Ursache dieser ehrlichen Tränen und dieser kindlichen Freude des Verfassers?

„Nein, Ihre Erzählung gefällt mir nicht", gestand ich Starostin.

Er legte liebevoll die einzelnen Blätter seiner Handschrift zusammen und seufzte:

„Du bist recht grob! Außerdem etwas schwer von Verstand!"

„Was rührt S i e eigentlich so in dieser Erzählung?"

„Die Seele!" schrie er mich zornig an. „Es leuchtet Seele in ihr!"

Er schrie mich an, bis er genug hatte; dann trank er einen Schnaps und sagte, ein bißchen von oben herab:

„Lerne lieber tüchtig! Verse machst du — das ist ja alles Dummheit! Das hat keinen Sinn. Ein Nadson wird doch nicht aus dir, dazu hast du nicht das Zeug, du hast kein Herz, ein ganz grober Kerl bist du! Vergiß das nicht: Puschkin hat sein Talent, das doch mehr war als nur eine Dutzendbegabung, nur durch seine Verseschreiberei zugrunde gerichtet. Prosa — das ist die wirkliche Literatur — heilige, ehrliche Prosa!"

Er war für mich die leibhaftige Verkörperung der „heiligen Prosa", deren dicker Qualm mich damals fast erstickt hätte.

Starostin hatte eine Geliebte — seine Quartierwirtin — eine Frau mit Zehnkilobrüsten und einem Hinterteil, das auf keinem Stuhl Platz fand. An ihrem Namenstage verehrte Starostin ihr feierlich einen breiten Rohrsessel, worüber die Person tief gerührt war. Sie küßte ihren Liebhaber dreimal auf die Lippen, dann wandte sie sich zu mir und sagte:

„So, Sie junger Jüngling, da lernen Sie mal von älteren Leuten, wie man einer Dame seine Hochachtung bezeigt!"

Starostin stand neben ihr, lächelte glückselig und zupfte mit den Fingern an seinem grauen Schnurrbart, der weich war wie bei einem Hunde.

Es war ein heller Tag gegen Ende März. Auf den Fensterbrettern blühten üppig die Fuchsien, draußen auf der Straße hörte man das Frühlingswasser rieseln und plätschern. Im Zimmer war dicker Geruch von heißer Pastete, Seife und Tabak.

Trotz meiner Jugend und meiner mangelhaften Bildung ahnte ich doch schon mit Bangen die in der „heiligen, ehrlichen Prosa" ringsum sich bergenden Keime dumpfdrückender, banalster Dramen.

Ich träumte zwar von allerhand großen Heldentaten, von bunten Lebensfreuden — aber ich bewachte Säcke, Decken, Bretter, Schwellen und Brennholz vor den diebischen Kosaken der nächsten Station. Ich hatte Heine und Shakespeare gelesen — wenn ich dann aber des Nachts plötzlich wieder an die Wirklichkeit dachte, an die friedliche Fäulnis um mich herum, dann saß oder lag ich stundenlang, ohne etwas zu begreifen, als hätte mich ein Keulenschlag über den Kopf betäubt.

In dieser Stadt, die von einem Ende bis zum andern nach Speck, Seife und verfaultem Fleisch stank, lud einmal der Bürgermeister die Geistlichkeit zu sich, einen Bittgottesdienst abzuhalten, um die Teufel aus dem Brunnen auf seinem Hofe auszutreiben.

Der Lehrer der städtischen Schule prügelte Sonnabends im Dampfbade seine Frau. Manchmal aber riß sie sich los und rannte splitterfasernnackt, fett wie sie war, in den Garten. Dann setzte er ihr mit Ruten in der Hand nach.

Die Nachbarn des Lehrers pflegten ihre Bekannten einzuladen, durch Spalten im Zaun sich an diesem Schauspiel zu erbauen.

Einmal ging ich auch hin, um mir das Publikum anzusehen, bekam dabei aber Schlägerei mit jemand und wäre beinahe auf die Polizei gebracht worden. Einer von den Bürgern wollte mir gut zureden:

„Was regen Sie sich denn darüber so auf? So eine Hetz sieht sich doch jeder gern mal an! Das bekommt man ja nicht einmal in Moskau zu sehen."

Der Kontorist von der Eisenbahn, bei dem ich für einen Rubel monatlich einen Winkel gemietet hatte, versuchte ganz ernstlich, mir einzureden, alle Juden seien nicht nur Spitzbuben, sondern auch Zwitter. Ich bestritt das, und deshalb trat er eines Nachts in Begleitung seiner Frau und ihres Bruders an mein Schlaflager, um festzustellen, ob ich am Ende selbst ein Jude sei. Ich mußte erst ihm einen Arm ausrenken und seinem Bruder die Fratze blutig schlagen, um sie alle loszuwerden.

Die Köchin des Isprawniks mischte Menstrualblut in ihre Fladen und gab die einem mir bekannten Maschinisten zu essen, um zärtliche Gefühle für sich in ihm zu wecken. Eine Freundin der Köchin erzählte dem Maschinisten von diesem abscheulichen Zaubermittel. Der arme Kerl erschrak, ging zum Doktor und behauptete, in seinem Bauch wirtschafte irgend etwas herum und grunze immer. Der Doktor lachte ihn aus; er aber ging nach Hause, stieg in den Keller hinab und hängte sich auf.

Solche und ähnliche Begebnisse erzählte ich dann den „Adadurowschen". Zu meinem größten Staunen nahmen sie alles als gute Witze hin und lachten lustig darüber.

Ich erzählte ihnen das, weil ich nach einer Erklärung für diese Dinge suchte. Meine Geschichten wurden aber nur als spaßige oder unanständige Anekdoten aufgenommen, und meist sagten meine Zuhörer tröstend zu mir:

„Kümmern Sie sich lieber gar nicht um die Leute. Die treiben lauter solche Verrücktheiten, weil sie in ihrem eigenen Fett ersticken."

Jedoch ich sah: obwohl sie nur lebten, um zu essen, und sich am liebsten mit dem Anhäufen von allerhand Vorräten beschäftigten, als rechneten sie auf eine baldige Welthungersnot — so kommandierten sie doch das Leben, schmutzig und beschränkt, wie sie waren, so formten sie es doch.

Nach allem, was ich gesehen, schien mir das Leben der braven, klugen „Intellektuellen" langweilig, farblos; es plätscherte so dahin, gewissermaßen abseits von dem halbirren, dunklen Getriebe, das den schleimigen Inhalt der ewig gleichen Alltage bildete. Je aufmerksamer ich beobachtete, desto ängstlicher ward mir zumute. Es kam mir so vor, als empfänden die „Intellektuellen" ihre Verlassenheit gar nicht in der kleinen schmierigen Stadt, wo alle Leute ihnen gegenüber fremd und feindselig taten, wo niemand etwas wissen wollte von Michajlowskij oder Spencer und sich keinen Pfifferling daran scherte, welche bedeutsame Rolle die Persönlichkeit im historischen Prozeß spielt.

Bei ihren geselligen Abenden machten die Intellektuellen behutsam ein paar grauen Weiblichkeiten den Hof. Zwei von ihnen — zwei Schwestern — hatten eine erstaunliche Ähnlichkeit mit Fledermäusen. Der stämmige Hinkemann Masin, ein ehemaliger Marineoffizier, schwärmte für Schopenhauer und

redete sehr schön und begeistert über „Metaphysik der Geschlechtsliebe", über den Geschlechtstrieb. Als er diese Worte — etwas schnarrend — aussprach, zogen die Fledermäuse die Füße ein, schlugen ihre schwarzen Äuglein nieder, hüllten sich fest in ihre grauen flügelartigen Umhänge, als fürchteten sie, die Worte des Philosophen könnten ihre Leiber entblößen.

Bald danach erhielt Masin von dem Bruder der Fledermäuse, einem höheren Beamten der Eisenbahndirektion, folgenden Brief:

„Wenn Sie, sehr geehrter Herr, noch ein einziges Mal in Gegenwart meiner Schwestern von Ihrer Metaphysik der Geschlechtsliebe reden, haue ich Ihnen erstens bei nächster Gelegenheit ein paar in die Fresse, und zweitens beschwere ich mich über Sie beim Chef der Eisenbahnverwaltung."

Ich sah mir das alles mit an, hörte zu und dachte an die Nächte bei Petrowskij, wo sich splitternackt als tolles Drama der Instinkt austobte und, die Vernunft blind machend, das irre wilde Treiben der Liebe offenbarte. Halbwilde Diebe und Säufer verstiegen sich bis zur Ekstase, sangen schöne, innige Lieder ihres Volkes — aber diese „Philosophen" hier, diese „Radikalen" und „Narodniki" sangen schlecht ihre trübseligen, blöden Verschen: „Nicht im Herbste dünner Regen...", — „Da, wo schlammig der Bulak...", oder:

„Den ganzen Tag gebüffelt
Hat Herr Kopernikus,
Der Erde Drehung zu beweisen —
So'n Ochse..."

Mein Verstand, meine Phantasie, überhaupt meine Kräfte reichten nicht zu, um diese beiden Welten zu vereinen, die durch eine tiefe Kluft gegenseitiger Entfremdung geschieden waren.

Jetzt, zu dieser Stunde, da ich über Dinge schreibe, die sich vor mehr als dreißig Jahren zugetragen haben, und da ich alle

diese Menschen deutlich vor mir sehe, fühle ich mich doch gänzlich unfähig, in Worten die Gestalten der kurzsichtigen Bücherwürmer mit Brille oder Kneifer zu schildern, mit den weiten Hosen, den verschiedenartigen Jacketts und dem einförmig bunten Gewande ihrer Buchsprache. Und nicht etwa deshalb, weil die einen grob und eckig und deshalb nicht zu fassen waren, während die anderen das Bügeleisen der Bücher glatt geplättet hatte — nein, hier handelt es sich nach meiner Ansicht um eine tief, fast in der Rasse bedingte, jedenfalls durchaus innerliche Zersplitterung*) ...

Draußen, in der von den Lichtern der Station zerrissenen Dunkelheit kriechen eisenklirrend, als schwere rotäugige Schlangen, die Züge vorbei, dort wandern, ihre Laternen schwenkend, die Gestalten der Schmierer und Schaffner. Rauch und Dampf zieht gegen die Fensterscheiben, und wenn die Lokomotiven pfeifen, antworten die Scheiben mit einem leisen melancholischen Klirren. Dort draußen in der Nacht geht schwerfällig das Leben weiter, das keinen Zusammenhang hat mit dem aufgeregten Schönheitsdienst in den Wänden dieses Zimmers.

Auf einer Seite tobt sinn- und ziellos die Macht des Instinkts, auf der andern, wie ein flügellahmer Vogel, der Intellekt, ein-

---

*) Das beängstigende Gefühl des geistigen Abgesprengtseins der „Intelligenz" — als des vernünftigen Prinzips — vom völkischen Element hat mich mein ganzes Leben hindurch mehr oder weniger hartnäckig gequält. Auch in meinen literarischen Arbeiten habe ich dieses Thema wiederholt berührt. Meine Erzählung „Mein Reisegefährte" und andere sind dadurch veranlaßt. Allmählich wandelte sich dieses Gefühl in das Vorahnen einer Katastrophe. Als ich 1905 in der Peter-Pauls-Festung saß, versuchte ich in dem — mißlungenen — Drama „Kinder der Sonne" dasselbe Thema abzuhandeln. Wenn der Zwiespalt zwischen Willen und Intellekt für das Leben des Individuums ein schweres Drama bedeutet, so wird dieser Zwiespalt im Leben des Volkes zur Tragödie. — M. G.

gesperrt in den schmutzigen Käfig des Alltagslebens. Ich bin der Meinung, daß in keinem Lande der Welt die schöpferischen Kräfte des Lebens so weit voneinander losgerissen sind wie bei uns in Rußland. Wenn ich, fast angstvoll, von den nächtlichen Orgien bei Petrowskij erzählte, dann empfand ich manchmal den Neid des Kulturmenschen auf die Lebensfreuden dieser Wilden; und oft hatte ich den Eindruck, als verdammte man Petrowskijs Belustigungen nicht ihrer selbst wegen, sondern nur rein äußerlich, der Form wegen, sozusagen anstandshalber.

Nur Bashenow sagte mit einem tiefen Seufzer:

„Ff—fa! Das ist ja schauerlich!"

Dann überlegte er, kaute an seinem Bart und fuhr fort:

„Ich wäre bei solchen Leuten verloren wie in einem Moor. Je heftigere Bewegungen man macht, desto rascher zieht es einen nach unten. Ja! Ich begreife zwar, daß es Menschen wie Sie zu solchen Leuten hinziehen kann. Denn wir leben ein schmackloses Leben, so gar nicht feiertäglich, immer so kleinlich. Aber was Sie uns da erzählen, ist ja beinahe ein Epos, ein Leben von epischer Wucht. Wissen Sie auch, daß Ihr Petrowskij schon längst unter Anklage steht? Aber irgendeine starke Hand in der Direktion schützt ihn. Erst kürzlich war Haussuchung bei ihm, wegen einer ganz andern Sache: es war Tee aus einem Eisenbahnwaggon gestohlen worden. Da nahm er ruhig ein Papier aus dem Tischkasten, überreichte es dem Untersuchungsrichter und erklärte in aller Ruhe: ‚Hier ist ganz ehrlich alles aufgeschrieben, was ich gestohlen habe.' "

Bashenow machte ein finsteres Gesicht und schloß nachdenklich die Augen. Dann legte er seine Hände hinter den Hals, schwieg ein Weilchen und fuhr lachend fort:

„Ehrlich gestohlen! Haha... Glauben Sie mir, einzig und allein ein Russe kann so etwas sagen! Es scheint wirklich, als

seien wir berufen, das Unvereinbare zu vereinen. In unsern Belustigungen sind wir fürchterlich, in der Liebe roh... Und so weiter, immer in demselben Sinne..."

Er erhob sich von seinem Stuhl, reckte sich, breitete die Arme weit aus und schloß so:

„Aber trotz alledem, wir sind doch ein braves Volk, wir Russen! Deshalb sind wir wohl auch so über alle Maßen unglücklich..."

Bashenow war einer von den wenigen Menschen, die in mir ein Gefühl tiefer Sympathie und herzlichster Hochachtung auslösten. Er hatte in Tomsk das Seminar besucht, war dann nach vielen Mühen in die Universität Kijew aufgenommen, aber bereits im zweiten Jahr wegen politischer Unzuverlässigkeit relegiert worden und saß dann ein paar Monate im Gefängnis. Sein Haar trug er lang und sah aus wie ein verkleideter Pope; seine Bewegungen waren behutsam, wie bei allen Kraftmenschen, und das verlieh seiner starken, hohen Erscheinung etwas gewichtig Vornehmes, was Seminaristen sonst nicht eigen ist. Seine Stimme war ungewöhnlich weich, aber er hatte gar kein Gehör und stand der Musik fast feindlich gegenüber. Er pflegte zu sagen:

„Musik ist ein Ruf ins Chaos."

Aus seinem breiten pockennarbigen Gesicht mit dem dunklen, breiten Bart schauten freundlich zugekniffene graue Augen. Ich empfand etwas nachsichtig Kluges in seinem Verhalten gegen mich und alle andern Menschen. Er erzählte mir wunderhübsch die Geschichte von der Entwicklung des Christentums, sprach fesselnd von den Sekten der ersten Jahrhunderte und half mir bei der Lektüre der „Geschichte der induktiven Wissenschaften" von Whewell. Beim Plaudern ging er geräuschlos, leicht im Zimmer auf und ab, die Hände in den Hosentaschen, und nickte manchmal, mit hochgezogenen

Brauen, jäh mit dem Kopfe — die einzige Geste, durch die er besonders wichtige Stellen seiner Auseinandersetzungen hervorzuheben pflegte. Bisweilen aber versank er mitten im Satz, ohne ihn zu Ende zu führen, in Sinnen, faßte die Haare seines Bartes mit den Lippen, kratzte mit dem kleinen Finger seine hohe, von den Pocken zerfressene Stirn und stand lange wortlos. Solche Momente machten mir immer, ich weiß nicht weshalb, dunkle Angst. Einmal fragte ich ihn, woran er denke?

„Es wird so entsetzlich viel Verstand völlig unnütz vergeudet!" sagte er leise. „Und was für Verstand..."

Oft und eindringlich sprach er von der Schönheit und Macht des Gedankens:

„Letzten Endes, mein Lieber, entscheidet doch der Verstand über alles. Denn er ist der Hebel, der im Laufe der Zeit die ganze Welt aus den Angeln heben wird."

„Und was ist der Stützpunkt des Hebels?" fragte ich.

„Das Volk", antwortete er überzeugt und schüttelte den Kopf. „Und im Einzelfall — Sie, Ihr Gehirn."

Ich hatte ihn sehr lieb und glaubte ihm von Herzen.

Eines stillen Abends lag ich mit ihm in der Steppe und erzählte ihm, was der Wachmann Nikiforytsch über das Mitleid und was der Tolstojaner über die Evangelien und über Darwin gesagt hatte.

Er hörte mir aufmerksam schweigend zu und entgegnete dann:

„Darwin ist eine Wahrheit, die ich nicht liebe. Genau so wenig würde ich die Hölle lieben, selbst wenn sie Wahrheit wäre. Nun sehen Sie, mein Lieber, je weniger Reibungsstellen es im Innern einer Maschine gibt, desto besser arbeitet sie. Im Leben ist es gerade umgekehrt: je stärkere Reibungen es gibt, desto rascher nähert sich das Leben seinem Ziele — größerer

Vernunftmäßigkeit. Diese Vernunftmäßigkeit ist eben die Gerechtigkeit, die Harmonie der Interessen. Denkt man folgerichtig, so muß man unbedingt im Kampf ein segensreiches Lebensprinzip sehen. In diesem Punkte hat Ihr Polizeimensch vollkommen recht: ist das Leben ein Kampf, so bleibt eben kein Raum in ihm für Mitleid."

Er versank in Sinnen und schaute, auf dem Rücken liegend, mit weit geöffneten Augen in den Himmel.

Die Sonne war in einer Wolke untergetaucht, brachte sie ins Glühen, löste sich in ihr auf und verwandelte sich in einen riesigen roten Feuerbrand. Rote Strahlen fielen über die Steppe, die grauen Halme vorjähriger Gräser sprühten in rosigem Tau. Der Duft der jungen Kräuter und Blumen wurde stärker und berauschender.

Plötzlich setzte sich Bashenow auf, zündete sich eine Zigarette an, warf sie aber sogleich wieder fort und sagte mit finsterer Miene:

„Nach meiner Meinung ist die Humanität für das Leben viel zu spät gekommen. So rund um zweitausend Jahre hat sie sich verspätet. — Ja, aber jetzt muß ich wieder in die Stadt. Kommen Sie mit?" ...

Ende Mai wurde ich als Wägemeister auf die Station Krutaja an der Wolga-Don-Zweiglinie versetzt. Im Juni erhielt ich aus Borisoglebsk von einem Bekannten, einem Buchbinder, einen Brief, in dem er mir mitteilte, Bashenow habe sich auf dem Felde, nahe dem Friedhof, erschossen. Dem Brief lag ein Zettel von Bashenows Hand bei:

„Lieber Mischa! Bitte verkauf meine Sachen und zahle meinen Wirtsleuten sieben Rubel dreißig Kopeken aus. Die Bücher von Whewell binde, bitte, ein und schicke sie nach Krutaja an Maximytsch Peschkow, genannt ‚Baschka'. Den Spencer soll er auch haben. Die übrigen behalte Du selbst. Das Paket

lateinische und griechische Bücher schick nach Kijew an beiliegende Adresse. Leb wohl, lieber Freund! B."

Dieser Brief betäubte mich wie ein Schlag gegen das Herz. Ich konnte mich kaum damit abfinden, daß dieser anscheinend so starkgeistige, nüchtern denkende Mensch aus dem Leben geschieden sein sollte...

Was mochte ihn in den Tod getrieben haben?

Ich mußte daran denken, wie er mich einmal in einer Kneipe mit Bier bewirtete und plötzlich, leicht berauscht, zu mir gesagt hatte:

„Wissen Sie, Maximytsch, was das allerschönste Lied auf der Welt ist, das es überhaupt gibt?"

Er hatte sich über den Tisch geneigt, schaute mir mit seinen gutmütigen Bärenaugen ins Gesicht und sang leise, wehmütig, mit weicher Baßstimme:

„Quand j'étais petit,
Je n'étais pas grand;
J'allais à l'école
Comme les petits enfants ..."

So sang er — und seine Augen wurden feucht dabei.

„Ein prächtiges Liedchen, auf Ehre! Diese Schlichtheit, und, wissen Sie, diese lächerliche Schwermut..."

Er übersetzte mir die Worte des Liedes ins Russische. Doch ich verstand nicht recht, was ihn daran so bis zu Tränen in Entzücken versetzen konnte, ihn, diesen langmähnigen, großen, klugen Menschen...

In der Folgezeit habe ich viele Menschen kennengelernt, die später an solcher lächerlicher Schwermut zugrunde gegangen sind...

... Ein paar Monate später erinnerte mich das Leben, das mich so hart, aber doch so sorgsam erzog, wieder an Petrowskij. Es war das eins der düstersten Erlebnisse meines ganzen Daseins.

In einer schmierigen Kneipe in Moskau, irgendwo in der Nähe des Sucharew-Turmes, setzte sich mir gegenüber an meinen Tisch ein langer, hagerer Mensch mit einer Brille. Sein knochiges Gesicht, der spitze Kinnbart, der fast wie ein Uhrzeiger dünne Schnurrbart ließen an den Don Quijote der Zeichnungen von Doré denken. An seinem Körper hing ein offenbar nicht ihm gehöriges Jackett, seine grauen, an den Knien geflickten Nankinghosen waren lächerlich kurz; an einem Fuß trug er eine Gummigalosche, am andern eine lederne Latsche. Er zwirbelte seine wie Pfrieme spitzen Schnurrbartenden hoch und sah mich mit trüben Augen hungrig an, stand auf, schob seine Brille über die grauen Brauen und trat schwankend, die Arme vorstreckend wie ein Blinder, auf mich zu:

„Advokat Gladkow..."

Mit dreckigen Fingern malte er den Schnörkel seiner Unterschrift in die Luft und wiederholte mit Nachdruck:

„Alexej Gladkow!"

Er sprach heiser und wendete den Hals hin und her, als würgte ihn eine mir unsichtbare Schlinge.

Selbstverständlich stellte sich heraus, daß er ein Mensch von hochedlem Herzen war, daß er für sein uneigennütziges Eintreten für die Wahrheit hatte leiden müssen und von seinen Feinden in den „Abgrund des Lebens" gestürzt worden war. Jetzt stand er an der Spitze des Ordens „Zum heiligen Aquavit", schrieb für Theater Rollen aus, verteidigte die verfolgte Unschuld und machte nebenbei „Jagd auf Herzen und Taschen von Kaufmannsdamen, die noch für arme Bettler fühlten".

„Der Reuße — besonders sein Weib — liebt das Leiden! Leiden — oder Erzählungen davon — sind der geistige Mostrich, ohne den nichts ins Herz rutscht, das durch allzu üppige und abwechslungsreiche Nahrung längst verfettet ist."

Ich hatte schon eine ganze Reihe solcher Leute beobachten können und brachte ihnen gewöhnlich Mißtrauen, aber stets gespanntestes Interesse entgegen. In einem Menschen, der hartnäckig nach oben strebt, ist das Interesse für solche, die von da oben herabgestürzt sind, durchaus verständlich. Außerdem sind sogenannte „gefallene Menschen" und dunkle Sünder oft geistig reicher und sogar schöner als die anerkannten „Gerechten", an denen mir schon in meiner Jugend immer eine gewisse Ähnlichkeit mit den Wachsfiguren des Panoptikums auffiel.

Zwei Stunden später lag ich mit Gladkow auf der Pritsche eines finsteren Nachtasyls. Der Advokat hatte die Hände unter den Kopf gelegt, seinen stangenartigen Körper lang ausgestreckt und suchte mich mit Aphorismen von wölfischer Bösartigkeit zu erfreuen. Sein Bart stand hoch wie ein Teufelsschwänzchen und wackelte, wenn er hustete. Er war geradezu rührend kläglich in seiner kraftlosen Erbitterung und wirkte wie ein Igel, im Schmuck der Stacheln seiner ätzenden Worte.

Über uns lastete die gewölbte Decke des Kellers; an der Wand sickerte rötliche, stinkende Nässe herab, vom Fußboden stieg der säuerliche Geruch fauliger Erde auf. Im Halbdunkel schnarchten, in Lumpen gehüllt, menschliche Wesen und sprachen im Schlaf. Das Fenster mit seinem dicken eisernen Gitter ging auf eine mit Backsteinen ausgemauerte Grube hinaus, in der ein anscheinend kranker Kater saß und jämmerlich miaute. Auf der Pritsche unter dem Fenster saß auf türkische Art ein scheußlich dicker, langhaariger Kerl, flickte beim Scheine eines Lichtstümpfchens seine Hosen und summte heiser:

„Dir, unserer höchsten Heerführerin,
O Gottesgebärerin,
Singen wir unwürdigen Knechte,
Der Not entronnen,
Ein Dank- und Siegeslied."

So sang er, schmatzte laut mit seinen dicken Lippen und fing dann dieselbe Hymne immer wieder von vorn an.

„Das ist ein hochgenialer Mensch, der Chemiker Pimen Maslow", erläuterte mir Gladkow. In dieser Spelunke sielten sich noch ein paar Genies herum. Zu ihnen gehörte der „hochberühmte" Pianist Bragin, der klein und behend war wie ein Jüngling, aber graue Strähnen im dicken Schopf seines welligen Haares hatte und blaue Säcke unter den Augen. Mich überraschte die Zwiespältigkeit seines Gesichtes: der schwermütigen Schönheit seiner weibischen Augen widersprach unvereinbar sein schiefes Lächeln: er hatte dünne Lippen, und dieses böse Lächeln schien ganz fest, für immer an ihnen zu kleben.

Am nächsten Morgen sagte Gladkow zu mir:

„Wir werden gleich einen Neubekehrten zum Ritter des ‚Aquavits' weihen. Da, den hier! Paß mal auf, das ist eine sehr interessante Zeremonie."

Er zeigte auf einen lockigen jungen Menschen im bloßen Hemd und ohne Hosen, der schon lange mordsmäßig betrunken war. Seine blauen Augensterne lagen ausdruckslos starr in dem blutroten Netz des Weißen. Er saß auf einer Pritsche, vor ihm stand der dicke Chemiker und färbte ihm die Backen mit Fuchsin, die Brauen und den Schnurrbart mit einem angekohlten Pfropfen.

„Nicht doch", brummte der Lockenkopf, mit den nackten Beinen baumelnd. Gladkow aber sagte zu mir, seinen Schnurrbart aufzwirbelnd:

„Ein Kaufmannssöhnchen und Studiosus. Er säuft schon die fünfte Woche mit uns herum. Alles hat er vertrunken — Geld und Kleidung..."

Sodann erschien ein dickes, fettes Weib mit eingefallenem oder zerschlagenem Nasenbein und frechen Augen. Sie brachte

eine Anzahl zusammengerollter Matten, warf sie auf die Pritschen und sagte:

„So, da ist auch das heilige Gewand."

„Anziehen!" schrie Gladkow.

Fünf finstere Kerle schlichen gespenstisch im Düster des Kellers umher, grau und zerlumpt. Der „Pianist" blies eifrig in einer Kasserolle Kohlen zur Glut an. Die Leute tauschten mürrisch kurze Worte.

„Los..."

„Leise!"

„Halt! Wo willst du denn hin?"

Sie schoben eine Pritsche in die Mitte des Kellers. Maslow machte sich aus einer Matte eine Art Priestergewand zurecht, setzte eine Mütze aus Pappe auf, und Gladkow kostümierte sich als Diakon.

Vier Kerle packten den lockigen Studenten an Händen und Füßen.

„Nicht doch — bitte!" stöhnte er, als man ihn auf die Pritsche legte.

„Ist der Chor bereit?" schrie der Advokat, schwenkte seine Kasserolle und räucherte den Liegenden an. In der Kasserolle knackten die Kohlen, und aus ihr stieg blauer Rauch auf von glimmenden Blättern einer Baderute. Der auf der Pritsche liegende junge Mann runzelte die Stirn, hüstelte, schloß die Augen, zappelte mit den Beinen wie eine Fliege und klopfte mit den Hacken auf die Bretter.

„Verneh—met..." stimmte Gladkow an. In seine Matte gewickelt, wirkte er wie eine furchtbare Karikatur. Er drehte den Hals ganz besonders jäh hin und her, zuckte mit dem Kopf und verzog das Gesicht.

Maslow stand zu Füßen des Studenten und rezitierte in näselndem Singsang:

„Liebe Brüder! Wir flehen zum Satan, er möge seine Ruhe spenden diesem am Suffe und an babylonischer Hurerei frischverreckten hochedlen Herrn, Herrn Jakobus, und der Satan möge ihn empfangen mit Ehren und Freuden und möge ihn untertauchen in den eklen Dreck der Höllen, in alle E—ewigkeit, A—amen!"

Die fünf zerlumpten Kerle standen in einem dichten Haufen an der rechten Seite der Pritsche und sangen mit düsteren Gesichtern ein gotteslästerliches Lied. Ihre heiseren Stimmen klangen in dem steinernen Loche dumpf und unterweltlich. Die Rolle des Dirigenten spielte Bragin, der sehr hübsch mit der rechten Hand dirigierte und mit der linken seine sonstigen Zeichen gab.

Ich war durch Schamlosigkeiten wirklich nur noch schwer zu verblüffen — zu viel der Art hatte ich schon gesehen in allen erdenklichen Formen. Aber diese Leute sangen etwas ganz unaussprechlich Ekelhaftes und offenbarten durch ihre Zusammenstellung schamloser Worte und Bilder eine wahrhaft satanische Phantasie und grenzenlose Verderbtheit. Nie vorher, nie nachher, bis zum heutigen Tage nicht, habe ich je raffiniertere und wüstere Gemeinheiten gehört. Die fünf Kehlen ergossen über den vor ihnen liegenden Menschen eine Flut von giftigem Dreck; sie taten das aber nicht etwa zu ihrem Vergnügen, sondern wie eine Pflicht; sie machten sich nicht einen Spaß damit, sondern sie verrichteten einen Dienst. Und offensichtlich taten sie diesen Dienst nicht etwa zum erstenmal; die Zeremonie der Vernichtung eines Menschen wickelte sich ganz glatt, in voller Ordnung, feierlich wie in der Kirche ab.

Ganz benommen lauschte ich Gladkows immer raffinierter gewählten scheußlichen Worten, der zynischen Verlesung des Chemikers, dem dumpfen Brüllen des Chores, und betrachtete

den Menschen, dem man bei lebendigem Leibe mit dieser gotteslästerlichen Messe ein Totenamt hielt.

Er hatte die Hände auf der Brust gefaltet, bewegte die Lippen, murmelte, schrie unhörbar etwas, blinzelte mit den weitaufgerissenen Augen, lächelte dumm, zuckte plötzlich erschrokken und versuchte von der Pritsche zu springen. Die Sänger drückten ihn stumm wieder auf die Bretter zurück.

Wahrscheinlich hätte die Zeremonie weniger abstoßend gewirkt, wenn diese schmierigen Gespenster einen Spaß, ein Spiel in ihr gesehen, wenn sie gelacht hätten — wenigstens zynisch, das Lachen „gewesener Menschen", vom Leben mißhandelter, bitter von ihm gekränkter Menschen. Aber sie taten ihre Sache mit dem finsteren Ernst von Mördern, sie benahmen sich wie Opferpriester, die dem Geist der krankhaft und rachsüchtig zügellosen Phantasie ein Opfer darbringen.

Ganz von Kräften, völlig sprachlos, fühlte ich eine entsetzliche Schwere mich bedrücken, mich in einen Sumpf stoßen, aus dem kein Entrinnen war; ich fühlte, daß diese Gespenster auch mir das Grablied sangen, auch mich beerdigten. Ich entsinne mich noch, daß ich blöde und wie verloren lächelte, und es kam ein Moment, da ich bitten wollte:

„Hört doch auf! Das ist schlecht, was ihr tut, das ist zu schrecklich, das ist wirklich kein Scherz mehr!"

Besonders hart verletzte mir Ohr und Herz die Stimme des „Pianisten"; er heulte abgerissen, mit geschlossenen Augen, den Kopf zurückgeworfen, den Adamsapfel herausgedrückt. Sein Geheul übertönte die heiseren Stimmen der andern Sänger, es schwebte in dem rauchigen Halbdunkel und entblößte ganz besonders wollüstig das Ekelhafte seiner Worte. Mich marterte ein tierisches Verlangen, auch loszuheulen, laut zu brüllen.

„Das Grab her!" schrie Gladkow und schwenkte seine Räucherkasserolle.

Der Chor legte mit neuer Gewalt los:

„Komm, komm,
Grab, Grab ...“

Das Weib mit der zerschlagenen Nase trat ein, vollkommen nackt. Sie tat tänzelnde Schritte, ihr gebrechlicher Körper bebte, die Brüste hingen ihr wie zwei Beutel bis auf den Bauch, der Bauch baumelte als fetter Sack bis auf die dicken Beine, die voller lila Flecken von Narben und Geschwüren, voller blauer Venenknoten waren.

Maslow empfing sie mit einer unanständigen Geste, Gladkow als Diakon wiederholte diese Geste; das Weib stieß mit kreischender Stimme Gemeinheiten aus und küßte ihnen der Reihe nach die Hand. Die Sänger hoben sie an Händen und Füßen hoch und legten sie neben den „Verstorbenen“ auf die Pritsche.

„O—oh, nicht doch!“ winselte dieser auf und versuchte seine Beine von der Pritsche zu schieben. Aber man drückte ihn sofort wieder auf die Bretter nieder, und während ein neues, beinah tanzmäßiges, dabei trotzdem düsteres Motiv eines abscheulichen Liedes gesungen wurde, beugte sich das Weibsbild über ihn, die schmutzig-grauen Beutel ihrer Brüste schlenkerten hin und her, und sie fing an, ihn zu masturbieren ...

In diesem Augenblick dachte ich an Prinzeß Margot — die schönste Erinnerung meines Lebens —, in meiner Brust zerriß etwas, jäh, heiß — ich stürzte auf diese kümmerlichen Reste von Menschen los und begann ihnen wie rasend in die Fresse zu schlagen ...

... Gegen Abend kam ich wieder zu mir. Ich lag am Eisenbahndamm auf einem Stapel Schwellen. Meine Finger waren zerschlagen und trieften von Blut, eine dicke Beule verschloß das linke Auge. Der Himmel war ebenso schmutzig wie die Erde; herbstlicher Regen rieselte nieder. Ich pflückte Büschel

von nassem, verschrumpeltem Gras, rieb mir damit Gesicht und Hände ab und dachte an das, was ich gesehen...

Ich war gesund und besaß mehr als Durchschnittskräfte: ich konnte mich neunmal langsam mit einem Zweipudgewicht in der Hand streng vorschriftsmäßig bekreuzen, trug mit Leichtigkeit zwei Fünfpudsäcke mit Mehl, aber — in dieser Stunde fühlte ich mich völlig entseelt und kraftlos wie ein krankes Kind. Ich hätte am liebsten laut geweint in bitterem Gekränktsein. Gierig hatte ich immer der Schönheit des Lebens teilhaftig zu werden gesucht, die so verlockend aus allen Büchern atmet; ich wollte mich freudig an etwas letzen, was mich stärken könnte. Und es ward Zeit für mich, auch die Freuden des Lebens zu genießen, denn immer häufiger empfand ich in mir Wallen und Stoßen eines argen Grimmes — als dunkle, heiße Woge erhob er sich in meiner Brust, machte meine Vernunft blind. Sein Druck wandelte mein scharfes Beobachten der Menschen in wegwerfende, dumpfe Verachtung gegen meine Umgebung.

Es kränkte und quälte mich — weshalb mußte gerade ich soviel Schmutz und Jammer, soviel bedrückende Dummheit und Absonderlichkeiten sehen?

Schrecklich war es, an die Zeremonie im Nachtasyl zurückzudenken: in meinem Ohr bohrte noch Gladkows Schrei:

„Das Grab..."

Vor meinen Augen verschwamm der ekle Körper jenes Weibsbildes, dieser Haufen böser, geiler Gemeinheit, in den man einen lebendigen Menschen hatte verscharren wollen.

Und als ich jetzt an die Zügellosigkeit von Petrowskijs „Mönchsleben" dachte, da fühlte ich, wie harmlos im Grunde genommen die rein fleischliche Raserei gesunder Menschen ist im Vergleich mit jenem Wahnwitz einer Fäulnis, die doch äußerlich menschliches Aussehen noch nicht verloren hat.

Dort war immerhin noch etwas wie heidnische Verehrung der Schönheit, dort beteten halbwilde Menschen im Überschwang ihrer Kräfte, dieses Übermaß für eine Sünde und Strafe haltend, sich auflehnend vielleicht in eingebildeter Hoffnung auf Freiheit, sich fürchtend, „Schaden an ihrer Seele zu nehmen" in der unersättlichen Gier ihres Körpers.

Hier aber sah ich Schwäche bis zu düsterer Verzweiflung gediehen, bis zu ekelhaftestem, rachsüchtigem Verhöhnen jenes Instinktes, der unaufhörlich, sieghaft die vom Tode verwüsteten Gefilde des Lebens neu besäet und immer wieder zum Erwecker aller Schönheit in der Welt wird; hier unterwühlten Menschen wie Schweine die Wurzel des Lebens und vergifteten mit dem Eiter ihrer kranken Phantasie seine geheimnisvoll schönen Quellen...

Aber — wie mag das Leben dort sein, dort oben, von wo Menschen so entsetzlich tief fallen können?

III

DIE KOROLENKO-ZEIT

Ich verließ Zarizyn am frühen Morgen eines windigen, unfreundlichen Tages im Mai und rechnete darauf, etwa im September in Nishnij eintreffen zu können.

Einen Teil meiner Reise machte ich nachts, mit den Schaffnern von Güterzügen auf den Bremserplätzen; ein großes Stück Weg legte ich aber zu Fuß zurück und erarbeitete mir mein täglich Brot auf den Stationen, in den Dörfern und in Klöstern. So durchwanderte ich das Dongebiet, war in den Gouvernements Tambow und Riasan, machte von Riasan auf der Oka einen Abstecher nach Moskau und versuchte in Chamowniki Lew Nikolajewitsch Tolstoj zu besuchen. Von seiner Gattin Sophia Andrejewna hörte ich aber, er sei im Troïze-Sergijewskaja-Kloster. Ich traf sie auf dem Hofe, vor der Türe eines Schuppens, der ganz mit Bücherpacken vollgestopft war. Sie brachte mich in die Küche, ließ mir freundlich ein Glas Kaffee und eine Semmel reichen, und erzählte mir unter anderem, daß sehr viel „dunkle Nichtstuer" zu Lew Nikolajewitsch gelaufen kämen, daß Rußland überhaupt voll sei von Nichtstuern. Das hatte ich schon selbst bemerkt — ich konnte also ohne Heuchelei diese Beobachtung der klugen Frau für durchaus richtig erklären.

Es war inzwischen Ende September geworden. Herbstliche Regenfälle netzten sehr reichlich die Erde, über die rauhen Stoppelfelder fuhr kalter Wind, die Wälder waren grellbunt. Das war zwar eine sehr schöne Jahreszeit, aber sie hatte doch ihre Unbequemlichkeiten für Fußwanderer, namentlich für solche mit mangelhaftem Schuhwerk.

Auf einem Moskauer Güterbahnhof beredete ich einen Mitfahrer, mich in einen Viehwagen zu lassen, in dem acht Ochsen aus Tscherkassk nach Nishnij zur Schlachtbank reisten. Fünf von ihnen benahmen sich soweit ganz anständig, den drei anderen aber mußte ich wohl aus irgendeinem Grunde nicht recht gefallen, denn sie gaben sich die ganze Reise über jede Mühe, mir allerhand Schabernack zu spielen, und wenn ihnen das gelungen war, schnaubten und brüllten sie höchst befriedigt.

Der Mitfahrer, ein krummbeiniger, versoffener kleiner Geselle mit abgenagtem Schnurrbart, übertrug mir das Amt, meine Reisegefährten zu füttern. An den Haltestellen schob er Trachten Heu durch die Tür in meinen Wagen hinein und befahl mir:

„Da — biet ihnen was an!"

Vierundzwanzig Stunden verbrachte ich mit den Ochsen und bildete mir in meiner Naivität ein, ich könnte es nie im Leben mit noch gröberen Viechern zu tun bekommen, als diese es waren.

In meinem Ränzel hatte ich ein Heft mit Gedichten und ein prachtvolles Poem, teils in Prosa, teils in Versen, mit dem Titel: „Das Lied von der Eiche".

Ich habe wirklich nie an Selbstüberhebung gelitten, außerdem kam ich mir gerade in dieser Zeit sehr ungebildet vor; aber ich war doch aufrichtig überzeugt, etwas ganz Hervorragendes geschrieben zu haben. In dieses Opus hatte ich alles hineingelegt, was ich im Laufe meines bunten, nicht eben leichten Lebens durchdacht hatte. Und ich war fest überzeugt, daß die gebildete Menschheit nach der Lektüre meines Poems über die Neuigkeit alles dessen, was ich ihr erzählte, gewaltig staunen würde; die Wahrhaftigkeit meiner Erzählung würde die Herzen aller Erdbewohner gewaltig erschüttern, und

sofort müßte ein ehrliches, reines, heiteres Leben beginnen. Darüber hinaus hegte ich keine Wünsche weiter...

In Nishnij lebte damals Nikolaj Jelpidiforowitsch Karonin-Petropawlowskij. Ich besuchte ihn gelegentlich, wagte aber doch nicht, ihm meine philosophische Arbeit vorzulegen. Er war ein kranker Mann und weckte in mir tiefstes Mitleid. Mit meinem ganzen Wesen fühlte ich, daß dieser Mensch selbstquälerisch unablässig über etwas nachgrübelte.

„Vielleicht ist es so..." sagte er gern und stieß dichte Wolken von Zigarettenrauch durch die Nase, atmete dann wieder Rauch ein und schloß lächelnd:

„Aber vielleicht ist es auch anders..."

Seine Reden versetzten mich in düstere Ratlosigkeit. Mir schien es, als habe dieser halbtote Mensch das Recht und die Pflicht, anders, bestimmter zu sprechen. Und das — auch meine herzliche Sympathie für ihn — legte mir eine gewisse Zurückhaltung ihm gegenüber auf: ich fürchtete immer, irgendeine wunde Stelle in ihm zu berühren, ihm wehzutun.

Ich hatte ihn schon in Kasan gesehen, wo er auf der Rückreise aus der Verschickung ein paar Tage Aufenthalt genommen hatte. Er machte auf mich den merkwürdigen Eindruck eines Menschen, der in seinem ganzen Leben nie an der richtigen Stelle gestanden hat.

„Im Grunde genommen hat es eigentlich keinen Zweck, daß ich hierher gekommen bin!"

Diese Worte hörte ich, als ich ein düsteres Zimmer in einem einstöckigen Häuschen auf dem schmutzigen Hofe einer Schenke für Fuhrleute betrat. Mitten im Zimmer stand ein hoher, etwas gebückter Mensch und betrachtete nachdenklich das Zifferblatt seiner großen Taschenuhr. Mit zwei Fingern der anderen Hand hielt er eine qualmende Zigarette. Dann lief er mit langen Schritten aus einer Ecke in die andere,

wobei er kurz auf die Fragen des Inhabers dieser Wohnung, S. G. Somow, antwortete.

Seine kurzsichtigen, kindlich klaren Augen blickten müde und bekümmert. An Backen und Kinn starrten kürzere und längere blonde Borsten. Auf dem eckigen Schädel trug er glatte, schon lange nicht mehr gewaschene Haare, wie ein Diakon. Die linke Hand steckte in der Tasche seiner zerdrückten Beinkleider und klimperte mit Kupfergeld, in der rechten hielt er seine Zigarette und fuchtelte mit ihr in der Luft wie ein Kapellmeister mit dem Taktstock. Er rauchte durch die Lunge, hustete dabei trocken und schaute immerzu trübselig schmatzend auf die Uhr. Alle Bewegungen seines schlecht proportionierten knochigen Körpers zeigten, daß der Mann todmüde war. Allmählich fanden sich an die fünfzehn finsterblickende Gymnasiasten und Studenten im Zimmer ein, ein Bäcker und ein Glaser.

Karonin erzählte mit dumpfer Stimme von seinem Leben in der Verbannung, von der Stimmung der wegen politischer Vergehen Verschickten. Beim Sprechen sah er niemand an, als redete er nur für sich selbst. Er machte oft kurze Pausen und sah sich dann, auf dem Fensterbrett sitzend, wie hilflos um. Über seinem Kopfe stand die Fensterklappe offen, und von draußen drang kalte, nach Mist und Pferdeharn riechende Luft ins Zimmer. Die Haare auf Karonins Kopf bewegten sich, er glättete sie mit den langen Fingern seiner trockenen Hand und antwortete auf die Fragen, die man ihm vorlegte:

„Das mag alles so sein, aber ich bin nicht überzeugt davon, daß es auch wirklich so ist. Ich weiß nicht... Ich kann Ihnen das nicht sagen."

Karonin gefiel den jungen Leuten nicht. Sie waren zu sehr daran gewöhnt, Menschen reden zu hören, die alles w u ß t e n

und alles sagen konnten. Und die zurückhaltende Art und Weise seines Erzählens verleitete sie zu spotten:

„Angsthase!"

Jedoch mein Freund, der Glaser Anatolij, meinte, man könne die ehrliche Nachdenklichkeit, die im Blick von Karonins kindlichen Augen lag, und sein häufiges „Ich weiß nicht" auch durch eine andere Sorge erklären: dieser Mensch, der das Leben gut kennt, fürchtet sich, junges Volk dadurch auf Irrwege zu führen, daß er mehr sagt, als er wirklich ganz ehrlich sagen kann. Menschen der unmittelbaren Erfahrung, wie ich und Anatolij, waren Büchermenschen gegenüber immer etwas mißtrauisch. Wir kannten die Gymnasiasten zu genau, wir sahen, daß sie sich jetzt ernster aufspielten, als sie sonst waren.

Gegen Mitternacht verstummte Karonin plötzlich, blieb in der Mitte des Zimmers in einer Rauchwolke stehen und fuhr sich energisch mit den Händen übers Gesicht, als wasche er es mit unsichtbarem Wasser. Dann zog er die Uhr aus dem Gürtel, hob sie an die Nase und sagte hastig:

„Nun ja... Jetzt muß ich aber gehen. Meine Tochter ist krank. Sehr krank... Also — leben Sie alle recht wohl!"

Er preßte mit seinen heißen Fingern fest die ihm entgegengestreckten Hände und entfernte sich schwankenden Ganges. Wir anderen aber begannen eine gewaltige Zankerei, wie sie bei uns nach solchen Unterredungen ja stets obligatorisch und unvermeidlich ist.

In Nishnij beobachtete Karonin ängstlich die tolstojanische Bewegung unter den Intellektuellen und beteiligte sich an der Gründung der Kolonie im Gouvernement Simbirsk. Das rasche Ende dieses Unternehmens hat er später in seiner Erzählung „Die Kolonie von Borsk" geschildert.

„Sie sollten auch lieber versuchen, sich auf der Scholle

seßhaft zu machen", riet er mir. „Vielleicht würde Ihnen das gerade zusagen."

Aber solche mörderischen Experimente von Liebhabern der Selbstquälerei reizten mich nicht. Außerdem hatte ich in Moskau gerade Nowoselzow gesehen, den Hauptmacher des Tolstoïsmus, den Organisator der Gemeinschaften in Twer und Smolensk und späteren erbitterten Feind Tolstojs und Mitarbeiter der „Orthodoxen Rundschau".

Das war ein Mann von hohem Wuchs und anscheinend großer Körperkraft. Er posierte etwas mit übertriebener Einfachheit, sogar mit Rauheit des Denkens und Benehmens: hinter dieser Rauheit aber verbarg sich schlecht verhüllte Verbitterung eines ehrgeizigen Menschen. Er verwarf entschieden alle „Kultur", und das gefiel mir nicht an ihm; denn Kultur war ja gerade das, wonach ich mit so heißem Bemühen strebte, so vielen Hindernissen zum Trotz.

Ich traf ihn in der Wohnung des Sektierers Orlow, des Übersetzers von Leopardi und Flaubert, eines Mitarbeiters der schönen Ausgabe „Pantheon der Literatur". Der kluge, hochgebildete alte Herr verspottete den ganzen Abend über unbarmherzig den Tolstoïsmus, zu dem ich damals noch ein wenig hinneigte — allerdings lediglich ein Mittel in ihm sehend, um mich für eine Weile in einen stillen Winkel des Lebens zurückziehen und dort über meine Erlebnisse nachdenken zu können.

... Ich wußte natürlich, daß Korolenko in Nishnij lebte: ich hatte seine Erzählung „Makars Traum" gelesen; aber diese Erzählung hatte mir eigentlich nicht recht gefallen.

Als ich an einem regnerischen Tage einmal mit einem Bekannten die Straße entlang ging, warf dieser einen Blick zur Seite und sagte:

„Da kommt Korolenko!"

Auf dem Bürgersteig ging festen Schrittes ein stämmiger, breitschultriger Mann in flauschigem Paletot; unter dem nassen Regenschirm konnte ich einen krausen Bart sehen. Der Mann erinnerte mich an die Viehhändler von Tambow; ich hatte gute Gründe, diese Sorte Menschen mit feindlichen Augen zu betrachten, und empfand einstweilen nicht das geringste Bedürfnis, Korolenko kennenzulernen. Auch nicht, als mir einmal ein Gendarmerie-General dringend dazu riet. Das war eine sehr spaßhafte Geschichte, wie sie nur in dem seltsamen russischen Leben passieren kann.

Man hatte mich verhaftet und in einen der vier Türme des Nishegoroder Gefängnisses gesperrt. In meiner runden Zelle gab es nichts Interessantes, außer einer in die eisenbeschlagene Tür eingeritzten Inschrift. Sie lautete:

„Alles Lebendige stammt aus der Zelle."

Ich habe lange darüber nachgegrübelt, was mein Vorgänger mit diesen Worten wohl habe sagen wollen? Und weil ich damals noch nicht wußte, daß das ein biologisches Axiom ist, beschloß ich die Inschrift einfach als Äußerung eines Witzboldes aufzufassen.

Ich wurde zum Verhör dem General Posnanskij persönlich vorgeführt. Er schlug mit seiner roten, geschwollenen Hand auf die bei mir beschlagnahmten Papiere und sagte mit krächzender Stimme:

„Also Gedichte machen Sie? So, so. Und überhaupt... Na, schreiben Sie nur ruhig weiter... G u t e Verse zu lesen ist ganz was Schönes..."

Es freute mich sehr, zu sehen, daß dieser General also für gewisse Wahrheiten zugänglich war. Ich bezog allerdings das Epithet „gute" nicht auf m e i n e Verse. Aber zu jener Zeit wären bei weitem nicht alle Intellektuellen mit dem Aphorismus dieses Gendarmen einverstanden gewesen.

Der Schriftsteller und gewesene Gardeoffizier Swerdenzow zum Beispiel, ein ehemaliger Verbannter, erzählte immer wundervoll von den „Narodowolzen", besonders begeistert aber von Wera Fiegner. Er veröffentlichte auch schwermütige Erzählungen in Monatsschriften; aber als ich ihm einmal die Verse von Fofanow vorsprach:

„Was du mir sagtest, ich hab's nicht verstanden ...
Aber es klang wie ein zärtliches Wort "

fauchte er zornig los:

„Dummes Zeug! Vielleicht hat sie bloß gefragt, was die Uhr ist! Und der blöde Kerl freut sich noch ..."

Der General war ein wohlbeleibter Herr, er trug eine graue Litewka, an der die Knöpfe fehlten, und graue, schmierige Hosen mit breiten Streifen. Sein gedunsenes Gesicht mit dem grauen Haarwuchs war dicht von roten Äderchen durchzogen; seine feuchten, trüben Augen blickten traurig, müde. Er schien mir arg vernachlässigt, kläglich, aber doch sympathisch, und erinnerte mich an einen alten Rassehund, der es schon beschwerlich und langweilig findet, zu bellen.

Ich hatte Konis Reden gelesen und kannte daher das düstere Drama, daß dieser General durchlebt hatte; ich wußte, daß seine Tochter eine begabte Pianistin war, daß er selbst Morphium nahm. Als Begründer und Vorsitzender der „Technischen Gesellschaft" in Nishnij bestritt er in den Sitzungen dieser Gesellschaft stets die Bedeutung der Heimindustrie und — eröffnete in der Hauptstraße der Stadt ein Geschäft für den Vertrieb von Heimarbeitserzeugnissen des Gouvernements. Er schickte Denunziationen gegen Semstwoleute nach Petersburg, gegen Korolenko und gegen den Gouverneur Baranow (der übrigens auch gern Denunziationen verfaßte).

Alles um den General herum war schmuddelig: auf dem Ledersofa, hinter seinem Rücken, lag zusammengeknüllte

Bettwäsche herum, unter dem Sofa schaute ein schmutziger Stiefel hervor und ein Stück Alabaster von vielleicht zwei Pud Schwere. An den Fenstern hüpften in Käfigen Zeisige, Stieglitze, Dompfaffen. Auf einem großen Tisch in der Ecke des Zimmers standen allerhand physikalische Apparate. Vor mir auf dem Tisch lag ein dickes, französisches Buch: „Theorie der Elektrizität", und ein Band von Setschenows Werk über Gehirnreflexe.

Der alte Herr rauchte unaufhörlich dicke Zigaretten, deren Qualm mir sehr unangenehm war. Ich bildete mir lächerlicherweise ein, er sei mit Morphium durchtränkt.

„Was sind S i e denn überhaupt für ein Revolutionär? Jude sind Sie nicht, Pole auch nicht. Nun ja, Sie schriftstellern ... Das schadet doch nichts! — Also wenn ich Sie freilasse, dann gehen Sie gefälligst mit Ihren Arbeiten zu Korolenko! Sind Sie schon bekannt mit ihm? — Nein? Das ist ein sehr ernst zu nehmender Schriftsteller, nicht schlechter als Turgenew . ."

Von dem General ging ein schwerer, stickiger Geruch aus. Er redete nur unlustig und brachte die Worte träge, eins nach dem andern, heraus, mit sichtlicher Anstrengung. Ich fand es recht unbehaglich bei ihm. Da fiel mir ein kleiner Glasschrank neben dem Tisch auf, in dem reihenweise runde Metallplättchen ausgelegt waren.

Der General bemerkte meine Seitenblicke, erhob sich schwerfällig und fragte:

„Interessiert Sie das?"

Dann schob er seinen Sessel an den Schrank, öffnete diesen und erklärte:

„Das sind Medaillen zur Erinnerung an historische Ereignisse und Personen. Hier — die Erstürmung der Bastille; hier diese — zur Erinnerung an Nelsons Sieg bei Abukir. Wissen Sie in der französischen Geschichte Bescheid? Hier — die

Einigung der Schweizer eidgenössischen Bünde. Und da haben Sie den berühmten Galvani — beachten Sie die feine Arbeit des Stückes! Das hier ist Cuvier — die ist bedeutend schlechter."

Auf seiner roten Nase wackelte der Kneifer, die feuchten Augen belebten sich: er nahm die Medaillen so behutsam in seine dicken Finger, als wären sie nicht aus Bronze, sondern aus Glas.

„Ein sehr schöner Kunstzweig!" brummte er, schürzte komisch die Lippen und blies den Staub von seinen Medaillen.

Ich war aufrichtig entzückt von der Schönheit dieser Metallplättchen und sah, daß der alte Herr sie zärtlich liebte.

Mit einem Seufzer schloß er schließlich seinen Schrank wieder und fragte, ob ich mich für Singvögel interessiere? Nun, auf dem Gebiet wußte ich wahrscheinlich mehr als drei Generale zusammen! Und wir kamen rasch in ein lebhaftes Gespräch über Vögel.

Der Alte hatte schon den Gendarmen kommen lassen, der mich ins Gefängnis zurückbringen sollte. Am Türpfosten stand in dienstlicher Haltung der stramme Wachtmeister; sein Vorgesetzter aber erzählte noch mit bedauerndem Schmatzen:

„Denken Sie sich, ich kann keinen Fichtenkreuzschnabel auftreiben! Das ist ein ganz besonderer Vogel! Überhaupt — Vögel sind doch zu liebe Wesen, nicht wahr? — So, nun gehen Sie mit Gott... Ja," fiel ihm dann noch ein, „und — Sie müssen noch ordentlich lernen, na ja, und auch ab und zu was schreiben, aber nicht solche Sachen machen..."

Ein paar Tage später saß ich schon wieder vor dem General. Er brummte zornig:

„Natürlich haben Sie ganz genau gewußt, wohin Somow gefahren ist. Sie hätten mir das sagen müssen — dann hätte ich Sie sofort freigelassen! Es gehörte sich auch nicht, den

Offizier zu verhöhnen, der bei Ihnen Haussuchung gehalten hat... Und überhaupt..."

Plötzlich aber neigte er sich zu mir und fragte gutmütig:

„Gehen Sie denn jetzt gar nicht mehr auf Vogelfang?"

...Etwa zehn Jahre nach diesem amüsanten Zusammentreffen mit dem General saß ich als Häftling im Gebäude der Nishegoroder Gendarmerieverwaltung und wartete auf mein Verhör. Da trat ein junger Adjutant zu mir und fragte:

„Erinnern Sie sich noch an General Posnanskij? Das war mein Vater, er ist in Tomsk gestorben. Mein Vater hat sich immer sehr für Ihr Schicksal interessiert, hat Ihre literarischen Erfolge aufmerksam verfolgt und häufig behauptet, er habe als erster Ihr Talent erkannt. Noch kurz vor seinem Tode bat er mich, Ihnen die Medaillen zu übermitteln, die Ihnen damals so gefallen haben — natürlich nur, wenn Sie geneigt sind, sie anzunehmen..."

Ich war aufrichtig gerührt. Aus dem Gefängnis entlassen, erhielt ich die Medaillen und überwies sie dem Museum der Stadt Nishnij-Nowgorod.

...Zum Militär wurde ich nicht genommen. Der dicke, fidele Doktor, der fast aussah wie ein Metzger und sich benahm, als stände er auf dem Schlachthof zwischen Mastochsen, sagte, nachdem er mich untersucht hatte:

„Kerl hat ja ein Loch in der Lunge, quer durch! Außerdem Venenerweiterung am Bein. — Untauglich!"

Das betrübte mich außerordentlich.

Kurz vor der Gestellung hatte ich einen Offizier von der Landesaufnahme kennengelernt: Paschin oder Paschalow, ich weiß nicht mehr genau.

Dieser hatte an der Schlacht bei Kuschka teilgenommen, und er schilderte sehr interessant das Leben an der afghanischen

Grenze. Im kommenden Frühjahr sollte er nach dem Pamir gehen, um bei der Festlegung der russischen Grenze mitzuwirken. Er war groß, sehnig, nervös; er malte sehr hübsch spaßhafte Ölbilder aus dem Soldatenleben im Geschmack Fedotows. Nach meinem Gefühl hatte er etwas Unausgeglichenes, Widerspruchsvolles an sich — so etwas, was man allgemein „unnormal" nennt. Er schlug mir vor:

„Treten Sie doch in die topographische Abteilung ein, dann nehme ich Sie mit nach dem Pamir. Da können Sie das Schönste sehen, was es auf Erden gibt: die Wüste! Das Gebirge ist das Chaos, die Wüste aber ist die Harmonie!"

Er kniff seine großen, seltsam irrlichternden Augen zu, dämpfte seine weiche, einschmeichelnde Stimme und erzählte in summendem Tonfall geheimnisvoll von der Schönheit der Wüste. Ich hörte zu und war stumm vor Staunen, daß jemand so berauschend von der großen Leere sprechen konnte, von endlosen Sandflächen, von durch nichts unterbrochener Totenstille, von Hitze und den Qualen des Durstes.

„Das hat nichts zu sagen", erklärte er, als er hörte, daß man mich nicht zum Militär genommen. „Machen Sie einfach eine Eingabe, Sie möchten als Freiwilliger in die topographische Abteilung eintreten und verpflichteten sich, die vorgeschriebenen Prüfungen abzulegen. Ich bringe dann schon alles in Ordnung für Sie!"

Ich schrieb meine Eingabe, reichte sie ein und wartete mit Hangen und Bangen auf den Erfolg. Einige Tage später teilte mir Paschalow sehr bekniffen mit:

„Abgelehnt! Sie sind ‚politisch unzuverlässig'. Da ist eben nichts zu machen!"

Er schlug die Augen nieder und fügte leise hinzu:

„Ich bedaure, daß Sie mir diesen Umstand verschwiegen haben."

Ich erklärte ihm, dieser „Umstand" sei für mich selbst auch eine Neuigkeit; aber er glaubte mir anscheinend nicht. Bald darauf verließ er die Stadt, und in der Weihnachtszeit las ich in einer Moskauer Zeitung, er habe sich im Dampfbad mit einem Rasiermesser die Kehle durchschnitten.

... Mein Leben war wirr und schwer. Ich arbeitete in einer Bierniederlage, rollte in dem feuchten Keller Tonnen von einer Stelle nach der anderen, spülte und verkorkte Flaschen. Das nahm meinen ganzen Tag in Anspruch. Dann trat ich in das Bureau einer Schnapsfabrik ein. Aber gleich am ersten Tage fiel der Barsoi der Frau des Geschäftsführers mich an — ich erschlug das Biest mit einem Fausthieb auf seinen langen Schädel und wurde sofort weggejagt.

Einmal, an einem besonders schweren Tage, beschloß ich schließlich, mein Poem Korolenko zu zeigen. Drei Tage und Nächte schon wütete der Sturm, die Häuser waren in Schneewehen vergraben; die Dächer trugen üppige weiße Mützen, wie silberne Nachthauben; alle Fensterscheiben waren mit Eisblumen überzogen, und in weißlichem Licht strahlte blendend eine bitterkalte Sonne.

Wladimir Galaktionowitsch Korolenko wohnte in einem Außenbezirk der Stadt, im Obergeschoß eines Holzhauses. Auf dem Fußsteig vor der Vortreppe betätigte sich sehr sachkundig mit einer breiten Schneeschaufel ein stämmiger Mensch in einer seltsam geformten Pelzmütze mit Ohrenklappen, in einem kurzen, nur bis an die Knie reichenden, schlecht sitzenden Pelzrock und schweren Filzstiefeln.

Ich arbeitete mich durch eine Schneewehe bis an die Vortreppe heran.

„Wen suchen Sie?"

„Herrn Korolenko."

„Das bin ich selbst."

Über dem krausen, dicht bereiften Bart schauten mich braune, gute Augen an. Ich erkannte ihn nicht wieder. Damals auf der Straße hatte ich sein Gesicht nicht sehen können. Er stützte sich auf seine Schaufel und hörte schweigend an, was ich als Begründung für meinen Besuch vorzubringen hatte. Dann runzelte er die Stirn und sann nach.

„Ihr Name kommt mir bekannt vor. Hat mir nicht, so etwa vor zwei Jahren, ein gewisser Michajlo Antonow Romas über Sie geschrieben? Ach ja, natürlich!"

Er schritt die Treppe hinan und fragte mich:

„Frieren Sie denn nicht? Sie sind viel zu leicht gekleidet."

Und halblaut, als spräche er mit sich selbst:

„Ein Dickkopf, der Romas! Aber klug ist er, dieser Chochol. Wo steckt er jetzt eigentlich?"

In dem kleinen Eckzimmer mit Fenstern nach dem Garten, das durch zwei Arbeitspulte, Bücherschränke und drei Stühle sehr eingeengt wurde, sagte er dann, mit dem Taschentuch seinen feuchten Bart trocknend und in meinem dickleibigen Manuskript blätternd:

„Nun schön, das wollen wir also lesen! — Eine eigentümliche Handschrift haben Sie. Sie sieht so einfach und deutlich aus und liest sich doch schwer."

Er hatte das Manuskript auf dem Schoße und sah mit schrägem Blick in die Blätter und auf mich. Mir war peinlich zumute.

„Hier haben Sie geschrieben ‚Zizkack' — das ist doch wohl nur — ein Schreibfehler. So ein Wort gibt es nicht, es heißt ‚Zickzack' ..."

Die kleine Pause vor dem Wort „Schreibfehler" zeigte mir, daß Korolenko die Eigenliebe seiner Mitmenschen zu schonen verstand.

„Romas schrieb mir damals, die Bauern hätten erst versucht, ihn mit Pulver in die Luft zu sprengen, und dann Feuer an sein Haus gelegt. Stimmt das?"

So redete er und blätterte indes in meinem Manuskript.

„Fremdwörter sollte man nur in unbedingt notwendigen Fällen verwenden. Im allgemeinen vermeidet man sie besser. Die russische Sprache ist ja so reich und besitzt alle Hilfsmittel, um die feinsten Empfindungen und Gedankennuancen auszudrücken."

Das sagte er so beiläufig, während er sich weiter nach Romas und unserem Dorf erkundigte.

„Was für ein finsteres Gesicht Sie aber machen!" sagte er ganz plötzlich und fragte dann lächelnd: „Ist es sehr schwer, das Leben?"

Seine weiche Sprechweise unterschied sich stark von dem harten Wolgadialekt der Stadt; aber trotzdem fand ich in ihm eine seltsame Ähnlichkeit mit den Lotsen von der Wolga. Diese Ähnlichkeit lag nicht nur in seiner vierschrötigen, breitbrüstigen Gestalt und dem scharfen Blick seiner klugen Augen, sondern auch in der gutmütigen Ruhe, die gerade Menschen zu eigen ist, die im Leben ebenso scharf beobachten, als wenn sie auf Fahrt im gewundenen Flußbett wären, zwischen verborgenen Sandbänken und unsichtbaren Klippen.

„Sie gestatten sich aber recht häufig grobe Worte! Halten Sie die für besonders kraftvoll? — Na ja, manchmal ist es ja auch so . . ."

Ich erwiderte ihm, ich wisse wohl, daß ich in meinen Ausdrücken ziemlich grob sei, aber ich hätte eben noch nicht die Zeit gehabt, mich durch sanfte Worte und Gefühle zu bereichern, und auch noch keine Stelle gefunden, wo ich das in Ruhe hätte tun können.

Er betrachtete mich aufmerksam und fuhr gütig fort:

„Sehen Sie — hier schreiben Sie:

‚Ich kam zur Welt, ihr Trotz zu bieten ...'

und dann folgt eine ungeschickte, schlecht klingende Wendung. Passen Sie mal auf ..."

All das hörte ich zum erstenmal und fühlte sehr wohl die Richtigkeit seiner Ausstellungen.

An einer Stelle saß in meinem Gedicht jemand „wie ein Adler" auf den Ruinen einer Kirche.

„Das ist doch wohl nicht der richtige Ort für eine derartige Pose; außerdem ist die weniger erhaben als — unanständig", bemerkte Korolenko lächelnd. Dann fand er noch einen Fehler und noch einen und noch einen. Ich war ganz vernichtet durch diese Masse von Fehlern und muß wohl rot geworden sein wie eine glühende Kohle. Korolenko bemerkte das, lachte und erzählte mir von den Fehlern, die Gleb Uspenskij gemacht habe. Das war ja sehr gut gemeint, aber ich hörte nichts mehr, verstand nichts mehr und wünschte nur noch eines — zu fliehen vor meiner Beschämung.

Es ist ja eine allgemein bekannte Tatsache, daß Schriftsteller und Schauspieler eigenliebend sind wie Pudel.

Ich ging also wieder und verlebte mehrere Tage in finsterer, gedrückter Stimmung.

In Korolenko hatte ich einen Schriftsteller ganz besonderer Art kennengelernt. In keinem Punkte ähnelte er dem zerrissenen, herzlich lieben Karonin, von dem lächelnden Starostin ganz zu schweigen. Er hatte nichts gemein mit dem finsteren Swedenzow-Iwanowitsch, der mir einmal gesagt hatte:

„Jede Erzählung muß die Seele des Lesers treffen wie ein Stockhieb, damit der Leser merkt, was für ein gemeines Viech er ist."

In diesen Worten lag etwas, das zu meiner Stimmung gerade paßte. Korolenko hatte mir als erster ernste, menschliche Worte gesagt über die Bedeutung der Form, über die Schönheit des Satzbaues; und ich war erstaunt über die schlichte, verständliche Wahrheit seiner Worte. Während ich ihm zuhörte, fühlte ich dunkel, daß Schriftsteller sein keine leichte Sache sei. Ich war mehr als zwei Stunden bei ihm gewesen, er hatte mir sehr vieles gesagt, aber nicht ein Wort über das Wesentliche, über den Inhalt meines Poems. Und ich ahnte bereits, daß ich nichts Gutes darüber hören würde.

Etwa zwei Wochen später brachte mir der rothaarige Statistiker Driagin, ein lieber, kluger Mensch, mein Manuskript zurück und sagte:

„Korolenko sorgt sich, er habe Sie zu sehr eingeschüchtert. Er meint, Sie haben Talent; aber Sie müßten nach der Natur schreiben und nicht so viel philosophieren! Ferner haben Sie Humor, wenn er auch etwas grobschlächtig sei. Aber das habe sein Gutes! Über Ihre Verse sagte er nur, sie kämen ihm vor wie Fieberraserei."

Auf dem Umschlag des Manuskripts war mit Bleistift in einer spitzen Handschrift geschrieben:

„Nach dem ‚Lied' kann ich schwer ein Urteil fällen; doch scheinen Sie Talent zu besitzen. Schreiben Sie über etwas, was Sie selbst e r l e b t haben, und zeigen Sie es mir dann. Gedichte kann ich nicht werten; die Ihren schienen mir unverständlich, doch sind einzelne starke, einprägsame Verse darin.

Wl. Kor."

Über den Inhalt meiner Arbeit — kein Wort! Was mag dieser seltsame Mensch nur in ihr gelesen haben?

Aus dem Manuskript fielen zwei Blätter mit Versen heraus. Ein Gedicht war überschrieben „Stimme aus dem Berge an den Aufwärtssteigenden", ein zweites „Gespräch des Teufels

mit dem Rade". Ich weiß nicht mehr, worüber sich der Teufel mit dem Rade unterhielt — ich glaube, über die „Kreisbewegung" des Lebens — ich weiß auch nicht mehr, was eigentlich die „Stimme aus dem Berge" sagte. Ich zerriß diese Gedichte und das ganze Manuskript, steckte alles in den geheizten Kachelofen und grübelte, auf dem Fußboden sitzend, darüber nach, was wohl „über Erlebtes schreiben" bedeute?

Alles, was in meiner Dichtung vorkam, hatte ich erlebt...

Und die Gedichte? Sie waren zufällig in das Manuskript geraten. Sie waren ein kleines Geheimnis von mir, ich hatte sie nie jemandem gezeigt und verstand sie selbst schlecht. Unter meinen Bekannten erfreuten sich die ledernen Übersetzungen der Barikowa und die von Lichatschow aus Copée, Richepin, Thomas Hood und ähnlichen Poeten größerer Wertschätzung als Puschkin, von den Melodien Fofanows schon ganz zu schweigen. Als König der Dichter galt Nekrasow; die junge Generation begeisterte sich an Nadson, aber reifere Menschen nahmen auch Nadson — im besten Falle! — nur mit Nachsicht auf.

Ich galt als ernster Mensch. Gesetzte Leute, die ich aufrichtig schätzte, plauderten zweimal wöchentlich mit mir über die Bedeutung der Heimindustrie, über die „Forderungen des Volkes und die Pflichten der Intellektuellen", über die faulige Seuche des Kapitalismus, der niemals — niemals! — in die bäuerliche, sozialistische „Rus" eindringen würde.

Und nun wird alle Welt erfahren, daß ich phantastisch-irre Verse mache! Mir war leid um die armen Menschen, die jetzt gezwungen sein würden, ihre gute und ernste Einstellung zu mir ganz zu ändern...

Ich beschloß, weder Verse noch Prosa mehr zu schreiben. Und ich habe tatsächlich während der ganzen Zeit meines

damaligen Lebens in Nishnij — das heißt fast zwei Jahre lang — nichts geschrieben. Obschon ich manchmal starken Drang dazu verspürte!

Tiefbetrübt brachte ich meine Weisheit dem alles reinigenden Feuer zum Opfer ...

* * *

... Korolenko stand abseits von der Gruppe „radikaler" Intellektueller, unter denen ich mir immer vorkam wie ein Zeisig in einer Familie weißer Raben.

Der bei den Anhängern dieser Richtung beliebteste Schriftsteller war Slatowratskij. Von ihm sagte man:

„Slatowratskij reinigt die Seele und erhebt sie."

Einer von den Präzeptoren der Jugend empfahl diesen Schriftsteller mit folgenden Worten:

„Lest Slatowratskij! Ich kenne ihn persönlich, er ist ein hochanständiger Mensch."

Gleb Uspenskij wurde aufmerksam gelesen, obwohl er im Verdacht eines dem Dorf gegenüber unzulässigen Skeptizismus stand. Man las Karonin, Matschtet, Sasodimskij — gelegentlich auch Potapenko:

„Den kann man wohl auch gelten lassen ..."

Geschätzt wurde auch Mamin-Sibiriak; doch sagte man von ihm, er habe eine etwas „unklare" Tendenz.

Turgenew, Dostojewskij, Lew Tolstoj standen irgendwo weit jenseits der Grenzen des Interesses. Tolstojs religiöse Predigt wurde so gewertet:

„Verdrehte Schrullen eines vornehmen Herrn ..."

Meine Bekannten schüttelten über Korolenko den Kopf. Er war verschickt gewesen, hatte „Makars Traum" geschrieben, und das hob ihn natürlich sehr. Aber in seinen Erzählungen

war doch etwas Verdächtiges, noch Ungewohntes für Gefühl und Geist von Menschen, die eigentlich nur Erzählungen aus dem Leben des Dorfes und der Bauern lasen.

„Er schreibt zu sehr mit dem Verstande," sagte man, „der Verstand treibt ihn; das Volk kann man aber nur mit der Seele verstehen."

Besondere Entrüstung erregte die prachtvolle Erzählung „In der Nacht". In ihr glaubte man etwas wie eine Hinneigung des Verfassers zur „Metaphysik" zu bemerken, und die galt als Verbrechen. Es schrieb sogar jemand aus seinem Kreise — ich glaube Angel Bogdanowitsch — eine ziemlich boshafte, witzige Parodie auf diese Erzählung.

„Ka—ka—quatsch!" sagte leicht stotternd der zwar nicht ganz normale, aber bei der jungen Generation doch ziemlich angesehene Somow. „Die Be—beschreibung des physiologischen Zeugungsaktes ist Sache der Spe—pezialliteratur, und Schaben haben damit gar nichts zu tun! Er ma—ma—macht Tolstoj nach, dieser Herr Ko—korolenko."

Aber Korolenkos Name hatte doch schon Klang in allen Kreisen der Stadt. Er wurde bald zum Mittelpunkt des kulturellen Lebens und zog wie ein Magnet Beachtung, Sympathien und auch Feindschaft der Menschen auf sich.

„Er hascht nach Popularität", sagten Leute, die nichts andres zu sagen wußten.

Zu der Zeit passierte es, daß eine größere Unterschlagung in der Adelsbank der Stadt entdeckt wurde. Diese an sich ja höchst gewöhnliche Geschichte hatte sehr dramatische Folgen. Der Hauptschuldige, ein „Provinzlöwe" und „Herzenfresser", starb im Gefängnis, seine Frau vergiftete sich mit in Salzsäure aufgelöstem Kupfer; gleich nach ihrer Beerdigung erschoß sich auf ihrem Grabe ein Mensch, der sie liebte; rasch nacheinander starben noch zwei Leute, gegen die auch in

der Angelegenheit der Bank die Untersuchung schwebte — und es gingen Gerüchte, auch sie hätten durch Selbstmord geendet.

Korolenko schrieb im „Wolgaboten" Artikel über das Geschäftsgebaren der Bank, die zeitlich mit den erwähnten traurigen Vorkommnissen zusammenfielen. Empfindsame Leute behaupteten nun, Korolenko „triebe Menschen durch Zeitungsartikel in den Tod". Aber mein Prinzipal, der Advokat Lanin, erklärte mit großer Wärme, es geschehe nichts in der Welt, womit sich der Künstler nicht auch beschäftigen dürfe.

Bekanntlich ist Verleumdung immer das Einfachste. Und deshalb ergossen manche Leute, Arme im Geiste, eine reichliche Flut von Verleumdungen über Korolenko.

In diesen Jahren des Stillstandes drehte sich das Leben nur langsam weiter, auf unsichtbarem Spiralwege unbekannten Zielen zustrebend, und in diesem Drehen trat immer merklicher die stämmige Gestalt des Mannes in Sicht, der wie ein Lotse aussah. Vor Gericht wird gegen zwei Skopzen verhandelt — Korolenko sitzt als Zuhörer im Saal und skizziert in seinem Buch die halbtoten Gesichter der beiden Fanatiker; man sieht ihn in der Semstwoversammlung, bei Prozessionen — überall ist er dabei. Es gibt kein besonderes Ereignis, das nicht Korolenkos stilles Interesse fände.

Um ihn scharte sich eine bedeutsame Gruppe verschiedenartiger, über dem Durchschnitt stehender Männer. Annenskij, ein Mann von scharfem, regem Verstande; der gutmütige, lustige Arzt und Belletrist Jelpatjewskij, der über einen so unerschöpflichen Schatz von Menschenliebe verfügte; der nachdenkliche Angel Bogdanowitsch; Iwantschin-Pisarew, der „Grandseigneur der Revolution"; der Semstwopräsident Saweljew; Apollon Karelin, der Verfasser der kürzesten und inhaltsschwersten Proklamation, die ich kenne: nach dem Zarenmord am 1. März

1881 klebte er an alle Zäune in Nishnij Zettel an, die nur die Worte enthielten: „Verlangt die Konstitution!"

Korolenkos Kreis nannte man im Scherz die „Gesellschaft der nüchternen Philosophen". Von Mitgliedern dieses Kreises wurden manchmal sehr interessante Vorträge gehalten. Ich erinnere mich an Karelins glänzenden Vortrag über Saint-Just und an den von Jelpatjewskij über die neue Poesie — als solche galt damals das Schaffen von Fofanow, Frug, Korinfskij, Medwedskij, Minskij, Mereshkowskij. An die „nüchternen Philosophen" hatten sich die Semstwostatistiker Driagin, Kisliakow, Plotnikow, Konstantinow, Schmidt angeschlossen und noch ein paar ebenso gründliche Kenner des russischen Dorfes; sie alle haben Arbeit von bleibendem Werte für die Erforschung des wirren Lebens der Bauern geleistet. Und jeder von ihnen war für sich der Mittelpunkt eines kleinen Kreises von Leuten, welche dieses geheimnisvolle Leben wirklich interessierte; von jedem von ihnen konnte man etwas lernen. Ich persönlich habe gerade von ihrer ernsten, jeder Schönfärberei abholden Einstellung zum Dorfe viel Nutzen gehabt. Auf diese Weise reichte der Einfluß von Korolenkos Kreis sehr weit und drang sogar in ein Milieu, das kulturellen Einflüssen sonst fast unzugänglich ist.

Ein Freund von mir, Pimen Wlasjew, war Hausknecht bei dem großen kaspischen Fischereiunternehmer Markow. Er war ein ganz gewöhnlicher, ziemlich unansehnlicher, stupsnasiger russischer Bauer. Eines Tages erzählte er mir von irgendwelchen mit den Gesetzen nicht ganz in Einklang stehenden geschäftlichen Plänen seines Brotherrn. Er senkte dann plötzlich geheimnisvoll die Stimme und erklärte mir:

Er — er würde das Ding wohl drehen, ja — aber er fürchtet sich vor Korolenka! Man hat da nämlich aus Petersburg einen geheimen Menschen hergeschickt, Korolenka heißt er und

ist der Neffe von einem ausländischen König — ja, im Ausland hat man ihn gemietet: er soll nämlich hier aufpassen, was vorgeht — zum Gouverneur hat man kein rechtes Zutrauen. Dieser Korolenka hat den Herren vom Adel schon was auf die Finger gegeben — hast du davon gehört? *)

Pimen war ein Mann ohne die geringste Elementarbildung und ein großer Träumer. Ihm wohnte ein ganz besonders freudiger Glaube an Gott inne, und er rechnete mit fester Überzeugung auf ein sehr baldiges Ende „aller Lüge".

„Gräm dich nicht, lieber Freund, bald ist's aus mit aller Lüge. Sie wird sich selbst ersäufen, sich selbst auffressen."

Als er das sagte, schimmerte in seinen trübe-grauen Augen ein seltsamer blauer Glanz, und hohe Freude leuchtete in ihnen; es sah aus, als wollten sie sich aufschwingen und in Fluten blauer Strahlen auflösen.

Eines Sonnabends besuchte ich mit Pimen zusammen das Dampfbad; hinterher gingen wir in die Schenke, Tee trinken. Plötzlich sah mich Pimen mit seinen lieben Augen an und sprach:

„Halt mal..."

Die Hand, in der er die Untertasse mit Tee hielt, zitterte: er stellte die Schale auf den Tisch, horchte und bekreuzte sich.

„Was hast du, Pimen?"

„Ja, siehst du, liebster Freund, in diesem Augenblick hat ein göttlicher Gedanke meine Seele berührt. Das heißt also, der Herr wird mich bald zu s e i n e r Arbeit berufen..."

---

*) Der Schriftsteller Jeleonskij hat, gedruckt, behauptet, die Legende von Korolenko, dem „englischen Korolewitsch (Prinzen)" stamme aus den Kreisen der Intellektuellen. Ich schrieb ihm damals, er irre sich. Diese Legende ist in Nishnij-Nowgorod aufgekommen, und ich halte Pimen Wlasjew für ihren Urheber; sie war im Gebiet von Nishnij-Nowgorod sehr verbreitet. Im Jahre 1903 hörte ich sie in Wladikawkas von einem Zimmermann aus Balachna. — M. G.

„Red doch nicht; so ein gesunder Kerl wie du..."

„Sei still!" sagte er ernst und freudig. „Sag nichts, ich weiß schon..."

Und am nächsten Donnerstag erschlug ihn ein Pferd.

...Ich kann ohne Übertreibung sagen, daß das Jahrzehnt von 1886 bis 1896 für Nishnij tatsächlich die „Korolenkozeit" war. Übrigens ist das schon wiederholt ausgesprochen worden.

Ein Original in der Stadt war der spätere „fahrlässige Bankrotteur" Sarubin, der gegen Ende seiner Tage ein überzeugter Tolstojaner und Nüchternheitsapostel wurde. Dieser Sarubin sagte mir bereits im Jahre 1901:

„Schon in der Korolenkozeit hatte ich immer das Gefühl, daß ich nicht richtig lebte..."

Er fing ein bißchen spät damit an, sein Leben in Ordnung zu bringen; in der „Korolenkozeit" war er bereits über fünfzig Jahre alt, aber trotzdem baute er sein Leben noch um, oder, richtiger gesagt, er riß es rascher Hand nieder, auf gut russische Art.

„Ich war krank, lag im Bette," erzählte er mir, „da kam mein Neffe Semion, der — du weißt doch? — der verschickt gewesen ist — er war damals Student. ‚Wünschen Sie,' fragt er, ‚daß ich Ihnen was vorlese?' Und da, Verehrtester, las er mir ‚Makars Traum' vor. Ich habe laut geheult, so schön war das! Wie doch ein Mensch es so gut mit einem andern meinen kann! Seit der Stunde ging in mir etwas vor. Ich rief meinen Gevatter und Freund und sagte: ‚Da, du Hundesohn, hier lies mal!' Der las es auch und erklärte dann alles für Gotteslästerung. Da wurde ich aber böse und sagte dem Halunken ganz gehörig die Wahrheit — wir verzankten uns ein für allemal. Er hatte Wechsel von mir und machte mir nun Schwierigkeiten.

Mir war aber alles schon ganz gleich, ich vernachlässigte mein Geschäft — meine Seele wollte nichts mehr davon wissen. Ich wurde also für bankerott erklärt und saß fast drei Jahre im Gefängnis. Da saß ich denn so und dachte: ‚Nun ist's genug mit den Narreteien!' Als ich herauskam, eilte ich sofort zu i h m, zu Korolenko. E r sollte mich lehren. Aber er war gerade nicht in der Stadt. Nun, da ging ich denn zu unserm Lew, zu Tolstoj. ‚So und so...' sagte ich. ‚Sehr gut,' entgegnete er, ‚vollkommen richtig.' Ja, ja, mein Lieber, so ist's! Woher hat denn Gorinow seine Weisheit? A u c h von Korolenko. Und ich kenne noch viele andere, die auch von seiner Seele lebten. Wenn wir Kaufleute auch wie hinter hohen Zäunen sitzen — die Wahrheit kommt schließlich doch mal bis zu uns!"

Ich schätze solche Erzählungen sehr hoch: sie erklären uns, auf welchen Wegen manchmal der Geist der Kultur in Leben und Sitten wilder Völkerstämme eindringt.

Sarubin war ein graubärtiger, beleibter Herr, mit kleinen trüben Äuglein in einem rosigen, etwas schwammigen Gesicht, die Pupillen waren dunkel und wirkten seltsam konkav, wie Glasperlen. Etwas Störrisches war in diesen Augen. Er hatte sich den Ehrennamen eines Verteidigers des „Rechtes auf die Kopeke" erworben. Die Polizei hatte nämlich von irgendeinem Bürger unberechtigterweise eine Kopeke eingezogen, und Sarubin hatte Beschwerde gegen dieses Vorgehen eingelegt. In zwei Instanzen wurde seine Beschwerde als unbegründet zurückgewiesen. Da reiste der Alte nach Petersburg, wandte sich an den Senat und setzte durch, daß ein Ukas erlassen wurde, der es untersagte, die bewußte Kopeke von den Bürgern einzutreiben. Triumphierend kehrte Sarubin nach Nishnij zurück und brachte den Ukas in die Redaktion des „Nishegorodskij Listok", mit dem Ersuchen, ihn abzudrucken. Aber auf Anordnung des Gouverneurs strich der Zensor diesen Ukas in den

Korrekturfahnen. Sarubin begab sich zum Gouverneur und fragte ihn:

„Du" — er nannte alle Leute „du" — „du, hör mal, Freundchen, erkennst du denn die Gesetze nicht an?"

Und der Ukas wurde wirklich gedruckt.

Er lief immer in einer langen schwarzen „Poddiowka" auf der Straße herum, mit einem lächerlichen Hut auf dem Silberhaar, in Lederstiefeln mit Samtschäften. Unter dem Arme schleppte er stets eine dicke Aktenmappe, mit den Satzungen des „Vereins gegen Alkoholmißbrauch", mit einer Masse von Klagen und Bittschriften aller möglichen Leute; er redete dauernd den Droschkenkutschern gut zu, keine häßlichen Schimpfwörter zu gebrauchen, mischte sich in jeden Straßenauflauf, kontrollierte besonders das Betragen der Schutzleute und benannte diese Tätigkeit: „Dienst an der Wahrheit."

Einmal kam der damals berühmte Priester Johann von Kronstadt nach Nishnij. Vor der Bischöflichen Kirche hatte sich eine große Menge von seinen Verehrern aufgestellt. Sarubin trat hinzu und fragte:

„Nanu, was ist denn hier los?"

„Wir warten auf Iwan von Kronstadt."

„Ach so, den Schauspieler von den Kaiserlichen Hofkirchen? Dumme Blase, ihr..."

Man tat ihm nichts. Irgendein gläubiger Spießer faßte ihn am Ärmel, führte ihn abseits und bat ihn dringend:

„Geh rasch fort, um Christi willen, Alexander Alexandrowitsch!"

Die Spießbürger behandelten ihn mit ehrerbietiger Neugier, und obschon manche ihn Zauberkünstler nannten, sahen doch die meisten in dem Alten ihren Beschützer und erwarteten irgendwelche Wundertaten von ihm, ganz gleich was für welche, wenn sie nur den städtischen Gewalthabern unangenehm waren.

Im Jahre 1901 wurde ich ins Gefängnis gesperrt. Sarubin, der mich damals noch nicht persönlich kannte, suchte den Staatsanwalt Utin auf und verlangte mich sprechen zu dürfen.

„Sind Sie ein Verwandter des Verhafteten?" fragte der Staatsanwalt.

„Hab' ihn nie gesehen, hab' keine Ahnung, wie er aussieht."

„Dann haben Sie auch keinen Anspruch auf eine Unterredung mit ihm."

„So? Hast du denn nie das Evangelium gelesen? Wie heißt es da? Was ist denn das für eine Sache, Bester — ihr wollt Leute regieren und kennt nicht einmal das Evangelium, wie?"

Aber der Staatsanwalt stützte sich auf sein eigenes Evangelium und schlug dem Alten seine seltsame Bitte ab.

Selbstverständlich war Sarubin einer von den nicht seltenen russischen Typen, die am Schlusse eines wirren Lebens, wenn sie nichts mehr zu verlieren haben, angeblich Freunde von Recht und Wahrheit werden — im Grunde aber sind sie lediglich Sonderlinge...

Viel bedeutsamer waren natürlich ihrem Sinne nach — und auch in ihren Wirkungen — die Worte eines anderen Nishegoroder Kaufmanns, des bekannten Bugrow. Dieser altgläubige Millionär und Philanthrop war ein sehr kluger Kopf, der in Nishnij fast eine Rolle spielte wie ein kleiner souveräner Fürst. Einmal, in einer lyrischen Minute, beklagte er sich:

„Wir alle, ich meine wir von der Kaufmannschaft, sind weder klug, noch stark, noch weitsichtig! Wir sind die Adligen noch nicht richtig los, und schon setzen sich andere Menschen uns auf den Nacken: eure Semstwoleute und eure Korolenkos, diese treuen Hirten! Der Korolenko ist ein ganz besonders unangenehmer Herr: er sieht so harmlos aus, aber überall spürt man ihn, überall muß er dabei sein..."

Diese Ansicht hatte ich schon im Frühjahr 1893 gehört, als ich von einer längeren Wanderfahrt durch Rußland und den Kaukasus zurückkehrte. Während meiner Abwesenheit — es handelte sich um drei Jahre — war die Bedeutung Korolenkos als Künstler und in der Öffentlichkeit stehenden Mannes noch gewachsen. Seine Teilnahme an dem Kampfe gegen die Hungersnot, seine energische und erfolgreiche Opposition gegen den verdrehten Gouverneur Baranow, sein Einfluß auf die Tätigkeit der Semstwos war in weitesten Kreisen bekannt. Ich glaube, sein Buch „Das Hungerjahr" war damals auch schon erschienen.

Ich entsinne mich noch an ein Urteil, das ein Nishegoroder Original über Korolenko fällte:

„Dieser Oppositionsmarschall würde in einem Kulturlande so etwas wie die ‚Heilsarmee' oder das ‚Rote Kreuz' gründen, jedenfalls etwas von großer internationaler und kultureller Bedeutung, im besten Sinne des Wortes. Aber bei den lieblichen Zuständen im teuren Rußland wird er sicherlich alle seine Kräfte für Kleinkram vergeuden. Schade! Er ist für uns Arme ein sehr wertvolles Geschenk des Himmels. Korolenko ist eine hochoriginelle, ganz neue Erscheinung; ich wüßte in unserer ganzen Vergangenheit nichts Ähnliches oder, besser gesagt, nichts Gleiches zu nennen."

„Und was halten Sie von seiner schriftstellerischen Begabung?"

„Ich habe das Gefühl, als sei er von seiner eignen Kraft nicht so recht überzeugt — bedauerlicherweise! Er ist ein typischer Reformator, nach der ganzen Anlage seines Geistes und seines Fühlens. Aber anscheinend hindert ihn das, sich selbst als Künstler richtig einzuschätzen, obwohl doch gerade seine Eigenschaften eines Reformators ihm, in Gemeinschaft mit seinem Talent, mehr Selbstbewußtsein verleihen müßten.

Ich fürchte, er hält sich für einen Schriftsteller nur ‚so nebenbei' und nicht ‚im Hauptberuf'..."

Der das sagte, war so recht eine Gestalt aus Boborykins Roman „Abnehmender Mond", ein liederlicher, versoffener, aber hochgebildeter und sehr kluger Mensch. Er war ein Misanthrop und brachte es sonst nie fertig, gut oder auch nur nachsichtig von einem Menschen zu reden; um so wertvoller war mir daher seine Meinung über Korolenko...

Aber ich kehre zu den Jahren 1889—90 zurück.

Ich besuchte Korolenko nicht wieder; denn, wie schon gesagt, ich hatte alle schriftstellerische Betätigung aufgegeben. Ich sah ihn nur hin und wieder flüchtig auf der Straße oder in Gesellschaften, wo er stets sehr schweigsam war und ruhig den Auseinandersetzungen anderer lauschte. Seine Ruhe brachte mich auf. Unter mir schwankte alles; um mich herum, das fühlte ich wohl, begann große Unrast. Alle waren immer erregt und stritten. Worauf gründete sich also die Ruhe dieses Mannes? Aber ich wagte doch nicht, zu ihm zu treten und ihn zu fragen:

„Weshalb sind Sie immer so ruhig?"

Meine Bekannten hatten neue Bücher bekommen: dicke Bände von Redkin; die noch dickere „Geschichte der sozialen Systeme" von Stscheglow; das „Kapital"; Lochwizkijs Buch über die Verfassungen; die lithographierten Vorlesungen von Kliutschewskij, von Korkunow, von Sergejewitsch.

Ein Teil der jungen Generation begeisterte sich damals für die eiserne Logik von Marx; die Mehrzahl las gierig Bourgets Roman „Der Schüler", ferner den Roman „Ohne Dogma" von Sienkiewicz, Sedlows „Saschenka" und seine Erzählungen von „Neuen Menschen". „Neu" an diesen Menschen war ihr scharf ausgeprägtes Streben nach Individualität. Diese neue Tendenz gefiel sehr: die Jugend übertrug sie mit großem Eifer in das

praktische Leben und verlachte und kritisierte scharf die „Pflicht" der Intelligenz, die soziale Frage zu lösen.

Manche von den neugebackenen Individualisten fanden in dem Determinismus des Marxschen Systems eine Stütze.

Der Seminarist Troïzkij aus Jaroslawl — er war später Arzt in Frankreich, in Orleans — ein guter Redner und leidenschaftlicher Debatteur, sagte einmal:

„Die geschichtliche Notwendigkeit ist genau so gut Mystik wie die Lehre der Kirche von der Prädestination und genau solch hanebüchener Quatsch wie der volkstümliche Glaube an das Schicksal. Der Materialismus bedeutet den Bankerott, er kann die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen des Lebens nicht fassen, er verzerrt sie alle und reduziert sie auf einen einzigen, den allereinfachsten Urgrund. Diese Vereinfachung ist aber der Natur fremd und feindlich; ihr Gesetz ist ja gerade die Entwicklung vom Einfachen zum Zusammengesetzten und Komplizierten. Das Bedürfnis zu vereinfachen ist eine Kinderkrankheit von uns, die lediglich davon zeugt, daß die Vernunft einstweilen noch machtlos ist und noch keine Harmonie in die Gesamtsumme, das ganze Chaos der Erscheinungen, zu bringen vermag."

Manche stützten sich freudig auf Adam Smiths sie völlig befriedigende Dogmatik des Egoismus, und sie wurden zu Materialisten im alltäglichen, vulgären Sinne des Wortes. Die meisten von ihnen urteilten ungefähr so:

„Wenn es eine geschichtliche Notwendigkeit gibt, die durch ihre Macht die Menschheit auf den Pfaden des Fortschritts leitet, so heißt das: es geht eben auch ohne uns."

Und sie steckten die Hände in die Taschen und pfiffen sich eins. Den großen Redegefechten wohnten sie lediglich als Zuhörer bei: sie schauten zu wie Krähen, die auf einem Zaun sitzen und gemächlich einen erbitterten Hahnenkampf beob-

achten. Manchmal — und das immer häufiger — verlachte die Jugend in grober Weise die „Hüter der Traditionen der heroischen Periode". Meine Sympathien waren gerade auf der Seite dieser „Hüter der Traditionen", meist etwas sonderlicher, aber erstaunlich ehrlicher Leute. Sie kamen mir fast vor wie Heilige mit ihrer Schwärmerei für das „Volk", das Objekt aller ihrer Liebe, ihrer Sorgen und Mühen. Ich sah in ihnen etwas Heroisch-Komisches; aber ihre ganze Romantik, genauer gesagt, ihr sozialer Idealismus zog mich doch sehr an. Allerdings bemerkte ich auch, daß sie dem Volk allzu zarte Farben gaben, ich begriff, daß das Volk, von dem sie dauernd redeten, gar nicht existierte auf Erden. Auf unserer Erde lebt nur, voller Geduld, der kurzsichtige, schlaue, sehr eigennützige Bauer, der argwöhnisch und feindselig allem gegenübersteht, was nicht zu seinen Interessen gehört; da lebt ferner der stumpfsinnig spitzbübische Spießbürger, bis obenhin voller Aberglauben und Vorurteil — viel giftiger als alle Vorurteile der Bauern; es arbeitet auf unserer Erde der langbärtige, robuste Kaufmann, ohne Hast sich sein sattes und, soweit wie erlaubt, tierisches Leben formend.

In diesem Chaos sich widersprechender, einander immer feindseligerer Meinungen, in dem Kampf zwischen Gefühl und Vernunft, in all diesen Schlachten, aus denen die Wahrheit meiner Meinung nach nur Hals über Kopf ausreißen oder schwer verwundet forthinken konnte — in diesem Brodeln und Sieden der Ideen fand ich nichts, was mir nach dem Herzen gewesen wäre.

Wenn ich von solchen Stürmen heimkehrte, notierte ich mir die Gedanken und Aussprüche, die mich durch ihre Form oder ihren Gehalt am meisten gepackt hatten, rief mir die Gesten und Posen der Redner ins Gedächtnis zurück, den Ausdruck ihrer Gesichter, den Glanz ihrer Augen — und immer mißfiel

mir die lächerliche Freude, die dieser oder jener von ihnen empfand, wenn es ihm gelungen war, dem Gegner einen tüchtigen Hieb mit Worten zu versetzen, ihm einen Stich ins Herz beizubringen. Es war sehr seltsam, mitanzusehen, wie man unter Zuhilfenahme von eristischen Kunstgriffen vom Guten und Schönen, von Menschlichkeit und Gerechtigkeit perorierte, wie man dabei die Eigenliebe des andern nicht im geringsten schonte, oft ganz unverhüllt, häßlich gereizt und boshaft, von dem Wunsche beseelt, nur zu verletzen.

Ich verfügte nicht über die Disziplin oder, richtiger gesagt, über die Technik des Denkens, welche nur die Schule dem Menschen verleiht; ich hatte viel Material in mir angehäuft, das aber noch ernsthafter Verarbeitung bedurfte, und für diese Verarbeitung brauchte ich freie Zeit, die mir eben nicht zur Verfügung stand. Mich peinigten die Widersprüche zwischen Büchern, an die ich fast unerschütterlich glaubte, und dem Leben, das ich jetzt einigermaßen kannte. Ich verstand, daß gerade das mich verderbe; wie ein Schiff, dessen Ladung nachlässig verstaut ist, bekam ich zu starkes Übergewicht nach einer Seite. Um die Harmonie des Chores nicht zu stören, versuchte ich, der ich einen lustigen Tenor hatte, doch in dumpfem Baß zu reden wie die vielen andern. Das fiel mir aber schwer und brachte mich in die schiefe Lage eines Menschen, der zu seiner ganzen Umgebung freundlich und bedachtsam sein möchte und gegen sich selbst dadurch unaufrichtig wird.

Genau so wie in Kasan, in Borisoglebsk, in Zarizyn, empfand ich auch hier Befremdung und Sorge, wenn ich das Leben der „Intelligenz" beobachtete. Eine Menge gebildeter Menschen führte ein schweres, demütigendes Hungerdasein, vergeudete wertvollste Kräfte nur für den Broterwerb, und dabei war das Leben ringsum so erschreckend arm an Vernunft. Das schmerzte mich ganz besonders. Ich sah, daß alle diese

in verschiedener Weise guten Menschen Fremde in ihrer eigenen Heimat waren, in einer ihnen feindlichen Umgebung lebten, die ihnen argwöhnisch und spöttisch gegenüberstand. Aber diese Umgebung selbst faulte im Sumpfe des verdammten idiotischen Kleinkrams des Lebens.

Auch jetzt wieder blieb mir unklar: weshalb macht die „Intelligenz" so gar keine energischen Anstrengungen, um in die Masse der Menschen einzudringen, deren ödes Dasein mir so völlig nutzlos vorkam, mich durch seine geistige Armut empörte, durch seinen ungeheuerlichen Stumpfsinn und besonders durch die gleichgültige Roheit der Menschen untereinander.

Mit großer Sorgfalt suchte ich die wenigen kleinen Krümel alles dessen zu sammeln, was man ungewöhnlich nennen könnte, gut, uneigennützig, schön — bis zum heutigen Tage glühen noch in meinem Gedächtnis diese Fünkchen des Glückes, im Menschen den Menschen zu sehen! Aber trotzdem litt ich geistigen Hunger, und das Rauschgift meiner Bücher konnte mich nicht mehr sättigen. Mich verlangte nach irgendeiner vernünftigen Arbeit, nach einer wirklich großen Tat; ich wollte rebellieren, und manchmal schrie ich laut:

„Weiter ausgreifen ..."

„Greif lieber an deine eigene Nase!" riet mir ironisch Annenskij, der immer ein treffendes Wort bereit hatte.

... In diese Zeit fällt auch eine mir sehr denkwürdige Unterhaltung mit Korolenko.

In einer Sommernacht saß ich auf dem „Otkos", in den Anlagen am hohen Ufer der Wolga, von wo man einen schönen Fernblick auf die öden Wiesen des andern Ufers und durch die Zweige der Bäume hindurch auf den Strom selbst hatte. Ohne daß ich sein Kommen gesehen oder gehört hätte, saß plötzlich Korolenko neben mir auf der Bank. Ich bemerkte ihn erst, als er mich mit der Schulter anstieß und sagte:

„Aber — wie kann man denn so verträumt sein! Ich wollte Ihnen schon den Hut abnehmen; ich dachte nur, ich würde Sie vielleicht erschrecken!"

Er wohnte sehr weit entfernt am entgegengesetzten Ende der Stadt, und es war schon gegen zwei Uhr nachts. Sichtlich müde, den Krauskopf unbedeckt, saß er da und wischte sich mit seinem Tuch das Gesicht.

„Sie gehen recht spät spazieren", sagte er.

„Sie doch auch..."

„Allerdings. Ich hätte also sagen müssen: wir gehen recht spät spazieren! — Nun, wie geht's Ihnen? Was treiben Sie?"

Nach einigen nebensächlichen Redensarten fragte er:

„Sie sollen doch auch zu Skworzows Kreis gehören? Was ist das eigentlich für ein Mensch?"

Pawel Nikolajewitsch Skworzow war damals einer der besten Kenner der Theorien von Marx. Dabei hatte er kein Buch gelesen außer dem „Kapital" und rühmte sich dessen sogar. Etwa zwei Jahre vor dem Erscheinen von Peter Struves „Kritischen Bemerkungen" hatte er im Salon des Advokaten Stscheglowitow einen Vortrag gehalten, dessen Grundthesen genau dieselben waren wie die von Struve: nur, daran entsinne ich mich noch ganz genau, viel schärfer in der Form. Seit diesem Vortrag galt Skworzow als Ketzer, was ihn aber nicht hinderte, seinen Kreis von jungen Leuten um sich zu sammeln. Von den Mitgliedern dieses Kreises spielten später viele eine sehr angesehene Rolle bei der Organisation der russischen sozialdemokratischen Partei. Skworzow war in Wahrheit ein Mensch „nicht von dieser Welt". Wie ein Asket lief er winters und sommers in einem leichten Paletot herum, in mangelhaften Schuhen: er führte ein wahres Hungerdasein und war trotzdem stets bestrebt, seine Bedürfnisse noch mehr einzuschränken. Wochenlang lebte er nur von Zucker, aß drei achtel Pfund täglich,

nicht mehr und nicht weniger. Durch diesen Versuch einer „rationellen Ernährung" zog er sich eine allgemeine Schwächung des ganzen Organismus und eine ernstliche Nierenkrankheit zu.

Er war nicht groß von Wuchs und fast schon ganz grau. Aber in seinen hellblauen Augen lag das Lächeln eines glücklichen Menschen, der eine Wahrheit kennt, die als Ganzes niemandem außer ihm allein zugänglich ist. Für alle Andersdenkenden hatte er eine gewisse mitleidige, aber nicht kränkende leise Verachtung. Er rauchte dicke Zigaretten aus billigem Tabak, die er in ein fast einen halben Meter langes Mundstück aus Bambusrohr steckte, das er immer wie einen Dolch im Hosengürtel trug.

Ich sah Pawel Nikolajewitsch einmal inmitten einer Herde von Studenten, die kollektiv einer von auswärts gekommenen jungen Dame den Hof machten, einem Wesen von seltener Schönheit. Skworzow machte den jungen Stutzern Konkurrenz, bemühte sich auch stark um das Fräulein und wirkte erhaben lächerlich mit seiner langen Zigarettenspitze, ganz grau in einer Wolke grauen Qualmes. Er stand in der Ecke, hob sich scharf von dem Hintergrunde des weißen Kachelofens ab, verzapfte methodisch ruhig, im Tonfall eines altgläubigen Psalmenlesers, schwergewichtige Worte der Verneinung von Poesie, Musik, Theater, Tanz und paffte das schöne Mädchen dabei unablässig an.

„Schon Sokrates hat gesagt, Vergnügungen seien schädlich!" behauptete er, jede Widerlegung abweisend.

Der elegante Braunkopf hörte ihm zu. Das Mädchen trug eine weiße Gazebluse, wippte kokett mit den hübschen Füßchen und schaute den Weisen etwas gezwungen liebenswürdig mit ihren wundervollen dunklen Augen an — wohl mit demselben Blick, mit dem einmal die Schönen von Athen den stups-

nasigen Sokrates mögen angesehen haben. Dieser Blick fragte stumm aber vielsagend:

„Hörst du denn nicht endlich auf? Gehst du nicht bald?"

Er bewies ihr, daß Korolenko ein ganz schädlicher Idealist und Metaphysiker sei, daß die gesamte Literatur — er hatte sie nie gelesen! — nur versuche, den fauligen Kadaver der Anschauungen der „Narodniki" zu galvanisieren. So dozierte er, dann schob er endlich seine Zigarettenspitze in den Gürtel und trat feierlich ab. Die junge Dame geleitete ihn bis zur Tür, warf sich dann, völlig erschöpft, aber selbstverständlich mit tadelloser Haltung, aufs Sofa und rief kläglich aus:

„Herrgott, das ist doch überhaupt kein Mensch mehr, das ist ja einfach — einfach schlechtes Wetter!"

Korolenko hörte meinen Bericht lachend an, schwieg ein Weilchen, schaute auf den Fluß hinunter, kniff die Augen zu und begann dann leise, freundschaftlich:

„Übereilen Sie sich ja nicht bei der Wahl eines Glaubens! Ich sage absichtlich: bei der W a h l eines Glaubens, denn es kommt mir so vor, als erarbeite man sich den Glauben heutzutage nicht mehr, sondern wähle ihn — fix und fertig. So wird jetzt der Materialismus bei uns Mode; er besticht durch seine Einfachheit. Er entzückt besonders diejenigen, die zum selbständigen Denken zu faul sind. Besonders gern nehmen ihn solche Gecken an, denen immer alles Neue gefällt, wenn es auch weder ihrer Natur noch ihrem Geschmack oder ihren Neigungen entspricht...

Er sprach nachdenklich, als plauderte er mit sich selbst, unterbrach sich häufig und lauschte, als unten am Gestade ein Dampfrohr fauchte, als Sirenen auf dem Flusse heulten...

Er meinte, jeder vernünftige Versuch, die Erscheinungen des Lebens zu erklären, verdiene Interesse und Achtung; man dürfe aber nicht vergessen, daß das Leben aus zahllosen, einander

seltsam schneidenden Kurven bestehe und daß es sich nur sehr schwer in die „Quadrate logischer Konstruktionen" einzwängen lasse.

„Es ist schon schwer genug, diese Kurven in leidliche Ordnung zu bringen, diese einander schneidenden Linien der menschlichen Handlungen und Beziehungen", sagte er mit einem Seufzer und fächelte sich mit dem Hut vor dem Gesicht.

Mir gefiel die Schlichtheit seiner Rede und sein weicher, nachdenklicher Ton. Aber im Grunde genommen war alles, was er über den Marxismus sagte, mir — wenn auch anders formuliert — bereits bekannt. Als er innehielt, fragte ich ihn rasch, weshalb er immer so gleichmäßig und ruhig sei?

Er setzte den Hut auf, schaute mir ins Gesicht und antwortete lächelnd:

„Weil ich weiß, was ich will, und von der Nützlichkeit meines Tuns überzeugt bin. Weshalb fragen Sie mich?"

Da begann ich ihm von all meinen Zweifeln und Sorgen zu berichten. Er rückte von mir ab, beugte sich etwas vor, um mir besser ins Gesicht schauen zu können, und hörte schweigend, aufmerksam zu:

Dann sagte er leise:

„Vieles von dem, was Sie sagen, ist wahr! Sie sind ein guter Beobachter..."

Er lächelte und legte mir eine Hand auf die Schulter.

„Ich hätte nicht gedacht, daß diese Fragen Sie so aufregen. Man hat Sie mir immer ganz anders geschildert... als lustigen, ein bißchen groben Menschen und als Feind der Intelligenz..."

Und dann sprach er mit ganz besonderem Nachdruck von der russischen Intelligenz: sie sei stets und überall vom Volke losgerissen gewesen, und zwar deshalb, weil sie vorwärtsschreite — das sei ihre historische Bedeutung.

„Die Intelligenz ist die Hefe für jeden Gärungsprozeß im Volke und der Grundstein im Fundament jedes neuen Baues. Sokrates, Giordano Bruno, Galilei, Robespierre, unsere Dekabristen, die Perowskaja und Sheliabow, alle, die jetzt als Verbannte hungern, und alle, die heute, jetzt in dieser Nacht, hinter den Büchern sitzen und sich für den Kampf um die Gerechtigkeit — und vor allen Dingen fürs Gefängnis — vorbereiten, sie alle stellen die lebendige Kraft des Lebens dar, seine schärfste und wirksamste Waffe."

Erregt erhob er sich, ging vor der Bank hin und her und fuhr fort:

„Die Menschheit fing an dem Tage an, ihre Geschichte zu bauen, als der erste ‚Intellektuelle' auftauchte. Der Mythos von Prometheus ist die Erzählung von einem Menschen, der das Feuer erfand und dadurch mit einem Schlage den Menschen vom Tiere schied. Sie haben ganz richtig die Mängel der russischen Intelligenz bemerkt, ihre Buchgelehrsamkeit, ihre Lebensfremdheit — aber es ist doch noch sehr fraglich, ob das wirklich F e h l e r sind? Manchmal muß man, um gut sehen zu können, sich gerade vom Objekt entfernen, aber nicht sich nähern! Vor allen Dingen aber möchte ich Ihnen einen freundschaftlichen Rat geben — denn ich halte mich für erfahrener, als Sie es zur Zeit sind — Sie müssen mehr auf die g u t e n Seiten achten! Wir alle neigen viel zu sehr dazu, stets nur die F e h l e r aufzuzählen — das ist immer sehr einfach und hat seine Vorteile. Beachten Sie aber: Voltaire war ungeachtet aller seiner Genialität ein schlechter Mensch; trotzdem war es eine große Tat, als er die Verteidigung eines unschuldig Verurteilten in die Hand nahm. Ich will gar nicht darüber reden, wie viel düstere Vorurteile er vernichtet hat; aber gerade dieses feste Eintreten für einen anscheinend ganz hoffnungslosen Fall — das war wirklich eine große Tat! Er begriff, daß der Mensch

vor allen Dingen h u m a n sein soll. Gerechtigkeit m u ß sein! Wenn diese sich allmählich, in kleinen Funken, ansammelt und schließlich zum großen Feuer wird, dann verbrennt dieses am Ende doch einmal a l l e Lüge und a l l e n Schmutz der Erde, und erst dann wird das Leben seine schwerfälligen, traurigen Formen durch andere ersetzen. Unbeugsam, ohne Rücksicht auf sich selbst, ohne Rücksicht auf irgendwen, irgendwas — suchen Sie stets Gerechtigkeit ins Leben zu tragen! Das ist meine Meinung."

Sichtlich abgespannt — er hatte sehr lange gesprochen — setzte er sich auf die Bank, warf dann aber einen Blick auf den Himmel und sagte:

„Aber wissen Sie, es ist wirklich recht spät geworden, oder vielmehr früh — es wird ja schon hell! Nach Regen sieht es auch aus. Kommen Sie, es ist höchste Zeit, nach Hause zu gehen."

Ich wohnte nur ein paar Schritte entfernt, er hatte aber zwei Werst weit zu gehen. Ich bot ihm an, ihn zu begleiten, und wir wanderten unter dem dunkelbewölkten Himmel durch die Straßen der schlummernden Stadt.

„Wie ist's denn — schreiben Sie wieder etwas?"

„Nein."

„Warum denn nicht?"

„Hab' keine Zeit."

„Schade! Das ist nicht richtig. Wenn Sie wollten, würden Sie schon Zeit finden. Ich bin wirklich ernsthaft der Meinung, daß Sie Talent haben. Sie sind nur schlechter Laune, verehrter Herr..."

Er fing an, mir von dem ewig unseßhaften Gleb Uspenskij zu erzählen. Aber plötzlich prasselte ein strömender Sommerregen hernieder und überzog die Stadt wie mit einem grauen Netz. Wir traten für ein paar Minuten unter einen Torweg; als wir sahen, daß es sich einregnete, trennten wir uns...

IV

VON DER SCHÄDLICHKEIT DER PHILOSOPHIE

Schon längst fühlte ich den zwingenden Drang, mir darüber klar zu werden, wie die Welt, in der ich lebe, eigentlich entstanden sei und wie ich sie begreifen könnte. Dieser ganz natürliche und im Grunde genommen sehr bescheidene Wunsch wuchs allmählich in mir zu einem unwiderstehlichen Bedürfnis an, und so begann ich, mit aller Energie der Jugend, meine Bekannten hartnäckig mit „kindischen Fragen" zu belästigen. Die einen verstanden mich tatsächlich nicht und empfahlen mir die Bücher von Lyell und Lubbock: andere lachten mich gründlich aus und fanden, ich beschäftige mich mit „Quatsch". Jemand gab mir die „Geschichte der Philosophie" von Lewes: ich fand das Buch aber langweilig und las es deshalb nicht weiter.

Unter meinen Bekannten war damals ein seltsam aussehender Student aufgetaucht. Er ging stets in verschlissenem Mantel und kurzem blauem Hemde, das er hinten immer wieder herunterziehen mußte, um einen gewissen Mangel im unteren Teil seines Kostüms zu verbergen; er war kurzsichtig, trug deswegen eine Brille, und hatte einen kleinen geteilten Kinnbart. Seine Haare ließ er lang wachsen, wie ein Nihilist: sie waren rötlich, erstaunlich dicht und fielen ihm in geraden, harten Strähnen bis auf die Schultern. Das Gesicht dieses Menschen erinnerte ein wenig an das Bild des Heilands auf den Darstellungen des Schweißtuches der heiligen Veronika. Er bewegte sich langsam, mit Unlust, fast widerwillig; auf Fragen, die man an ihn richtete, antwortete er nur knapp — teils finster, teils

spöttisch. Ich hatte beobachtet, daß er, wie Sokrates, gern in Fragen sprach. Alle standen ihm feindselig gegenüber.

Auch ich hatte seine Bekanntschaft gemacht, und obwohl er etwa vier Jahre älter war als ich, traten wir uns doch rasch freundschaftlich näher. Er hieß Nikolaj Sacharowitsch Wasiljew; sein Spezialfach war Chemie.

Er war im Grunde ein prächtiger, sehr gebildeter Mensch; aber er hatte, wie fast alle begabten Russen, seine Sonderlichkeiten. So aß er gern große, dick mit Chinin bestreute Stücke Schwarzbrot, schmatzte dabei genießerisch und versicherte mir, Chinin sei eine sehr schmackhafte Näscherei. Vor allem aber sei es nützlich: es bändige das „Rasen des Geschlechtstriebes". Überhaupt stellte er mit sich selbst allerhand nicht gerade ungefährliche Experimente an. Einmal nahm er Bromkali und rauchte hinterher Opium — bekam Krämpfe davon und wäre fast gestorben. Ein andermal trank er eine starke Lösung irgendeines Metallsalzes und mußte das auch beinahe mit dem Leben bezahlen. Der hinzugerufene Arzt, ein finsterer, alter Herr, untersuchte den Rest der Flüssigkeit und erklärte:

„Ein Pferd wäre an der Portion verreckt! Vielleicht sogar zweie. Ihnen geht der Spaß aber auch nicht umsonst hin, davon können Sie überzeugt sein!"

Mit all solchen Experimenten hatte sich Nikolaj sämtliche Zähne verdorben: sie waren ganz grün und bröckelten ab. Sein Ende war schließlich, daß er sich — mit Absicht oder aus Versehen — im Jahre 1901 als Assistent von Professor Konowalow in Kijew beim Arbeiten mit Indigoid vergiftete.

In den Jahren 1889—90 aber war er noch ein kräftiger, gesunder Kerl, exzentrisch witzig und lustig, wenn er mit mir allein war, aber immer etwas bissig in Gesellschaft.

Ich weiß noch, wir hatten irgendeine rechnerische Arbeit für das Semstwoamt übernommen, die uns einen Rubel

täglich einbrachte. Und Nikolaj sang, nach einer bekannten Melodie:

„Hundertdreiundzwanzig
Und noch zweiundzwanzig —
Hundertfünfundvierzig,
Hundertfünfundvierzig."

So sang er zehn Minuten, eine halbe Stunde — und sang immer noch. Sein Tenor wurde immer näselnder. Schließlich bat ich ihn:

„Hör doch endlich auf!"

Er schaute auf die Wanduhr und sagte:

„Du hast aber gute Nerven! Nicht jeder hält solche Quälerei siebenundvierzig Minuten lang aus. Einmal habe ich einem Bekannten, einem Mediziner, das ‚Halleluja' vorgesungen — der hat mir schon nach dreizehn Minuten einen gußeisernen Aschenbecher an den Kopf geworfen. Und dabei wollte der Mensch sogar Irrenarzt werden!"

Nikolaj las andauernd deutsche philosophische Bücher und plante eine Arbeit über „Hegel und Swedenborg'. Hegels Phänomenologie des Geistes war für ihn humoristische Lektüre: er lag lang auf unserm Sofa — das von uns „der Kamm des Kaukasus" genannt wurde — klopfte sich mit dem Buche den Bauch, strampelte mit den Beinen und lachte fast bis zu Tränen.

Als ich ihn fragte, worüber er so furchtbar lache, antwortete er mitleidig:

„Das kann ich dir wirklich nicht so erklären, Teuerster — bring's nicht fertig. Die Geschichte ist tatsächlich zu knifflig. Das verstehst du doch nicht. Aber, du kannst mir glauben, es ist wirklich zum Totlachen ..."

Erst auf meine dringenden Bitten erzählte er mir dann voller Begeisterung von der „Mystik des Vernünftigen". Ich verstand tatsächlich nichts von alledem und war darüber sehr bekümmert.

Von seinen philosophischen Studien pflegte er zu sagen:

„Weißt du, mein Junge, das ist mindestens ebenso interessant, wie Sonnenblumenkerne zu knacken, und annähernd ebenso nützlich."

Als ich in den Hundstagen aus Moskau zurückkam, wandte ich mich natürlich wieder mit meinen „kindischen Fragen" an ihn und bereitete ihm dadurch große Freude.

„Aha, es wird um Philosophie gebeten? Ausgezeichnet! Das habe ich gern. Solche geistige Nahrung soll dir gespendet werden, in dem Quantum, so dir not tuet!"

Er erbot sich, mir ein paar Vorlesungen zu halten.

„Das ist leichter und hoffentlich auch angenehmer für dich, als wenn du immer nur an deinem Lewes saugst."

Einige Tage darauf saß ich spät abends in einem einsamen Garten in einer halbzerfallenen Laube. Ringsum standen mit Flechten überwachsene Apfel- und Kirschbäume; wildwuchernde Himbeer-, Johannisbeer- und Stachelbeersträucher versperrten die Pfade mit Tausenden zäher Zweige. Auf diesen Pfaden wandelte in einem grauen Schlafrock Nikolajs Vater einher. Er war Beamter im Geistlichen Konsistorium und litt schon stark an Altersschwäche.

Rundherum ragten die Wände von Schuppen gen Himmel; der Garten befand sich also gewissermaßen am Boden einer viereckigen schwarzen Grube, und je mehr die Nacht hereinbrach, desto tiefer schien diese Grube zu sein. Es war schwül — vom Hofe kam der schwere Gestank der im Laufe des Tages von der brennenden Junisonne stark erhitzten Abwässer.

„So — jetzt wollen wir philosophieren", sagte Nikolaj schmatzend und seine eigenen Worte genießend. Er saß in einer Ecke der Laube und stützte sich mit den Ellbogen auf einen in die Erde eingelassenen Tisch. Die Glut seiner Zigarette beleuchtete beim Aufflammen sein seltsames Gesicht und

spiegelte sich in seinen Brillengläsern. Nikolaj fieberte etwas, er wickelte sich fröstelnd in seinen alten Paletot und scharrte mit den Füßen auf dem Lehmboden der Laube. Der Tisch knarrte als sei er ärgerlich.

Gespannt lauschte ich der gedämpften Stimme meines Freundes. Er erklärte mir fesselnd und allgemeinverständlich das System des Demokritos, erzählte von der Atomtheorie und wie die Wissenschaft sie akzeptiert habe. Dann sagte er plötzlich: „Warte mal", und schwieg lange, während er eine Zigarette nach der andern rauchte.

Die Nacht war schon vollends herniedergesunken, eine Nacht ohne Mond und Sterne. Der Himmel über dem Garten war schwarz: es war immer schwüler geworden. Nebenan, im Hause des Psychiaters Kastschenko, sang rührselig ein Violoncell; vom Dachgeschoß her, aus einem offnen Fenster, klang greisenhaftes Husten.

„Also hör mal, mein Lieber," hub dann Nikolaj wieder an, eifrig rauchend und seine Stimme noch mehr senkend, „du mußt alle diese Dinge mit größter Vorsicht behandeln. Irgend jemand — ich habe vergessen, wer es war — hat sehr gescheit gesagt, die Überzeugungen aufgeklärter Menschen seien genau so konservativ wie die ausgetretenen Pfade des ganz ungebildeten Denkens der abergläubischen Masse des Volkes. Das ist ein ketzerischer Gedanke; aber in ihm liegt eine traurige Wahrheit. Und nach meiner Meinung ist sie noch sehr milde ausgedrückt. Nimm diesen Gedanken in dich auf und bewahre ihn wohl!"

Ich entsinne mich noch sehr gut dieser Worte, wahrscheinlich des besten und freundschaftlichsten Rates, den mir jemals jemand gegeben hat. Diese Worte rüttelten mich auf, fanden lauten Widerhall in meiner Seele und spannten meine Aufmerksamkeit noch mehr.

„Ich möchte, daß du bis ans Ende deiner Tage so bleibst, wie du jetzt bist. Halte die Erkenntnis fest, die du bereits hast: die Freiheit des Denkens ist die einzige, die wertvollste Freiheit, die der Mensch erringen kann. Nur derjenige besitzt sie, der n i c h t s auf Treu und Glauben hin annimmt, der a l l e s prüft, der die Kontinuität der Entwicklung des Lebens wohl begriffen hat, seine unaufhörliche Bewegung, den nie endenden Wechsel der Erscheinungen der Wirklichkeit."

Er erhob sich, kam um den Tisch herum und setzte sich neben mich.

„Alles, was ich dir gesagt habe, läßt sich restlos in den Worten ausdrücken: lebe mit dem Verstande! So ist es! Ich will durchaus nicht etwa meine Ansichten in deinen Schädel hämmern; ich kann überhaupt niemanden etwas lehren — außer Mathematik, beiläufig gesagt. Ganz besonders dich kann ich n i c h t s lehren, verstehst du? Ich erzähle nur. Einen andern Menschen sich selbst ähnlich machen wollen — nein, mein Junge, das halte ich für eine Schweinerei. Vor allen Dingen möchte ich nicht, daß du ähnlich wie ich denkst! Das paßt ganz und gar nicht für dich, Teuerster, denn ich denke s c h l e c h t."

Er warf seine Zigarette auf die Erde und trat sie mit zwei etwas übertrieben energischen Fußtritten aus. Aber er zündete sofort eine neue an, wärmte an dem Flämmchen des Streichholzes seinen Daumennagel und fuhr fort, unfroh lachend:

„Ich bin zum Beispiel der Ansicht, daß die Menschheit bis ans Ende ihrer Tage Tatsachen beschreiben und aus diesen Beschreibungen mehr oder weniger mißlungene Schlüsse über die Existenz der Wahrheit ziehen oder aber, ohne Rücksicht auf die Tatsachen, einfach Phantasiegebäude errichten wird. Abseits davon — oder darüber oder darunter — ist G o t t. Aber Gott ist für mich nicht akzeptabel. Vielleicht existiert er wirk-

lich, aber — ich will es nicht! Siehst du, wie wenig schön ich denke? Jawohl, Teuerster! Es gibt Menschen, die Idealismus und Materialismus für völlig gleichwertige Verirrungen des Verstandes halten. Sie befinden sich in der Lage von Teufeln, denen die schmutzige Hölle zuwider geworden ist, die aber von der öden Harmonie des Paradieses auch nichts wissen wollen."

Er seufzte und lauschte auf das Cellospiel.

„Kluge Leute behaupten immer, wir wüßten nur das, was wir über Dinge denken, die wir sehen können, aber wir wüßten nicht, ob wir auch das Richtige denken, und ob wir so denken, wie es nötig ist? Aber, glaub du lieber auch daran nicht. Such selbst..."

Seine Worte hatten mich tief bewegt: ich verstand immerhin soviel davon, wie ich verstehen mußte, um Nikolajs Seelenschmerz mitfühlen zu können. Wir reichten uns die Hände und standen eine Minute stumm da. Es war ein schöner Augenblick! Wahrscheinlich einer der besten, glücklichsten Augenblicke meines Lebens. Dabei ist dieses Leben doch reichlich bunt und hätte mir wohl eigentlich mehr solche Augenblicke geben können! Übrigens ja — der Mensch ist habgierig. Das ist eine von seinen Tugenden, aber aus Mißverständnis oder, richtiger gesagt, wohl aus Heuchelei wird diese Tugend als Laster angesehen.

Wir traten auf die Straße hinaus, blieben vor dem Tor stehen und lauschten dem Rollen des fernen Donners. Über die schwarzen Wolken zuckte der Widerschein der Blitze, im Osten glühten die Wolken schon und vergingen im Feuer der Morgenröte.

„Hab Dank, Nikola!"

„Keine Ursach'..."

Ich entfernte mich.

„Du, hör mal," klang fröhlich und vernehmbar seine Stimme mir nach, „da in Moskau lebt der Sektierer Orlow, ein wundervoller alter Knopp! Der sagt immer: ‚Die Wahrheit besteht lediglich im Nachdenken über sie.' Na also, nun geh. Auf morgen..."

Als ich ein paar Schritte gemacht hatte, sah ich mich um. Nikolaj stand da, an einen Laternenpfahl gelehnt, und schaute gen Himmel, nach Osten. Blaue Rauchwölkchen schwebten über seinem Haarschopf. Ich verließ ihn in einer herrlichen lyrischen Stimmung: jetzt muß sich das Tor des „großen Geheimnisses" vor mir öffnen!

Jedoch am nächsten Tage ließ Nikolaj vor mir das unheimliche Weltbild entstehen, das Empedokles entworfen hat. Dieses seltsame Weltbild mußte wohl ganz besonders die Sympathien des Vortragenden besitzen. Nikolaj zeichnete es mir voll Begeisterung, zum Greifen deutlich, geistvoll, und er schmatzte häufiger als sonst vor Behagen.

Ebenso wie am Tage vorher war es später Abend. Den Tag über hatte es andauernd geregnet. Im Garten war es feucht, der Wind ging, Schatten zogen vorbei, am Himmel trieben eilig schwarze Wolkenfetzen dahin und ließen blaue Abgründe und die Sterne sehen.

Ich sah etwas unbeschreiblich Furchtbares... In einem riesigen, umgeworfenen Kelch ohne Boden wimmeln Ohren, Augen, Hände mit gespreizten Fingern, rollen Köpfe ohne Gesichter, laufen menschliche Beine, jedes allein für sich; etwas Plumpes, Haariges, wie ein Bär, hüpft herum; wie riesige Spinnen krabbeln Wurzeln von Bäumen, deren Zweige und Blätter für sich allein leben; da fliegen verschiedenfarbige Flügel; stumm schauen mich augenlose Gesichter riesiger Stiere an, und die dazugehörigen runden Augen springen angstvoll über ihnen herum; hier läuft das beflügelte Bein eines Kamels, hinter ihm

rennt eilig ein gehörnter Eulenkopf... Der ganze mir sichtbare Raum des Kelches ist voll wirbelnder Bewegung einzelner Glieder, Teile, Stücke — die sich manchmal wie zum Hohn widernatürlich vereinen.

Mitten in diesem Chaos düsterer Zerrissenheit, im stummen Wirbel zerfetzter Leiber bekämpfen sich majestätisch Haß und Liebe, einander zum Verwechseln ähnlich. Von ihnen geht ein durchsichtiger, bläulicher Glanz aus, der an den Himmel eines Wintersonnentages denken läßt und die ganze sich bewegende Masse mit seinem eintönig-toten Licht überflutet.

Ich hörte nicht mehr, was Nikolaj sagte, mich hatte diese Erscheinung völlig überwältigt, als drehte auch ich mich langsam mit in der in Stücke geborstenen, gleichsam innen zerrissenen, spiralwegig in einen bodenlosen Abgrund versinkenden Welt blauen Glanzes. So benommen war ich von dem Geschauten, daß ich, ganz erstarrt, nicht gleich auf Nikolajs Fragen antworten konnte:

„Du! Schläfst du? Hörst du nicht?"

„Ich kann nicht mehr..."

„Warum denn nicht?"

Ich erklärte es ihm.

„Deine Phantasie geht durch mit dir, Teuerster", sagte er und zündete sich eine neue Zigarette an. „Das ist nicht sehr löblich. Was meinst du, wollen wir lieber ein bißchen spazierengehen?"

Wir wanderten nach dem „Otkos" hinaus. Die Regenpfützen auf der Straße funkelten bald hell auf, bald verschwanden sie wieder im Dunkel; flinke Schatten huschten über Hausdächer und Erde.

Nikolaj hielt mir einen Vortrag darüber, wie viel besser und billiger es wäre, wenn man bei der Papierfabrikation die Lumpen mit chlorsaurem Kali bleichte. Dann erzählte er mir von

einem Professor, der ein Mittel suchte, um die Holzfasern zu verlängern.

Aber ich sah immer noch abgerissene Arme und traurige Augen vor mir schweben.

Am übernächsten Tage wurde Nikolaj telegraphisch nach Moskau berufen, in die Universität. Er reiste also ab und gab mir vorher noch den Rat, mich bis zu seiner Rückkehr nicht mit Philosophie zu beschäftigen.

Ich blieb zurück, ein böses Chaos im Kopfe, mit erregter Seele. Aber ein paar Tage später fühlte ich, wie mein Hirn sich auflöste und ins Sieden kam, seltsame Gedanken erzeugend, phantastische Erscheinungen und Bilder. Eine das Leben aussaugende Schwermut packte mich; ich fürchtete irrsinnig zu werden. Doch ich war tapfer und beschloß, bis zum Ende durchzuhalten. Wahrscheinlich hat das mich gerettet.

Grausige Nächte verlebte ich. Ich saß manchmal auf dem „Otkos", schaute in die trübe Ferne der Wiesen am andern Wolgaufer, nach dem Himmel, an dem wie goldener Staub die Sterne funkelten — und plötzlich meinte ich, es müsse sofort am nächtlichen Blau des Himmels ein runder schwarzer Fleck erscheinen, als Öffnung eines grundlos-tiefen Brunnenschachtes, und ein feuriger Finger müsse daraus zum Vorschein kommen und mir drohen.

Oder: eine dicke graue Schlange mit eisigen Schuppen kriecht über den Himmel, fegt die Sterne weg, löscht sie aus und hinterläßt für ewig undurchdringliche, steinerne Finsternis und Stille. Es schien mir möglich, daß sich alle Sterne der Milchstraße zu einem feurigen Strom vereinten — der gleich auf die Erde niederstürzen müßte.

Plötzlich gähnte, an Stelle der Wolga, mit grauem Rachen ein bodenloser Erdspalt. Von allen Seiten liefen im Spiel Scharen von Kindern hinein, endlose Reihen von Soldaten mit Musik-

kapellen vorneweg rückten herbei, in Prozessionen zogen Massen Volks mit vielen Priestern, Kirchenbannern, Heiligenbildern heran; unzählbare Wagenparks kamen, Millionen von Bauern mit Stäben in Händen und Ranzen auf den Rücken, alle mit ganz bleichen Gesichtern. Auch die Wolken saugte dieser Erdspalt ein, den Himmel zog er an; wie ein Rad, zerbrochen, kam der Mond gerollt, und als ein Wirbelwind von kupfernen Schneeflocken stürzten die Sterne hernieder.

Ich wartete darauf, daß die breite Fläche der Wiesen sich aufrollte wie ein Bogen Papier, daß diese Rolle über den Fluß gleiten, das Wasser aufsaugen würde, daß auch das hohe Ufer des Flusses sich aufrollen würde wie Bast oder wie ein Stück Leder vorm Feuer... Und wenn alles Sichtbare sich in eine schwarze Rolle verwandelt hätte—dann würde jemandes schneeweiße Hand sie packen und forttragen. Ich aber würde allein bleiben, regungslos in der unerschütterlichen Stille hängend.

Aus dem Berge, auf dem ich saß, konnten große schwarze Kerle mit kupfernen Köpfen hervorkommen. Jetzt schreiten sie in dicht gedrängten Haufen durch die Luft und erfüllen sie mit betäubendem Lärm — dadurch stürzen, wie von einer unsichtbaren Säge gefällt, Bäume und Glockentürme; die Häuser fallen ein. Jetzt hat sich alles auf Erden in eine Säule grünlichen, heißen Staubes verwandelt, geblieben ist nur die runde, glatte Einöde und in ihrer Mitte — ich, allein für alle vier Ewigkeiten. Für alle v i e r... ich habe diese v i e r Ewigkeiten gesehen — riesige dunkelgraue Kreise aus Nebel oder Rauch — sie drehen sich langsam in undurchdringlicher Finsternis, heben sich kaum ab von ihr mit ihrer gespenstischen Farbe.

Ich sah auch G o t t. Das ist der Herr Zebaoth, ganz so, wie man ihn auf Heiligenbildern und Gemälden darstellt: würdevoll, graubärtig, mit gleichgültigen Augen. Einsam sitzt er auf einem großen, plumpen Throne, näht mit goldener Nadel und

hellblauem Faden ein ungeheuerlich langes, weites Hemd, das als durchsichtige Wolke bis zur Erde hinabreicht. Um Gott ist Leere, in die man nicht ohne Entsetzen hineinschauen kann, weil sie ununterbrochen, grenzenlos immer breiter und tiefer wird...

Auf dem andern Ufer des Flusses, aus der dunklen Ebene, wächst, beinahe bis zum Himmel reichend, ein menschliches Ohr, ein ganz gewöhnliches Ohr, mit dicken Haaren in der Ohrmuschel — es wächst empor und hört alles, was ich denke.

Mit einem langen, zweigriffigen, mittelalterlichen Henkersschwert — biegsam wie eine Peitsche ist es — habe ich eine zahllose Menge von Menschen erschlagen, die von rechts und links auf mich zugekommen sind, Männer und Frauen — alle nackt. Schweigend kamen sie, die Köpfe geneigt, und hielten demütig die Hälse hin. Hinter mir stand ein unbekanntes Wesen; seinem Willen gehorchend mordete ich — aber sein Atem traf mich ins Hirn wie Stiche kalter Nadeln.

Eine nackte Frau trat zu mir, mit Vogelpfoten statt der Füße; aus ihren Brüsten brachen goldene Strahlen hervor. Jetzt goß sie mir Hände voll glühheißen Öls auf den Kopf — und hell auflodernd, wie ein brennender Wattebausch, verschwand ich...

Der Nachtwächter Ibrahim Gubaidullin fand mich mehrmals in der obersten Allee des „Otkos" am Boden liegen und brachte mich nach Hause, mir freundlich zuredend:

„Wozu spazieren, wenn krank? Wenn krank — muß zu Hause bleiben!"

Manchmal, wenn mich meine Phantasiegebilde allzu arg quälten, lief ich zum Fluß und nahm ein Bad. Das half mir einigermaßen.

Zu Hause erwarteten mich zwei Mäuse, die ich mir gezähmt hatte. Sie wohnten hinter der hölzernen Wandbekleidung. In

Tischhöhe hatten sie sich ein Loch genagt und krochen direkt auf den Tisch hinaus, wenn ich bei dem von meiner Wirtin bereitgestellten Abendbrot saß und mit den Tellern klapperte...

Und plötzlich sah ich: die spaßigen Tierchen hatten sich in kleine graue Teufel verwandelt; sie saßen auf der Tabaksschachtel, ließen ihre zottigen Beinchen baumeln, schauten mich tiefernst an, und eine langweilige Stimme, ich weiß nicht wem gehörig, flüsterte — es klang fast wie das Rieseln des Regens:

„Der Daseinszweck aller Teufel ist, dem Menschen beim Aufsuchen des Unglücks behilflich zu sein..."

„Das ist eine Lüge", schrie ich wütend. „Kein Mensch sucht das Unglück..."

Da erschien „Niemand". Ich hörte, wie er an der Klinke der Pforte polterte, die Haustür öffnete, die Flurtür — jetzt ist er bei mir im Zimmer. Er ist rund wie eine Seifenblase, armlos, statt des Gesichts hat er ein Zifferblatt, dessen Zeiger Mohrrüben sind (gegen Mohrrüben habe ich seit meiner Kindheit eine Idiosynkrasie). Ich weiß, das ist der Ehemann der Frau, die ich liebe; er hat sich nur verkleidet, damit ich es nicht merke. So — jetzt verwandelt er sich in einen wirklichen Menschen, einen kleinen dicken Kerl mit blondem Bart und weichem Blick in guten Augen. Lächelnd sagt er mir all das Schlechte und wenig Schmeichelhafte, was ich von seiner Frau denke und was niemand außer mir wissen kann.

„Fort!" schreie ich ihn an.

Da höre ich hinter meinem Rücken jemand laut an die Wand klopfen. Das ist meine Wirtin, die liebe, kluge Felizata Tichomirowa. Ihr Klopfen führt mich wieder in die Welt der Wirklichkeit zurück. Ich gieße mir kaltes Wasser über den Kopf und springe, um nicht mit der Tür Lärm zu machen und die

Schläfer im Hause zu stören, durchs Fenster in den Garten hinaus. Dort sitze ich bis zum Morgen.

Am Morgen, beim Frühtee, sagt meine Wirtin:

„Sie haben heute nacht schon wieder so laut geschrien ..."

Ich schäme mich unsäglich und verachte mich selbst.

... Damals arbeitete ich als Kanzlist bei dem Advokaten Lanin, einem prächtigen Menschen, dem ich zu sehr viel Dank verpflichtet bin. Einmal, als ich sein Bureau betrat, fuchtelte er mir wie besessen mit irgendwelchen Akten entgegen und schrie:

„Sind Sie denn ganz verrückt geworden? Was haben Sie mir da eigentlich in diese Kassationsklage hineingeschmiert, Verehrtester? Schreiben Sie das gefälligst sofort noch mal ab — heute ist der letzte Termin für die Einreichung! Was soll denn das heißen? Wenn das ein Witz sein soll, dann ist es jedenfalls ein sehr schlechter, kann ich Ihnen nur sagen."

Ich nahm aus seiner Hand den Schriftsatz und las mitten im Text folgenden säuberlich geschriebenen Vierzeiler:

„Oh, diese Nacht nimmt kein Ende ...
Sie will den Verstand mir rauben.
Wenn ich nur beten könnte!
Hätt' ich noch meinen Glauben!"

Diese Verse waren für mich eine ebenso große Überraschung wie für meinen Prinzipal. Ich starrte sie an und konnte kaum glauben, daß ich sie geschrieben haben sollte.

Abends, als ich bei meiner Arbeit saß, trat Lanin zu mir und sagte:

„Entschuldigen Sie bitte, daß ich Sie so angeschrien habe! Aber wissen Sie, solche Sachen ... Was fehlt Ihnen eigentlich? Sie sehen in letzter Zeit recht schlecht aus und sind entsetzlich mager geworden ..."

„Ich leide an Schlaflosigkeit", antwortete ich.

„Dann müssen Sie eben etwas dagegen tun!"

Ja, ich mußte wirklich etwas dagegen tun! Von diesen Traumgeschichten und nächtlichen Halluzinationen, von all den Wesen, die so rätselhaft vor mir erschienen und so unerklärlich wieder verschwanden, sobald mein klares Bewußtsein zurückkehrte, von diesem allzu interessanten Leben an der Grenze des Irrsinns m u ß t e ich mich losmachen. Ich war bereits in einem derartigen Zustande, daß ich sogar am hellichten Tage voller Spannung auf allerhand wunderbare Ereignisse lauerte.

Ich hätte mich absolut nicht gewundert, wenn eins der Häuser der Stadt plötzlich über mich hinweg gehüpft wäre. Nichts hinderte, meiner Überzeugung nach, einen Droschkengaul, sich auf die Hinterbeine zu stellen und in tiefem Baß auszurufen: „Anathema! Verflucht noch mal!"

Oder: hier auf dem Boulevard, auf einer Bank an der Mauer des Kremls, sitzt eine Frau mit einem Strohhut auf dem Kopf, mit gelben Handschuhen. Wenn ich jetzt zu ihr herantrete und sage: „Es gibt keinen Gott!" — dann wird sie verwundert und gekränkt ausrufen: „Was? Na, und ich?" — wird sich sofort in ein geflügeltes Wesen verwandeln und davonflattern. Gleich danach wird die ganze Erde voll dicker Bäume ohne Blätter sein, aus deren Ästen und Zweigen fetter, blauer Schleim tropft. Mich wird man als Kriminalverbrecher verurteilen, dreiundzwanzig Jahre lang eine Kröte zu sein und die ganze Zeit über Tag und Nacht die große, lauttönende Glocke der Wosnesenskaja-Kirche zu läuten...

Weil es mich so sehr, so ganz unwiderstehlich drängt, dieser Dame zu sagen, daß es keinen Gott gibt, weil ich aber sehr wohl sehe, was die Folgen meiner Aufrichtigkeit sein würden, mache ich mich so schnell wie möglich, fast laufend, seitwärts aus dem Staube.

Alles ist möglich. Es ist auch möglich, daß gar nichts ist, deshalb muß ich immer mit der Hand Zäune, Wände, Bäume anrühren. Das beruhigt mich ein wenig. Namentlich wenn man lange Zeit mit der Faust auf einen harten Gegenstand haut, überzeugt man sich, daß er wirklich da ist.

Die Erde ist sehr tückisch. Man schreitet genau so selbstsicher über sie hin wie alle andern Leute; aber plötzlich schwindet ihre Festigkeit unter den Füßen, sie wird ebenso durchlässig wie Luft — bleibt aber trotzdem dunkel — und die Seele stürzt kopfüber in dieses Dunkel hinab — eine unendliche Zeit lang, die Sekunden währt.

Auch der Himmel ist unzuverlässig: er kann in jedem Augenblick die Form einer Kuppel mit der Gestalt einer auf der Spitze stehenden Pyramide vertauschen. Die Spitze der Pyramide ruht auf meinem Schädel, und ich werde reglos auf einem Punkte stehen müssen, bis die eisernen Sterne, mit denen der Himmel befestigt ist, durchrosten — dann zerfällt er in rötlichen Staub und begräbt mich unter sich.

Alles ist möglich. Unmöglich ist es nur, in einer Welt solcher Möglichkeiten weiter zu leben.

Meine Seele war sehr krank. Und wenn ich mich nicht vor zwei Jahren durch persönliche Erfahrung davon überzeugt hätte, wie erniedrigend die Dummheit des Selbstmordes ist, hätte ich wahrscheinlich dieses Heilmittel für meine kranke Seele angewandt.

... Der kleine, bucklige, schwarze Nervenarzt, ein einsamer Mensch, klug und skeptisch, fragte mich zwei Stunden lang sehr genau über meine Lebensweise aus. Dann gab er mir einen Klaps aufs Knie und erklärte:

„Ja, lieber Freund, Sie müssen vor allen Dingen Ihre Bücher zu allen Teufeln schmeißen und Ihre verdrehte Lebensweise ändern! Sie sehen doch eigentlich ganz gesund aus! Sie

sollten sich schämen, sich so gehen zu lassen. Ihnen fehlt nur körperliche Arbeit. Wie steht es eigentlich bei Ihnen mit den Weibern? — So, so! Nein, das ist nichts für Sie! Lassen Sie andere keusch sein; Sie müssen sich ein strammes Weib anschaffen, so eins, das selbst recht toll nach Liebesfreuden ist — das wird Ihnen gut tun!"

Er gab mir noch ein paar Ratschläge, die mir alle gleich unangenehm und unannehmbar schienen, schrieb zwei Rezepte und sprach dann noch ein paar Sätze, die sich meinem Gedächtnis tief einprägten.

„Ich habe so allerhand über Sie gehört, und — entschuldigen Sie schon, falls Ihnen das nicht gefallen sollte! — ich muß sagen, Sie scheinen mir ein, sozusagen, etwas primitiver Mensch zu sein. Bei primitiven Menschen hat stets die Phantasie ein Übergewicht über das logische Denken. Alles, was Sie gelesen und gesehen haben, hat immer ausschließlich ihre Phantasie angeregt: die Phantasie ist aber völlig unvereinbar mit der Wirklichkeit, die ja allerdings auch arg phantastisch ist, aber doch auf ihre eigene Art. Ferner: ein alter Weiser hat mal gesagt: ‚Wer allzu gern widerspricht, wird nie was Vernünftiges lernen!' Das ist sehr gut gesagt! Erst gründlich lernen — dann widersprechen! So muß man's halten."

Und als er mich hinausgeleitete, sagte er noch einmal, mit einem faunischen Lächeln:

„Aber was ich Ihnen schon sagte — ein Frauenzimmer würde Ihnen sehr gut tun!"

Einige Tage danach verließ ich Nishnij, um die Tolstojaner-Kolonie im Gouvernement Simbirsk aufzusuchen. Als ich dort anlangte, erzählten mir die Bauern die tragikomische Geschichte, wie dieses Unternehmen geendet hatte...

V

MEINE ERSTE LIEBE

Zu dieser Zeit ließ mich das Schicksal aus erziehlichen Gründen die tragikomischen Aufregungen der ersten Liebe durchleben . . .

Ein Kreis guter Bekannter plante eine Lustfahrt auf der Oka, und mir hatte man den Auftrag erteilt, zu diesem Ausfluge die Eheleute K. einzuladen, die erst kürzlich aus Frankreich nach Nishnij gekommen waren, und die ich noch nicht persönlich kannte. Ich ging also eines Abends hin.

Sie wohnten im Kellergeschoß eines alten Hauses. Vor diesem Hause stand, die ganze Breite der Straße einnehmend und den größten Teil des Sommers hindurch nie austrocknend, eine große, schmutzige Wasserlache. Krähen benutzten sie als Spiegel, und Schweine badeten in ihr. Ich muß wohl sehr tief in Gedanken gewesen sein, jedenfalls plumpste ich wie ein vom Berge rollender Stein in die Wohnung und setzte ihre, mir fremden, Bewohner in arge Verlegenheit. Vor mir stand plötzlich, die Tür zum Nebenzimmer zustoßend, ein dicker, mittelgroßer Mann mit blondem, breitem Bart und gutmütigen blauen Augen.

Er brachte seine Kleidung in Ordnung und fragte einigermaßen unliebenswürdig:

„Was wollen Sie denn eigentlich?"

Und fügte strenge hinzu:

„Bevor man eintritt, klopft man an die Tür!"

Hinter meinem Rücken huschte etwas durch das Düster des Zimmers, wie ein großer weißer Vogel, und eine helle, lustige Stimme ertönte:

„Besonders wenn man zu Eheleuten kommt!"

Ich fragte ärgerlich, ob sie diejenigen seien, die ich suchte. Und auf die bejahende Antwort des Mannes, der ungefähr aussah wie ein wohlsituierter Krämer, erläuterte ich, weshalb ich käme.

„So, Clark hat Sie geschickt?" erkundigte sich der Mann und strich nachdenklich seinen Bart. Im gleichen Augenblick zuckte er zusammen, drehte sich wie ein Kreisel um sich selbst und rief kläglich:

„Au! Olga!"

Eine krampfhafte Bewegung seiner Hand ließ mich schließen, daß man ihn in den Körperteil gekniffen hatte, von dem man gewöhnlich nicht spricht — wohl deshalb nicht, weil er noch unterhalb des Kreuzbeins liegt.

An seiner Stelle stand jetzt eine schlanke, junge Person; sie hielt sich am Türpfosten und blickte mich lächelnd mit bläulichen Augen an.

„Wer sind Sie denn? Einer von der Polizei?"

„Nein. Ich hab' nur solche Hosen an", antwortete ich höflich. Sie lachte herzlich.

Ich fühlte mich nicht verletzt, denn in ihren Augen glänzte gerade das Lächeln, auf das ich schon so lange geharrt hatte. Sichtlich war mein Kostüm der Grund ihrer Heiterkeit: ich hatte nämlich blaue Polizistenhosen an und statt eines Hemdes eine weiße Jacke, wie sie die Köche tragen; das ist ein sehr praktisches Kleidungsstück, es ersetzt vollkommen ein Jackett und macht, weil bis oben hin mit Haken geschlossen, das Hemd entbehrlich. Ein paar nicht für mich gearbeitete Jägerstiefel und ein breitkrämpiger italienischer Banditenhut vervollständigten glänzend meinen Anzug.

Sie zog mich an der Hand ins Zimmer, schob mich zu einem Stuhl und fragte, vor mir stehend:

„Warum sind Sie denn so lächerlich angezogen?"

„Wieso — lächerlich?"

„Nun, seien Sie nur nicht böse", redete sie mir freundschaftlich zu.

Ein seltsames Mädchen! Wer hätte ihr böse sein können?

Der Mann mit dem Bart saß auf dem Bett und drehte sich eine Zigarette. Ich wies mit den Augen auf ihn und fragte:

„Ist das Ihr Papa oder Ihr Bruder?"

„Ihr Mann bin ich", antwortete der Herr sehr betont.

Ich überlegte einen Augenblick, sah die Frau an und sagte dann:

„Ach? Entschuldigen Sie!"

In dieser lakonischen Weise schleppte sich unsere Unterhaltung etwa fünf Minuten lang hin. Aber ich hätte es fertig gebracht, in diesem Kellerloch fünf Stunden, fünf Tage, fünf Jahre regungslos zu sitzen und nur das schmale, ovale Gesichtchen und die freundlichen Augen der jungen Frau anzustarren. Die Unterlippe ihres kleinen Mundes war dicker als die Oberlippe, als wäre sie etwas geschwollen; die dicken kastanienbraunen Haare waren kurzgeschnitten, bedeckten den Kopf wie eine üppige Mütze und ließen Locken auf die rosigen Ohren und die zart geröteten, jungfräulichen Wangen fallen. Sie hatte sehr schöne Arme; ich sah diese, als sie in der Tür stehend sich an den Pfosten hielt, bis an die Schultern hinauf entblößt. Gekleidet war sie eigentlich ein bißchen gesucht einfach: sie trug eine weiße Bluse mit weiten Spitzenärmeln und einen weißen, sehr gut sitzenden Rock. Das Bemerkenswerteste an ihr waren aber ihre bläulichen Augen: die strahlten so lustig, so gütig, so freundschaftlich neugierig. Und — daran konnte kein Zweifel sein — sie lächelte gerade mit dem gewissen Lächeln, dessen das Herz eines zwanzigjährigen jungen Menschen, den das rauhe Leben bisher arg behandelt hat, so unbedingt bedarf.

„Gleich regnet's los!" vermeldete der Herr Gemahl und blies sich den Rauch einer Zigarette in den Bart.

Ich schaute zum Fenster hinaus: an wolkenlosem Himmel blinkten die Sterne. Da begriff ich, daß ich diesem Manne lästig fiel, und entfernte mich, voll stiller Freude, als hätte ich gerade das gefunden, was ich schon so lange, heimlich vor mir selbst, gesucht hatte.

Die ganze Nacht rannte ich auf dem Felde umher und träumte verzückt von dem gütigen Glanz dieser bläulichen Augen. Als der Morgen dämmerte, war ich fest davon überzeugt, daß die kleine Dame keinesfalls eine passende Gattin für den plumpen Langbart mit den gutmütigen Augen eines satten Katers sei. Es tat mir geradezu leid um die Arme! Dauernd mit einem Menschen zusammenleben zu müssen, in dessen Bart Brotkrumen kleben, oh . . .

Am nächsten Tage machten wir dann unsere Lustfahrt auf der trüben Oka, längs des Steilufers aus breiten, bunten Mergelschichten. Es war mir der schönste Tag seit Erschaffung der Welt: die Sonne funkelte ganz erstaunlich am festlich hellen Himmel, über den Fluß hin zog der Duft reifer Erdbeeren, alle Menschen besannen sich heute darauf, daß sie im Grunde wirklich prächtige Menschen waren, und das erfüllte mich mit froher Liebe zu ihnen allen. Sogar der Eheherr der Dame meines Herzens erwies sich als ein ganz besonderer Mensch. Er stieg nicht mit in das Boot, in dem seine Frau saß und das ich ruderte — den ganzen Tag über benahm er sich wundervoll vernünftig, erzählte zuerst furchtbar viel Interessantes über den alten Gladstone, trank dann eine große Kumme prachtvoller Milch leer und legte sich schließlich unter einen Strauch, wo er bis zum Abend den ruhigen Schlaf eines Kindes schlief.

Selbstverständlich kam unser Boot als erstes an der für das

Picknick in Aussicht genommenen Stelle an. Als ich meine Dame auf den Armen aus dem Boot an Land trug, bemerkte sie:

„Wie stark Sie sind!"

Ich fühlte mich imstande, jeden Kirchturm der Stadt auszureißen, und erläuterte der Dame, ich könnte sie auf meinen Armen die sieben Werst bis zur Stadt tragen. (Wahrscheinlich hätte ich sie aber doch nicht bis dahin geschleppt!) Sie lachte leise und spendete mir einen zärtlichen Blick. Den ganzen Tag über strahlten ihre Augen vor mir, und ich war natürlich fest überzeugt, daß sie für mich ganz allein strahlten.

Dann entwickelte sich alles weiter mit einer Schnelligkeit, die ganz selbstverständlich war für eine junge Frau, die zum erstenmal ein solches noch nie gesehenes, interessantes Tier erblickt, und für einen gesunden jungen Menschen, der die Zärtlichkeit eines Weibes einfach brauchte.

Bald wußte ich, daß sie zehn Jahre älter war als ich, obwohl sie aussah wie ein junges Mädchen — daß sie ihre Erziehung in Bialystok im „Institut für adlige junge Mädchen" erhalten hatte, später mit dem Kommandanten des Winterpalastes verlobt gewesen war, dann in Paris gelebt, Malerei studiert und Geburtshilfe gelernt hatte. Weiter kam heraus, daß ihre Mutter auch Hebamme gewesen war und ausgerechnet bei meiner Geburt assistiert hatte. In dieser Tatsache sah ich einen Schicksalswink und freute mich ganz unbändig.

Die Beziehungen zur Bohème und den Emigranten, das Hungerleben in Kellerlöchern und Bodenkammern von Paris, Petersburg und Wien — all das hatte aus dem früheren Institutsmädel eine drollig wirre und selten interessante Frau gemacht. Flink, munter wie eine Meise, beobachtete sie das Leben und die Menschen mit der gespannten Neugier eines gescheiten Halbwüchslings, sang keck französische Chansons,

rauchte mit Haltung Zigaretten, zeichnete gut, spielte nicht übel Theater, hatte Geschick für Schneiderei und Putzmacherarbeit. Mit Geburtshilfe gab sie sich aber nicht mehr ab.

„Ich habe in meiner Praxis vier Fälle gehabt. Aber fünfundsiebzig Prozent davon mit tödlichem Ausgang!" beichtete sie.

Das hatte ihr ein für allemal die indirekte Mitarbeit an der Volksvermehrung verleidet. Von ihrer direkten Beteiligung an dieser löblichen Betätigung zeugte ihre Tochter — ein liebes, hübsches, etwa vierjähriges Kind. Von sich selbst redete sie immer in dem Ton, in dem man von einem Menschen spricht, den man sehr gut kennt und den man herzlich satt hat. Manchmal aber war es, als käme es ihr selber komisch vor, wenn sie von sich sprach: ihre Augen schimmerten dann in einem schönen, dunklen Glanz, und ein leichtes, fast verlegenes Lächeln leuchtete in ihnen: so lächeln Kinder, die sich schämen.

Ich fühlte sehr wohl ihren scharfen, zähen Geist: ich begriff, daß sie kulturell über mir stand, und sah ihr gutherzig-nachsichtiges Verhalten gegen andere Menschen. Sie war unvergleichlich viel interessanter als alle mir bekannten jungen Mädchen und Frauen. Ich wunderte mich über ihren lässigen Ton beim Erzählen und dachte bei mir: Diese Frau weiß alles, was meine revolutionär gesinnten Bekannten wissen, und sie weiß noch etwas mehr, etwas noch Wertvolleres; aber sie betrachtet alles nur wie aus der Ferne, von der Seite her, so, wie ein Erwachsener lächelnd nette, aber mitunter gefährliche kindliche Späße beobachtet, über die er selbst längst hinaus ist.

Der Keller, in dem das Ehepaar wohnte, bestand aus zwei Räumen: einer kleinen Küche, die gleichzeitig als Vorraum diente, und einem großen Zimmer mit drei Fenstern nach

der Straße und zweien nach einem verwahrlosten, schmutzigen Hof. Das war wohl eine sehr passende Unterkunft für eine Schusterwerkstatt, aber nicht für eine elegante Frau, die in Paris, der geheiligten Stadt der großen Revolution gelebt hatte, in der Stadt eines Molière, Beaumarchais, Victor Hugo und anderer berühmter Leute. Noch viele Punkte, in denen das Bild nicht zum Rahmen paßte, ärgerten mich schwer und weckten neben sonstigen Gefühlen in mir Mitleid für diese Frau. Sie selbst aber schien all das gar nicht zu bemerken, was sie nach meiner Ansicht so tief hätte verletzen müssen.

Sie arbeitete vom Morgen bis zum Abend: des Morgens als Köchin und Stubenmädchen, dann setzte sie sich ans Fenster an den großen Tisch und fabrizierte den ganzen Tag über nach Photographien Bleistiftporträts von Bürgern der Stadt, zeichnete Karten, kolorierte Kartogramme und half ihrem Mann bei seinen statistischen Arbeiten für das Semstwo. Durch das offne Fenster flog der Straßenstaub auf den Tisch und auf ihren Kopf; die breiten Schatten der Beine der Passanten krochen über ihr Papier. Sie sang bei der Arbeit, und wenn sie nicht mehr sitzen konnte, tanzte sie Walzer mit ihrem Stuhl oder spielte mit ihrer Kleinen. Und trotz der vielen Schmutzarbeit, die sie machen mußte, war sie persönlich immer sauber wie ein Kätzchen.

Ihr Gatte war gutmütig und träge. Er las gern, im Bette liegend, aus fremden Sprachen übersetzte Romane, besonders die von Dumas-Vater. „Das erfrischt die Gehirnzellen", sagte er immer. Es machte ihm Spaß, das Leben von einem streng wissenschaftlichen Standpunkt aus zu betrachten. Statt „Mittagessen" sagte er stets „Nahrungsaufnahme", und nach Tisch pflegte er zu dozieren:

„Die Weiterleitung des Speisebreis aus dem Magen in die Zellen des Organismus verlangt absolute körperliche Ruhe."

Er vergaß darüber, die Brotkrumen aus seinem Bart zu wischen, legte sich ins Bett, las ein paar Minuten ganz vertieft etwas von Dumas oder Xavier de Montépin und trompetete dann zwei Stunden lang höchst lyrisch durch die Nase. Sein weicher, blonder Schnurrbart wackelte dabei leise hin und her, als kröche in ihm etwas Unsichtbares umher. Nach dem Erwachen beschaute er lange nachdenklich die Risse in der Zimmerdecke und erinnerte sich plötzlich an irgend etwas.

„Übrigens — Kusma hat gestern Parnells Gedanken ganz falsch ausgelegt."

Und er verschwand, um Kusma zurechtzuweisen. Seiner Frau rief er zu:

„Weißt du, mach doch bitte für mich die Liste der Bauern im Bezirk Majdan, die keine Pferde besitzen! Ich bin gleich wieder da."

Gegen Mitternacht kam er in bester Stimmung heim, manchmal auch noch später.

„Na, weißt du, dem Kusma hab' ich's heute aber nicht schlecht gegeben! Der Kerl hat allerdings ein glänzendes Gedächtnis für Zitate; aber ich stehe ihm darin nicht nach. Nebenbei gesagt — Gladstones orientalische Politik versteht er absolut nicht, der komische Kauz!"

Er redete dauernd von Binet, Richer und von der Hygiene des Gehirns. Bei schlechtem Wetter blieb er zu Hause und widmete sich der Erziehung der Tochter seiner Frau. Dieses Kind war gewissermaßen zufällig, zwischen zwei Romanen, auf die Welt gekommen.

„Du, Lelja, du mußt beim Essen immer recht sorgfältig kauen. Das erleichtert die Verdauung; es hilft dem Magen, den Speisebrei schneller in ein zur Konsumtion geeignetes Konglomerat chemischer Substanzen zu transformieren."

Wenn er sich nach Tisch dem Zustand absoluter körper-

licher Ruhe hingab, legte er die Kleine auf sein Bett und erzählte ihr etwas:

„Also — als der blutdürstige und ehrgeizige Bonaparte die Macht usurpiert hatte..."

Seine Frau mußte immer krampfhaft bis zu Tränen lachen, wenn sie diese Vorträge mit anhörte. Aber er nahm ihr das nicht übel; dazu hatte er auch gar keine Zeit, denn er schlief stets sofort ein. Die Kleine spielte mit seinem seidigen Bart und sank dann auch in Schlaf, zu einem Knäuel zusammengerollt. Ich hatte mich sehr mit ihr angefreundet; sie lauschte meinen Erzählungen mit größerem Interesse als Boleslaws Vorlesungen über den blutdürstigen Usurpator und Josephine Beauharnais' unglückliche Liebe zu ihm. Das weckte in Boleslaw eine komische Eifersucht:

„Ich protestiere, Peschkow! Zuerst muß man der Kleinen die Grundprinzipien unseres Verhältnisses zur Tatsachenwelt beibringen, dann erst darf man sie mit jener selbst bekannt machen! Wenn Sie Englisch verständen und das Buch ‚Die Hygiene der Kindesseele' lesen könnten..."

Meines Wissens verstand er nicht mehr Englisch als das Wort „good-bye".

Boleslaw war doppelt so alt wie ich, dabei neugierig wie ein junger Pudel. Er klatschte gern und tat immer wie ein Mensch, der alle Geheimnisse nicht nur der russischen, sondern auch aller ausländischen revolutionären Gruppen kannte. Es mag übrigens sein, daß er in der Tat gut informiert war, denn ihn besuchten häufig geheimnisvolle Persönlichkeiten, die sich immer aufspielten wie Tragöden, die zufällig mal die Rolle eines Trottels mimen müssen. Bei ihm habe ich einst den „Illegalen" Sabunajew gesehen, mit einer roten, sehr schlecht sitzenden Perücke und in einem bunten Anzug, der ihm lächerlich eng und kurz war.

Eines Tages traf ich bei Boleslaw einen sehr beweglichen Menschen, der fast aussah wie ein Friseur: er hatte einen auffallend kleinen Kopf und trug karierte Hosen, ein graues Jackett und knarrende Stiefel. Boleslaw schob mich in die Küche hinaus und flüsterte mir zu:

„Der Herr kommt aus Paris, mit einem sehr wichtigen Auftrag. Er muß unbedingt Korolenko sprechen. Also bitte, gehen Sie und arrangieren Sie das . . ."

Ich machte mich auf. Aber es stellte sich heraus, daß man Korolenko den Fremden schon auf der Straße gezeigt hatte, und er hatte in richtiger Erkenntnis erklärt:

„Nein, bitte, verschonen Sie mich mit dem ekelhaften Kerl!"

Dieses eigentümliche Verhalten Korolenkos gegen den Pariser und gegen die „Sache der Revolution" nahm Boleslaw sehr übel. Er arbeitete zwei Tage lang an einem Brief an Korolenko, versuchte mehrere Stilarten — vom zornig-strengen bis zum freundlich-vorwurfsvollen — und steckte schließlich alle diese Muster epistolarer Kunstliteratur in den Ofen. Bald danach erfolgten in Moskau, Nishnij und Wladimir zahlreiche Verhaftungen, und es ergab sich, daß der Mann mit den karierten Hosen der später berüchtigte Landesen-Harting war. Das war also der erste Provokator, den ich zu Gesicht bekam.

Aber bei alledem war der Gatte der von mir geliebten Frau doch ein guter Kerl, nur ein bißchen sentimental und so komisch mit „wissenschaftlichem Gepäck" belastet. Er sagte auch selbst:

„Der Sinn des Lebens der Intellektuellen besteht im unablässigen Anhäufen von wissenschaftlichem Gepäck, um es später uneigennützig im Dickicht der Volksmasse zu verteilen . ."

* * *

Meine Liebe wuchs und ward zur Pein. Ich saß in der Kellerstube und schaute der über ihre Arbeit gebückten Dame meines Herzens zu, im düsteren Rausch der Begierde, ihre Hände zu fassen, sie weit weg zu tragen, fort aus diesem verdammten Kellerloch mit dem plumpen, breiten, zweischläfrigen Bett, dem altmodischen, schwerfälligen Sofa, auf dem die Kleine schlief, den Tischen, auf denen überall Haufen verstaubter Bücher und Stöße von Papier herumlagen. Draußen trotteten immer die ekelhaften Füße unbekannter Menschen vorbei; manchmal glotzte ein obdachloser Hund zum Fenster herein. Die Luft war stickig; von der Straße her stank es nach von der Sonne erhitztem Dreck. Das kleine mädchenhafte Figürchen trällerte leise vor sich hin, raschelte mit ihrer Feder oder dem Bleistift, und ihre lieben Kornblumenaugen lächelten mich freundlich an. Ich liebte diese Frau wie verrückt, wie wahnsinnig, und grimmig bedrückte mich das Mitleid mit ihr.

„Erzählen Sie noch etwas von sich!“ bat sie mich.

Ich fing an zu erzählen, aber schon nach wenigen Minuten unterbrach sie mich.

„Sie erzählen ja gar nicht von sich!“

Ich begriff selbst sehr wohl, daß alles, was ich redete, nicht ich bin, sondern etwas ganz anderes, worin ich blind festhing. Ich mußte mich erst selbst finden in dem bunten Wirrwarr der Eindrücke und erlebten Abenteuer, aber das brachte ich noch nicht fertig, und davor fürchtete ich mich auch bisher. Wer, was bin ich? Diese Frage beschäftigte mich sehr tief. Ich war wütend auf das Leben, das mich schon zu der albernen Dummheit eines Selbstmordversuches verleitet hatte. Ich verstand die Menschen nicht, ihr Leben war nicht zu rechtfertigen, es war allzu dumm und zu schmutzig. In mir gärte die bohrende Neugier eines Menschen, der aus irgendeinem Grunde in alle Winkel des Daseins hineinsehen muß, in die Tiefe aller

Geheimnisse des Lebens; und zu Zeiten fühlte ich mich rein aus Neugier zu einem Verbrechen fähig — ich war bereit zu morden, nur um zu erfahren, was aus mir dann werden würde . . .

Ich bildete mir ein, wenn ich mich erst fände, würde ein widerwärtiger, in ein enges, starkes Netz seltsamer Gefühle verstrickter Mensch vor der Dame meines Herzens erstehen, ein gespenstischer, phantastischer Mensch, der sie erschrecken und abstoßen müßte. Ich mußte irgend etwas mit mir anfangen. Ich war fest überzeugt, daß gerade diese Frau nicht nur imstande sei, mir dazu zu verhelfen, wirklich zum Gefühl meines Selbst zu kommen, sondern daß sie auch etwas Zauberhaftes tun könne, wonach ich sofort aller Fesseln der dunkeln Lebenseindrücke ledig sein, etwas aus meiner Seele für immer ausstoßen würde, so daß diese in einem Feuer großer Kraft, großer Freude auflohen müßte.

Der lässige Ton, in dem sie immer von sich selbst redete, ihre Nachsicht mit allen Menschen flößte mir die Zuversicht ein, daß diese Frau etwas Ungewöhnliches wisse. Sie besitzt ihren eigenen Schlüssel zu allen Rätseln des Daseins, deshalb ist sie immer so heiter, so selbstsicher. Vielleicht liebte ich sie am heißesten gerade um dessentwillen, was ich nicht verstand an ihr; jedenfalls aber liebte ich sie mit aller Kraft und Leidenschaft der Jugend. Qualvoll schwer fiel es mir, diese Leidenschaft zu meistern — sie versengte mich geradezu physisch und machte mich kraftlos. Es wäre besser für mich gewesen, wenn ich natürlicher, gröber gewesen wäre. Aber ich glaubte, die Beziehungen zur Frau beschränkten sich nicht auf den Akt der physiologischen Vereinigung, den ich in seiner bettelhaft groben, tierisch einfachen Form kannte und der mir fast Ekel einflößte, obgleich ich ein kräftiger, sehr sinnlich veranlagter Bursche war und eine leicht erregbare Phantasie besaß.

Ich verstehe nicht, wie dieser romantische Traum in mir

entstehen und weiterleben konnte; aber ich war unerschütterlich überzeugt, daß hinter dem, was ich kannte, noch etwas Unbekanntes stecken müßte, in dem sich der hohe, geheime Sinn der Vereinigung mit der Frau verstecke, daß sich etwas Großes, Freudiges, geradezu Schreckliches hinter der ersten Umarmung verberge — wenn der Mensch diese Wonne gekostet habe, müsse er eine vollständige Wiedergeburt erleben.

Diese Phantasien habe ich wohl nicht aus den von mir gelesenen Romanen geschöpft, sondern ein gewisser Widerspruchsgeist gegen die Wirklichkeit hat sie in mir erzeugt und entwickelt, denn: „Ich kam zur Welt, ihr Trotz zu bieten."

Außerdem hatte ich eine seltsame, dunkle Erinnerung. Irgendwo jenseits der Grenzen der Wirklichkeit, in frühester Kindheit einmal, hatte ich einen starken Ausbruch der Seele erfahren, ein süßes Beben des Empfindens, richtiger gesagt, des Vorgefühls der Harmonie; ich hatte eine Freude erlebt, heller als die Sonne am Morgen, wenn sie aufgeht. Vielleicht war das in den Tagen gewesen, da ich noch im Mutterleibe weilte: ein glücklicher Ausbruch der Nervenenergie meiner Mutter hatte sich mir als warmer Ruck mitgeteilt, der dann meine Seele schuf und sie zuerst zum Leben entzündete; vielleicht auch hatte ein plötzliches, erschütterndes Glücksempfinden meiner Mutter Widerhall in mir gefunden für mein ganzes Leben, als zitternde Erwartung von etwas Ungewöhnlichem von seiten des Weibes.

Wenn man nicht genau Bescheid weiß, denkt man sich halt etwas aus. Und das Klügste, wozu es der Mensch gebracht hat, ist die Kunst, die Frau zu lieben, sich vor ihrer Schönheit zu neigen. Aus der Liebe zum Weibe hat alles Schöne auf Erden seinen Ursprung genommen.

* *
*

Beim Baden sprang ich einmal hinten von einem Lastkahn ins Wasser, schlug mit der Brust unglücklich oben auf den Anker auf, verwickelte mich mit dem Fuß in ein Tau und hing so, mit dem Kopf nach unten, im Wasser, dem Ertrinken nahe. Ein Fuhrmann zog mich heraus, man schüttelte mich durch Emporwerfen gründlich aus und riß mir dabei die ganze Haut auf. Die Folge war ein Blutsturz; ich wurde ins Bett gesteckt und mußte Eis schlucken. Meine Dame kam mich besuchen. Sie setzte sich auf meine Lagerstätte und fragte mich genau aus, wie mir das alles zugestoßen sei. Mit ihrer leichten, lieben Hand streichelte sie meinen Kopf; ihre Augen schimmerten dunkel und schauten besorgt.

Ich fragte sie, ob sie nicht sähe, daß ich sie liebe?

„Ja", entgegnete sie und lächelte behutsam. „Ich sehe es und finde das sehr wenig schön — obwohl ich Sie auch liebhabe."

Selbstverständlich bebte nach ihren Worten für mich die ganze Erde, und die Bäume im Garten wirbelten in frohem Tanze. Ich war sprachlos vor Überraschung, Staunen und Entzücken; ich preßte meinen Kopf gegen ihre Knie, und wenn ich sie nicht so fest in die Arme geschlossen hätte, wäre ich sicher wie eine Seifenblase durchs Fenster entschwebt.

„Sie sollen sich doch nicht bewegen, das schadet Ihnen ja!" bemerkte sie streng und versuchte meinen Kopf wieder auf das Kissen zu drücken. „Regen Sie sich nicht auf! Sonst gehe ich gleich wieder fort. Sie sind überhaupt ein ganz verrückter Herr! Ich wußte garnicht, daß es solche Menschen gibt. Von unseren Gefühlen und Beziehungen wollen wir später mal reden, wenn Sie wieder hübsch auf den Beinen sind."

Alles das sagte sie vollkommen ruhig und lächelte unbeschreiblich gütig dazu, mit ihren dunkel schimmernden Augen. Rasch verabschiedete sie sich und ließ mich in einem

in allen Farben glühenden Feuer zurück, in der glückseligen Gewißheit, daß ich mich jetzt mit ihrer guten Hilfe auf leichten Fittichen in eine Sphäre neuer Gefühle und Gedanken aufschwingen würde.

Ein paar Tage später saß ich auf dem Felde, am Rande einer Schlucht. Unten im Gebüsch raschelte der Wind. Der graue Himmel verhieß Regen. Sehr nüchtern, mit grauen Worten sprach sie von dem großen Altersunterschied zwischen uns, davon, daß ich noch sehr viel lernen müsse, wie übereilt es von mir wäre, mir jetzt eine Frau mit einem kleinen Kinde aufzuhalsen. Das alles war ja bedrückend wahr und wurde in mütterlichem Tone vorgebracht; aber es reizte doch nur meine Liebe, ließ die Hochachtung vor der lieben Frau nur noch wachsen. Schmerzlich und doch gleichzeitig süß war es, ihre Stimme zu hören, ihre zärtlichen Worte. Zum erstenmal im Leben sprach jemand so mit mir!

Ich schaute in die Tiefe der Schlucht vor uns, wo die im Winde schwankenden Sträucher sich hinzogen wie ein grüner Fluß, und leistete innerlich den Eid, dieser Frau ihre Güte mit allen Kräften meiner Seele zu entgelten.

„Bevor wir etwas entscheiden, müssen wir alles sehr genau überlegen", hörte ich ihre leise Stimme. Sie zog sich mit einer Haselrute, die sie gebrochen, einen Hieb über das Knie und blickte nach der hinter Gärten auf grünen Hügeln sich bergenden Stadt hin.

„Außerdem müßte ich natürlich erst mit Boleslaw sprechen. Er ahnt schon etwas und ist bereits recht nervös. Ich mag aber keine Dramen."

Das war alles sehr betrüblich und sehr gut; das Wichtigste war aber leider etwas ganz Abgeschmacktes und Lächerliches.

Meine Hosen waren mir im Gürtel zu weit, und ich hatte

sie mit einer großen, etwa drei Zoll langen kupfernen Nadel zugesteckt. Jetzt gibt es solche Nadeln nicht mehr, zum Glück für arme Verliebte. Die Spitze dieser verfluchten Nadel hatte mir schon die ganze Zeit über leicht die Haut geritzt; durch eine unvorsichtige Bewegung drang mir dann aber die ganze Nadel in die Seite... Es gelang mir zwar, sie unbemerkt herauszuziehen, aber mit Entsetzen spürte ich, daß aus der tiefen Wunde reichlich Blut floß und meine Hose durchfeuchtete. Ich trug keine Unterwäsche, meine Kochjacke war kurz und reichte mir nur bis an den Gürtel. Wie sollte ich jetzt aufstehen und in den nassen, am Körper klebenden Hosen fortgehen?

Ich begriff das Komische meiner Situation, war aber doch gekränkt und empört. In wilder Aufregung verfiel ich in den unnatürlichen Ton eines Schauspielers, der seine Rolle nicht innehat.

Sie hörte mir ein paar Minuten lang zu, anfangs aufmerksam, dann offenbar höchlichst verwundert, und äußerte:

„Was sind das alles für schwülstige Reden? Sie sind ja plötzlich ganz anders!"

Das gab mir den Rest, und ich verstummte wie erdrosselt.

„Es wird wohl Zeit, daß wir gehen. Gleich wird's regnen."

„So? Ich bleibe hier."

„Warum denn?"

Was sollte ich ihr wohl antworten?

„Sind Sie mir böse?" fragte sie und schaute mir freundlich ins Gesicht.

„Aber nein! Mir selbst bin ich böse."

„Auch sich selbst dürfen Sie nicht böse sein", redete sie mir gut zu und erhob sich.

Ich aber konnte nicht aufstehen, denn ich saß in einer lauwarmen Lache, und es kam mir so vor, als plätscherte das

meiner Seite entströmende Blut laut wie ein Bach, im nächsten Augenblick müsse sie das auch hören und fragen: „Was ist denn das?"

„Geh doch endlich!" flehte ich sie in Gedanken an.

Sie schenkte mir gnädig noch ein paar freundliche Worte und entfernte sich längs des Randes der Schlucht, sich graziös auf ihren schlanken Beinen wiegend. Ich beobachtete, wie ihre biegsame Gestalt allmählich immer kleiner wurde; dann streckte ich mich lang auf die Erde hin, wie mit einem Schlage zum erstenmal von der Ahnung getroffen, daß meine erste Liebe unglücklich sein werde.

Natürlich kam es auch so. Ihr Herr Gemahl gab einen ergiebigen Strom von Tränen, sentimentalem Schleim und kläglichen Worten von sich, und sie konnte sich nicht entschließen, über diesen trennenden, klebrigen Strom hinweg nach meinem Ufer überzusetzen.

„Er ist ja so hilflos. Sie aber sind stark!" sagte sie mir mit Tränen in den Augen. „Er behauptet, wenn ich ihn verlasse, müsse er eingehen, wie ein Blümlein ohne Sonnenlicht . . ."

Ich mußte laut loslachen, wenn ich an die kurzen Beinchen, die weibischen Hüften, den runden, melonenartigen Bauch des „Blümleins" dachte. In seinem Bart saßen immer Fliegen, weil sie da stets Nahrung fanden.

Sie lächelte und bemerkte:

„Gewiß, das klingt ja höchst lächerlich, aber trotzdem — er leidet wirklich sehr . . ."

„Ich leide auch!"

„Oh, Sie sind jung, Sie sind stark . . ."

Ich glaube, damals fühlte ich mich zum erstenmal als Feind der Schwachen. Später konnte ich oft in Ernstfällen beobachten, wie tragisch hilflos gerade die Starken inmitten von Schwachen sind, wieviel hochwertige Energie des Herzens und

Geistes vergeudet wird, um die unfruchtbare Existenz von ohnehin dem Untergang geweihten Menschen zu erhalten.

Bald danach verließ ich, halbkrank, beinah wahnsinnig, die Stadt und pilgerte fast zwei Jahre lang ruhelos auf den Landstraßen Rußlands umher. Ich durchstreifte das Wolga- und Dongebiet, die Ukraine, die Krim, den Kaukasus, hatte zahllose, mannigfaltige Abenteuer, wurde rauher und bösartiger — und bewahrte trotzdem in meiner Seele unvergänglich das Bild dieser Frau, obwohl ich bessere und auch klügere Frauen als sie kennenlernte.

Als man mir zwei Jahre später, im Herbst, in Tiflis erzählte, sie sei eben aus Paris in Tiflis eingetroffen und habe sich sehr gefreut, zu hören, daß ich auch da sei — da fiel ich, ein dreiundzwanzigjähriger, kräftiger Bursche, zum erstenmal in meinem Leben in Ohnmacht.

Ich wagte nicht, zu ihr zu gehen. Aber sie ließ mich bald durch Bekannte einladen.

Mir erschien sie noch schöner und lieber; sie hatte immer noch die Figur eines jungen Mädchens, dieselbe zarte Röte auf den Wangen und den freundlichen Glanz in ihren kornblumenblauen Augen. Ihr Gatte war in Frankreich geblieben; sie hatte nur ihre Tochter bei sich, die munter und graziös war wie ein Ziegenböcklein.

Als ich zu ihr kam, ging gerade mit Donner und Blitz ein Gewitter über die Stadt nieder; der Regen rauschte, und vom St. Davidsberg herab stürzte ein reißender Strom durch die Straße und wühlte die Steine aus dem Pflaster. Das Heulen des Windes, das zornige Rauschen der Wasserfluten, das Krachen einstürzender Wände ganz nahebei machte das Haus wanken; die Fenster klirrten, das Zimmer war von bläulichem Licht erfüllt, und alles ringsum schien in einen bodenlosen, nassen Abgrund zu stürzen.

Die Kleine war vor Angst in ihr Bett gekrochen. Wir standen am Fenster, geblendet von den Ausbrüchen des Himmels, und plauderten — im Flüstertone, ich weiß nicht weshalb.

„Zum erstenmal im Leben sehe ich ein derartiges Gewitter", klangen neben mir die Worte der geliebten Frau.

Und plötzlich fragte sie mich:

„Nun, sind Sie jetzt geheilt von Ihrer Liebe zu mir?"

„Nein!"

Sie wunderte sich offenbar und bemerkte dann, immer in dem gleichen Flüsterton:

„Mein Gott, wie Sie sich verändert haben! Sie sind ja ein ganz anderer Mensch geworden!"

Langsam ließ sie sich in einen Sessel am Fenster nieder, fuhr zusammen, schloß die Augen, von einem furchtbaren Blitzstrahl geblendet, und flüsterte:

„Man spricht hier so viel von Ihnen. Weshalb sind Sie eigentlich hier? Erzählen Sie, wie es Ihnen gegangen ist!"

Herrgott, wie klein sie ist und wie gut!

Bis Mitternacht erzählte ich ihr, als legte ich ihr eine große Beichte ab. Gewaltige Naturerscheinungen wirken immer anregend auf mich und erfüllen mich mit ungestümer Fröhlichkeit. Ich mußte wohl gut erzählt haben — das bewies mir ihre Aufmerksamkeit und der gespannte Blick der weitgeöffneten Augen. Nur hin und wieder flüsterte sie:

„Das ist ja entsetzlich!"

Beim Weggehen fiel mir auf, daß sie mir Lebewohl sagte ohne das protegierende Lächeln der Älteren, das mich früher immer ein wenig verletzt hatte.

Ich wanderte durch die nassen Straßen, beobachtete, wie die scharfe Sichel des Mondes die zerfetzten Wolken zerschnitt, und war ganz schwindlig vor Freude. Am nächsten Tage schickte ich ihr mit der Post ein Gedicht — sie hat es später

oft deklamiert, und deshalb habe ich es im Gedächtnis behalten:

„Holdeste Frau!
Für ein freundliches Wort, einen zärtlichen Blick
Wird der geschickte Gaukler zum Sklaven!
Oh, er ist gut beschlagen
In der fröhlichen Kunst
Kleine Freuden zu schaffen
Aus dem leeren Nichts!

Oh, nehmt ihn an, den fröhlichen Sklaven!
Aus den kleinen Freuden
Schafft er vielleicht ein großes Glück —
Hat denn nicht Einer die Welt geschaffen
Aus winzigen wirbelnden Stäubchen?

Ach, kein heiteres Gemüt schuf die Welt,
Arm und jämmerlich sind ihre Freuden!
Und doch gibt's auch hier so manches zum Lachen:
So zum Exempel Euer gehorsamster Diener!
Und auch an Schönheit fehlt's ihr nicht ganz:
Jetzt mein' ich Euch, holdeste Frau!

Doch still, kein Wort mehr!
Stumpfen Nägeln gleichen die Worte!
Was sind sie gegen Euer Herz,
Dieser schönsten der Blumen,
Die über der Erde Abgründen blühn!" *)

Natürlich kann man das kaum ein Gedicht nennen, aber es war doch in fröhlicher Aufrichtigkeit erdacht.

So sitze ich also wieder einem Menschen gegenüber, den ich für den besten in der Welt halte, und der deshalb unentbehrlich ist für mich. Sie trägt ein blaues Kleid, das die schönen Linien ihrer Figur nicht verbirgt: es umgibt sie wie eine weiche, duftige Wolke. Sie spielt mit den Quasten ihres Gürtels und spricht ungewöhnliche Worte zu mir. Ich beobachte die Bewegung ihrer kleinen Finger mit den rosigen Nägeln und fühle mich wie eine Geige, die ein kundiger Musiker

*) Deutsch von Arthur Luther.

liebevoll stimmt. Ich möchte sterben, ich möchte diese Frau irgendwie einatmen in meine Seele, damit sie immer darin bleibe. Mein Körper singt in schmachtender Anspannung, die so stark ist, daß sie beinah schmerzt, und es kommt mir so vor, als müsse gleich mein Herz zerspringen.

Ich habe ihr meine erste, soeben gedruckte Erzählung vorgelesen. Ich kann mich nicht mehr entsinnen, wie sie darüber urteilte, ich glaube, sie wunderte sich:

„Sehn Sie mal an, Sie schreiben jetzt Prosa?"

Wie im Traum von weither höre ich:

„Ich habe in diesen Jahren sehr viel an Sie gedacht. Haben Sie etwa meinetwegen soviel Schweres durchmachen müssen?"

Ich antworte etwas in dem Sinne, daß es in einer Welt, in der s i e lebe, nichts Schweres und nichts Schreckliches gäbe.

„Wie lieb Sie sind ..."

Mich drängt es wie wahnsinnig, sie zu umarmen. Aber ich habe so idiotisch lange, so albern plumpe Arme; ich wage nicht, ihren Körper zu berühren; ich habe Angst, ich könnte ihr wehe tun. Ich stehe vor ihr, taumelnd vor rasendem Herzklopfen, und murmle:

„Kommen Sie zu mir! Bitte, seien Sie mein ..."

Sie lacht leise und verlegen. Ihre lieben Augen strahlen einen blendenden Glanz aus. Sie zieht sich in einen Winkel des Zimmers zurück und spricht von da aus:

„Also wir wollen es so machen: Sie reisen jetzt nach Nishnij, und ich bleibe hier. Ich will's mir überlegen und schreibe Ihnen dann ..."

Ich verbeuge mich ehrerbietig vor ihr, wie der Held in einem Roman, den ich einmal gelesen hatte, und entferne mich. Durch die Luft ...

* * *

Im Winter kam sie dann mit ihrer Tochter zu mir nach Nishnij. „Der Arme heiratet — da ist die Nacht kurz", sagt schwermütig-spöttisch die Volksweisheit. Ich mußte an mir die tiefe Wahrheit dieses Sprichwortes erfahren.

Wir mieteten für zwei Rubel monatlich ein „Einzelhaus" — ein altes Badhaus im Garten eines Popen. Ich richtete mich im Vorraum ein, meine Gemahlin in der Badestube selbst, die auch als Gastzimmer diente. Unser Häuschen war für Familienleben sehr wenig geeignet; der Frost kam in allen Ecken und Fugen durch. Nachts, wenn ich arbeitete, wickelte ich mich in alle Kleidungsstücke, die ich besaß, und obendrein noch in einen Teppich. Trotzdem zog ich mir damals einen sehr ernstlichen Rheumatismus zu. Das war schier unglaublich bei meiner Gesundheit und Zähigkeit, deren ich mich zu jener Zeit noch rühmen durfte.

In dem eigentlichen Baderaum war es allerdings wärmer, aber wenn ich den Ofen anheizte, füllte sich unsere ganze Behausung mit einem erstickenden Geruch von Fäulnis, Seife und alten Baderuten. Die Kleine, dieses hübsche Porzellanpüppchen mit den wundervollen Augen, wurde nervös davon und litt an Kopfschmerzen.

Im Frühjahr erschienen Massen von Spinnen und Asseln in unserem Häuschen. Mutter und Tochter fürchteten sich vor ihnen bis zu Krämpfen, und ich mußte das Gewürm mit einer Gummigalosche totschlagen. Die kleinen Fenster waren sehr dicht mit Holunder und verwilderten Himbeersträuchern zugewachsen. Im Zimmer war es daher immer finster, aber unser versoffener, launischer Pope erlaubte mir nicht, die Sträucher auszureißen oder wenigstens zu beschneiden.

Selbstverständlich hätte ich wohl ein behaglicheres Unterkommen finden können. Aber wir hatten Schulden an den

Popen, und ich gefiel ihm sehr — deshalb ließ er uns nicht ziehen.

„Sie werden sich schon einleben!" sagte er immer. „Aber wenn Sie durchaus fort wollen — bezahlen Sie nur, was Sie schuldig sind, und dann ziehen Sie meinethalben zu den Engländern."

Er mochte die Engländer nicht und behauptete von ihnen:

„Das ist eine ganz faule Nation, die hat gar nichts erfunden, außer Patience, und versteht nichts vom Kriegführen."

Er war ein riesiger Kerl mit einem runden, roten Gesicht und breitem, rotem Bart. Er trank derartig, daß er keinen Gottesdienst mehr abhalten konnte, und litt bis zu Tränen an seiner Liebe zu einer kleinen, spitznasigen, schwarzen Näherin, die aussah wie eine Dohle.

Er erzählte von ihren Tücken, wischte mit der ganzen Hand die Tränen aus dem Bart und sagte:

„Ich weiß natürlich ganz genau, daß sie ein nichtsnutziger Balg ist. Aber sie erinnert mich sehr an die heilige Märtyrerin Fimiama, und deshalb liebe ich sie so . . ."

Ich sah den Heiligenkalender ganz genau durch, konnte aber keine Heilige dieses Namens finden.

Sehr empört war er über meinen Unglauben. Mit folgenden Gründen mühte er sich, meine Seele zum Glauben zu erwecken:

„Sie müssen die Sache rein praktisch ansehen, lieber Sohn. Es gibt ein paar Dutzend Ungläubige, aber Millionen von Gläubigen. Und warum? Wie dieser Fisch hier nicht ohne Wasser leben kann, genau so kann die Seele nicht ohne die Kirche auskommen. Ja. Deshalb. Leuchtet das ein? So — und darauf wollen wir eins trinken."

„Ich trinke nichts, ich habe Rheumatismus."

Er piekte seine Gabel in ein Stück Hering, das er dann drohend in der Luft schwenkte und sagte:

„Na ja. Das kommt auch vom Unglauben."

Ich fand bald keinen Schlaf mehr — solche Qualen litt ich, so schämte ich mich vor meiner Gefährtin wegen dieser kümmerlichen Wohnung und weil ich oft nicht in der Lage war, Fleisch zum Mittagessen zu beschaffen oder ein Spielzeug für die Kleine zu kaufen, überhaupt wegen meiner verfluchten, lächerlichen Bettelarmut. Armut ist ein Laster, das mich persönlich nie störte oder peinigte, aber für mein kleines, elegantes Institutsmädel und besonders für ihre Tochter war der Zustand demütigend und geradezu mörderisch.

Wenn ich nachts in meiner Ecke am Tische saß, Bittschriften und Kassationsklagen abschrieb oder an meinen Erzählungen arbeitete, knirschte ich mit den Zähnen und verfluchte mich selbst, die Menschen, das Schicksal, die Liebe . . .

Sie blieb immer großmütig, wie eine Mutter, die nicht will, daß ihr Sohn sieht, wie schwer das Leben für sie ist. Nicht ein einziges Wort der Klage über dieses gemeine Leben kam von ihren Lippen. Je schlechter es uns ging, desto munterer klang ihre Stimme, desto fröhlicher ihr Lachen. Vom Morgen bis zum Abend verfertigte sie Porträts von Popen und deren verstorbenen Frauen und zeichnete Landkarten mehrerer Kreise, für die das Semstwo auf irgendeiner Ausstellung später eine goldene Medaille bekam. Als die Aufträge auf Porträts knapper wurden, fabrizierte sie aus allerhand Läppchen, aus Stroh und aus Draht höchst moderne echt Pariser Hüte für die Damen unserer Straße. Ich verstand nichts von Damenhüten, aber es muß doch etwas rasend Komisches an ihnen gewesen sein: wenn die Künstlerin so einen von ihr hergestellten phantastischen Kopfputz vor dem Spiegel probierte, lachte sie sich manchmal halbtot. Ich bemerkte aber, daß diese Hüte auf

die Bestellerinnen doch seltsam wirkten: wenn sie ihre Köpfe mit solchen bunten Hühnernestern geschmückt hatten, wandelten sie mit ganz besonders stolz herausgedrückten Bäuchen durch die Straßen.

Ich arbeitete bei einem Advokaten und schrieb für ein Lokalblättchen Erzählungen, zu zwei Kopeken die Zeile. Abends beim Tee, wenn wir keinen Besuch hatten, konnte meine Gemahlin sehr interessant erzählen — wie Alexander II. das Institut in Bialystok besucht und die adligen Schülerinnen mit Konfekt beschenkt hatte, von dem höchst sonderbarerweise einige von den jungen Damen schwanger wurden. Häufig verschwand irgendein hübsches Mädchen und fuhr mit dem Zaren zur Jagd in den Wald von Belowesh; später wurde es dann in Petersburg verheiratet.

Madame erzählte auch sehr hübsch von Paris. Ich kannte die Stadt schon aus Büchern, besonders aus dem guten Buch von Maxime du Camp. Sie hatte Paris in den Kneipen des Montmartre und nach dem tollen Leben des Quartier latin studiert. Solche Erzählungen regten mich mehr an als Wein, und ich dichtete Hymnen auf die Frau; denn ich fühlte, daß gerade durch die Macht der Liebe zum Weibe alles Schöne im Leben entstanden war.

Am allerbesten aber gefielen mir immer ihre Erzählungen von ihren eigenen, selbsterlebten Romanen. Sie sprach erstaunlich fesselnd darüber und mit einer Offenheit, die mich manchmal doch etwas peinlich berührte. Lächelnd, mit Worten, so leicht wie Striche eines feingespitzten Bleistifts, zeichnete sie die komische Figur des Generals, ihres verflossenen Verlobten, der seinen Schuß auf einen Auerochsen abgegeben hatte, bevor der Zar gefeuert hatte, und nun hinter dem verwundeten Tier herrief:

„Verzeihung, Eure Kaiserliche Majestät!"

Sie plauderte über die russischen Emigranten, und stets fühlte ich in ihren Worten ein verstohlenes Lächeln der Herablassung zu den Menschen. Manchmal ging ihre Aufrichtigkeit auch bis zu naivem Zynismus; sie leckte sich dann behaglich die Lippen mit ihrer spitzigen, rosigen Katzenzunge, und ihre Augen hatten einen ganz besonderen Glanz. Oft kam es mir vor, als funkle in diesen Augen ein etwas verächtliches Feuer, doch sah ich meine Frau am häufigsten gerade in Gesellschaft ihrer Kleinen, die selbstvergessen mit ihren Puppen spielte.

Einmal sagte sie:

„Ein verliebter Russe ist immer ein bißchen geschwätzig und schwerfällig; manchmal wird er geradezu widerwärtig durch seine Schönrednerei. Schön zu lieben verstehen nur die Franzosen: für sie ist die Liebe fast eine Religion."

Seitdem benahm ich mich etwas zurückhaltender und vorsichtiger ihr gegenüber.

Von den französischen Frauen sagte sie:

„Man findet bei ihnen nicht immer leidenschaftliche Zärtlichkeit des Herzens; aber sie ersetzen sie sehr gut durch ihre heitere, fein entwickelte, gepflegte Sinnlichkeit. Die Liebe ist für sie eine Kunst."

Sie sagte das alles tiefernst, in belehrendem Tone. Das waren durchaus nicht die Kenntnisse, die ich brauchte; aber immerhin, es waren doch Kenntnisse, und ich lauschte ihr begierig.

„Zwischen Russinnen und Französinnen ist wahrscheinlich derselbe Unterschied, wie zwischen rohen Früchten und Fruchtkonfekt", sagte sie einmal in einer Mondnacht, in unserer Gartenlaube.

Natürlich war sie selbst „Konfekt". Sie war höchst erstaunt, als ich ihr in den ersten Tagen unseres Zusammenlebens — in Tönen größter Begeisterung, versteht sich —

meine romantischen Ansichten über die Beziehungen zwischen Mann und Weib vortrug.

„Meinen Sie das im Ernst? Ist das tatsächlich Ihre Meinung?" fragte sie, im bläulichen Mondlicht in meinen Armen ruhend.

Ihr rosiger Leib schien fast durchsichtig, ein berauschender, bitterer Mandelgeruch ging von ihr aus. Ihre feinen Finger spielten nachdenklich mit meiner Mähne, sie schaute mir breit, mit ängstlich geöffneten Augen ins Gesicht und lächelte ungläubig.

„Ach, lieber Gott", rief sie aus, hüpfte auf den Fußboden und schritt nachdenklich durch den Raum, aus dem Hellen ins Dunkle. Ihre Haut glänzte im Mondlicht wie Atlas, und geräuschlos glitten ihre nackten Füße über den Boden. Dann trat sie wieder zu mir, streichelte mit den Handflächen meine Wangen und sprach in mütterlichem Tone:

„Sie hätten sich als Anfang doch lieber ein junges Mädel nehmen sollen ... Ja. Aber nicht mich ..."

Als ich sie wieder in meine Arme nahm, fing sie an leise zu weinen und sagte:

„Fühlen Sie, wie ich Sie liebe, ja? Noch nie habe ich so viel Freude genossen, wie jetzt mit Ihnen! Das ist die Wahrheit, glauben Sie mir! Noch nie habe ich so zärtlich und innig geliebt, so mit leichtem Herzen. Ich fühle mich so wunderbar wohl mit Ihnen. Aber trotzdem muß ich sagen, wir haben einen Irrtum begangen. Ich bin nicht die Frau, die Sie brauchen. Ich habe den Fehler gemacht ..."

Ich verstand sie nicht, mich erschreckten ihre Worte; deshalb eilte ich, ihre Stimmung durch freudige Liebkosungen zu verscheuchen. Doch hafteten diese seltsamen Worte in meinem Gedächtnis. Und ein paar Tage später wiederholte sie, unter Tränen der Wonne, wehmütig diese Worte:

„Ach, wenn ich doch noch ein junges Mädchen wäre!..."

Ich erinnere mich noch, daß in jener Nacht ein Sturm im Garten tobte, die Holunderzweige peitschten gegen die Fensterscheiben, im Schornstein heulte wie ein Wolf der Wind, in unserem Zimmer war es dunkel, und, sich von den Wänden lösend, raschelten die Tapeten.

* * *

Wenn wir ein paar Rubel erarbeitet hatten, luden wir Bekannte ein und gaben herrliche Gastmähler: wir speisten Fleisch, tranken Wodka und Bier, es gab süße Speise — mit einem Wort, wir taten uns was Gutes an. Meine liebe Pariserin hatte einen gesegneten Appetit und liebte die russische Küche: Sytschug — Kuhmagen mit Buchweizengrütze und Gänseschmalz gefüllt —, Pirogen mit Fisch, Kartoffelsuppe mit Hammelfleisch.

Sie gründete einen „Orden der gierigen Bäuchlein"; ihm gehörte ein Dutzend Leute an, die gern reichlich aßen und gut tranken, schmackhafte Küchengeheimnisse mit ästhetischem Feinsinn schätzten und hübsch und unermüdlich davon redeten. Mich aber interessierten ganz andere Geheimnisse; ich aß sehr mäßig, und der Prozeß der Sättigung interessierte mich nicht weiter, sondern blieb außerhalb meiner ästhetischen Bedürfnisse.

„Das sind ja fade Leute!" sagte ich von den „Gierigen Bäuchlein".

„Wie jeder Mensch, wenn man ihn tüchtig aufrüttelt", entgegnete sie. „Heine hat gesagt, wir stecken alle nackt in unseren Kleidern."

Sie wußte eine Unmenge skeptischer Zitate, aber ich fand, sie wandte sie nicht immer glücklich und an richtiger Stelle an.

Es machte ihr großen Spaß, die lieben Nächsten männ-

lichen Geschlechts „aufzurütteln", und sie tat das immer mit sehr leichter Hand. Von unverwüstlichem Frohsinn, geistreich, elastisch wie eine Schlange, schaffte sie um sich herum rasch lärmende Munterkeit und weckte Emotionen nicht allzu hoher Qualität. Es genügte, daß ein Mann ein paar Minuten mit ihr sprach — dann hatte er rote Ohren, die bald lila waren; seine Augen wurden schmachtend, feucht und stierten sie an, wie ein Ziegenbock den Kohl.

„Ein Weib wie ein Magnet!" schwärmte ein herabgekommener Adliger, der jetzt bei einem Notar arbeitete, Warzen hatte wie der falsche Demetrius und einen Bauch vom Umfange einer Kirchenkuppel.

Ein blonder Zögling des Lyzeums in Jaroslawl machte ewig Gedichte auf sie. Ich fand die Verse scheußlich, und sie mußte drüber lachen bis zu Tränen.

„Warum mußt du auch die Leute immer verrückt machen?" hielt ich ihr vor.

„Das ist genau so interessant wie Angeln. ‚Kokettieren' heißt das. Jede Frau, die ein bißchen auf sich hält, kokettiert gern."

Manchmal fragte sie mich, mir lächelnd in die Augen schauend:

„Bist du eifersüchtig?"

Nein, eifersüchtig war ich nicht. Aber all das störte mich in meinem Wohlbefinden, und ich konnte fade Menschen nicht leiden. Ich war ein lustiger Bursch und wußte, daß Lachen das allerbeste am Menschen ist. Ich hielt alle Zirkusclowns, Humoristen von Spezialitätenbühnen und Theaterkomiker für talentloses Volk und war überzeugt, ich könnte die Menschen besser zum Lachen bringen als sie. Und es gelang mir auch häufig, unsere Gäste so zum Lachen zu bringen, daß sie sich die Seiten halten mußten vor Schmerzen.

„Herrgott, nein!“ freute sie sich dann. „Du wärst ja ein wundervoller Komiker geworden! Du mußt zur Bühne gehen, unbedingt!“

Sie selbst beteiligte sich mit viel Erfolg an Liebhaberaufführungen, und sogar ernsthafte Unternehmer luden sie ein, bei ihnen aufzutreten.

„Ich liebe das Theater, aber ich habe Angst vor den Kulissen“, pflegte sie zu entgegnen.

Sie war wahrhaft in ihren Wünschen, Gedanken und Worten.

„Du philosophierst zu viel“, hielt sie mir vor. „Das Leben ist im Grunde genommen einfach und roh. Man muß es nicht unnötig komplizierter machen dadurch, daß man einen besonderen Sinn in ihm sucht; man muß nur lernen, das Rohe in ihm zu mildern. Mehr ist doch nicht zu erreichen.“

In ihrer Philosophie lag mir zu viel Gynäkologie; ihr Evangelium war, glaube ich, das Lehrbuch der Geburtshilfe. Sie erzählte mir selbst einmal, welchen gewaltigen Eindruck irgendein wissenschaftliches Buch auf sie gemacht hatte, das erste, das sie nach dem „Institut“ las.

„Ich naives Mädel hatte ein Gefühl, als hätte ich mit einem Stein einen Hieb über den Kopf bekommen. Mir war, als habe man mich aus den Wolken in den Schmutz hinabgeworfen; ich weinte, so leid war mir um das, an was ich nun nicht mehr glauben konnte! Doch bald fühlte ich zwar harten, aber festen Boden unter mir. Am bittersten leid tat es mir um den lieben Gott. Ich hatte ihn so gut, so nahe gefühlt — und nun war er plötzlich zergangen wie der Rauch einer Zigarette, und mit ihm war mein Traum von der himmlischen Seligkeit der Liebe entschwunden. Und wir hatten doch im Institut alle so viel von der Liebe geträumt, so schön von ihr geredet!“

Unser literarischer Geschmack war rettungslos verschieden. Ich las mit Begeisterung Balzac, Flaubert, sie zog Paul Féval

vor, Octave Feuillet, Paul de Kock und ganz besonders „Mademoiselle ma femme". Sie hielt das für das gescheiteste Buch, das sie kannte, während ich es langweilig fand wie das Strafgesetz. Trotzdem kamen wir sehr gut aus; wir verloren nicht das Interesse aneinander, und die Leidenschaft erlosch nicht. Jedoch im dritten Jahr unseres gemeinsamen Lebens bemerkte ich, daß etwas in meiner Seele unheilverkündend knarrte, immer lauter und merkbarer. Ich lernte ununterbrochen, gierig; ich las viel und fing an, mich ernsthaft literarischer Arbeit zu widmen. Dabei störten mich unsere Gäste immer mehr. Es waren lauter uninteressante Leute, deren Zahl noch weiter zunahm, denn wir verdienten beide mehr und konnten häufiger zum Mittag- oder Abendessen einladen.

Für meine Gefährtin war das Leben so eine Art Panoptikum, und weil an den Männern keine Warnungstafeln hingen: „Bitte nicht berühren!", so näherte sie sich ihnen manchmal etwas unvorsichtig, und sie ihrerseits legten diese Neugier allzu sehr sich zum Vorteil aus. Auf die Weise gab es dann Mißhelligkeiten, die ich schließlich in Ordnung bringen mußte. Ich tat das manchmal nicht mit der nötigen Behutsamkeit und wohl immer sehr ungeschickt. Ein Mensch, dem ich die Ohren lang gezogen hatte, beklagte sich über mich:

„Nun, schön, ich gebe ja zu, ich habe schuld! Aber mich an den Ohren zu reißen — ja, ich bin doch schließlich kein dummer Junge, wie? Ich bin fast doppelt so alt wie dieser Wilde, und der zieht mich an den Ohren! Wenn er mich gehauen hätte, das wäre schließlich noch anständiger gewesen!"

Ich verstand also anscheinend nicht die Kunst, den lieben Nächsten richtig nach Maßgabe seiner Selbstachtung zu bestrafen.

Meine Erzählungen ließen meine Frau ziemlich gleichgültig.

Anfangs kränkte mich das absolut nicht. Damals glaubte ich selbst noch nicht, daß aus mir wirklich ein ernsthafter Schriftsteller werden könnte, und in meiner Arbeit für die Zeitung sah ich nur ein Mittel, um mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen, wenn auch manchmal heiße Wallungen eigentümlichen Selbstvergessens sich in mir regten. Aber eines Morgens, als ich ihr die über Nacht geschriebene „Alte Isergil" vorlas, schlief sie dabei fest ein.

Im ersten Augenblick verletzte mich das nicht — ich las nur nicht weiter und betrachtete sie nachdenklich.

Sie hatte ihr kleines, mir so liebes Köpfchen an die Lehne unseres gebrechlichen Sofas gelegt; ihr Mund war leicht geöffnet, sie atmete gleichmäßig und ruhig wie ein Kind. Die Morgensonne schaute durch die Holunderzweige ins Zimmer, goldene Flecken, wie Blumen aus Luft, lagen auf ihrer Brust und ihren Knien.

Ich erhob mich und ging leise in den Garten. Jetzt fühlte ich doch einen tiefen Stich schmerzender Kränkung. Zweifel an meinem Können bedrückten mich.

In meinem ganzen bisherigen Leben hatte ich Frauen immer nur bei schwerer Sklavenarbeit gesehen, in Schmutz, Laster, Armut oder aber in nur halb lebendiger, selbstzufriedener, trivialer Sattheit. Nur eine einzige schöne Erinnerung hatte ich aus meiner Kindheit — Prinzeß Margot, aber von ihr trennte mich ein hoher, steiler Bergkamm späterer Eindrücke. Ich hatte mir eingebildet, die Geschichte von der alten Isergil müßte gerade den Frauen gefallen, sie würde den Durst nach Freiheit und Schönheit in ihnen wecken. Und siehe da, die mir am nächsten stehende Frau wird von meiner Erzählung gar nicht gerührt — sie schläft ein!

Warum das? Hat die Glocke, die das Leben in meiner Brust gegossen, keinen genügend vollen Klang?

Mein Herz hatte diese Frau an Mutterstelle angenommen. Ich hatte erwartet und fest geglaubt, sie würde mich mit berauschendem Met tränken, der meine schöpferischen Kräfte anregen müßte, ich hatte gehofft, daß ihr Einfluß die Rauheit mildern würde, die ich von den Pfaden meines Lebens mitgebracht.

Das war vor einunddreißig Jahren — und ich denke jetzt mit einem Lächeln in der Seele daran zurück. Aber damals hatte mich doch das unbestreitbare Recht jedes Menschen, zu schlafen, wenn er müde ist, tief gekränkt.

* * *

Ich glaubte, wenn man von etwas Trübem heiter spräche, so müßte die Trauer schwinden.

Und ich argwöhnte, daß in der Welt sich listig-klug ein Jemand betätige, dem es Freude mache, die Menschen leiden zu sehen; es kam mir so vor, als existiere ein Geist, der Dramen im Leben schaffe und mit großem Geschick das Leben verderbe. Diesen unsichtbaren Dramenschöpfer hielt ich für meinen persönlichen Feind, und ich bemühte mich, seinen Schlichen nicht zu erliegen.

Ich entsinne mich noch: als ich in Oldenbergs Buch „Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde" die Worte las: „Alles Leben ist Leiden" — war ich tief empört. Ich hatte nicht viel Freude im Leben erfahren, aber alle bitteren Qualen desselben hielt ich doch nur für Zufälligkeiten und nicht für ein Gesetz. Ich las aufmerksam das gründliche Werk des Erzbischofs Chrisanf: „Die Religion des Ostens" und fühlte noch empörter, daß die auf Furcht, Kleinmut und Leiden sich aufbauenden Lehren für mich völlig unannehmbar seien. Ich hatte unter Qualen eine Periode religiöser Ekstase durchlebt

und war jetzt schwer enttäuscht über die Fruchtlosigkeit dieses Gemütszustandes. Mein Widerwille gegen alles Leiden ließ mich Dramen immer organisch hassen, und ich besaß ein großes Geschick, sie in lächerliche Possen umzuwandeln.

Natürlich wäre es nicht nötig gewesen, das alles hier zu erzählen — nur um dann zu verkünden: zwischen mir und „ihr" reifte ein häusliches Drama heran, doch arbeiteten wir beide einmütig seiner Entwicklung entgegen. Ich habe nur ein wenig philosophiert, weil ich gern auf die seltsamen Krümmungen des Pfades hinweisen wollte, den ich auf der Suche nach mir selbst wandelte.

Meine Gefährtin war infolge ihres heiteren Naturells gleichfalls völlig unfähig, ein häusliches Drama zu agieren — was unsere allzu „psychologischen" Russen beiderlei Geschlechts ja sonst mit nur zu großer Hingebung tun.

Aber die jämmerlichen Gedichte des blonden Lyzeïsten wirkten doch auf sie wie ein Herbstregen. Mit seiner runden, schönen Handschrift schrieb er sorgfältig ganze Bogen Briefpapier voll und stopfte sie überall hin — in ihre Bücher, in ihren Hut, in die Zuckerdose. Wenn ich eins dieser sauber gefalteten Blättchen fand, überreichte ich es meiner Frau und sprach:

„Empfangen Sie hier einen weiteren Versuch, Ihr Herze zu verwunden."

Anfangs wirkten Kupidos papierne Pfeile nicht auf sie. Sie las mir die langatmigen Verse vor, und wir mußten einträchtig lachen, als wir die denkwürdigen Zeilen fanden:

„Ob es Tag oder Nacht, ich bin immer bei Dir;
Ach, es spiegelt sich alles im Herzen hier:
Deiner Hände Winken, des Hauptes Neigen.
Hör' Dich girren so süß wie die Taub' in den Zweigen,
Seh' mich selber als Habicht hoch über dir schweben ..."

Aber einmal, als sie eine solche Andichtung des Lyzeïsten gelesen hatte, sagte sie sinnend:

„Er tut mir eigentlich doch leid!"

Ich entsinne mich — ich bedauerte nicht ihn; und seit diesem Augenblick las sie seine Verse nicht mehr laut vor.

Der Dichter, ein stämmiger Bursche, war etwa vier Jahre älter als ich; er war wortkarg, hatte eine große Neigung für Spirituosen und besaß erstaunliches Sitzfleisch. Wenn er an einem Feiertag um zwei Uhr zu uns zu Tisch kam, so brachte er es fertig, regungslos und stumm bis zwei Uhr nachts zu hocken. Er war ebenso wie ich Kanzlist bei einem Advokaten und setzte seinen gutmütigen Brotherrn oft durch seine Zerstreutheit in Staunen. In der Arbeit war er nachlässig und sagte oft mit rauher Baßstimme:

„Das ist ja überhaupt alles Quatsch!"

„Na, was ist denn kein Quatsch?"

„Wie soll ich Ihnen das sagen?" fragte er nachdenklich, hob seine grauen, langweiligen Augen zur Decke — und sagte dann nichts weiter.

Er war auffallend schwerfällig und stellte seine Langweiligkeit geradezu zur Schau, was mich am allermeisten ärgerte. Er wurde beim Trinken nur langsam berauscht; war er betrunken, so fauchte er spöttisch durch die Nase — weiter habe ich an ihm nichts Besonderes bemerkt; denn es gibt ein Gesetz, nach dem derjenige, der einer Frau den Hof macht, für den Ehemann immer ein schlechter Mensch ist.

Ein reicher Verwandter irgendwo in der Ukraine schickte dem Lyzeïsten monatlich fünfzig Rubel. Das war damals viel Geld. An Feiertagen brachte er meiner Frau Konfekt mit; zu ihrem Namenstage schenkte er ihr eine Weckeruhr in Form eines bronzenen Baumstammes, auf dem eine Eule eine Natter zerreißt.

Dieser ekelhafte Apparat weckte mich immer eine Stunde und sieben Minuten früher als nötig.

Meine Frau kokettierte jetzt nicht mehr mit dem Lyzeïsten, sondern behandelte ihn mit der Zärtlichkeit einer Frau, die sich der Störung des Seelenfriedens eines Mannes schuldig fühlt. Ich fragte sie eines Tages, womit nach ihrer Meinung diese klägliche Geschichte eigentlich enden sollte?

„Ich weiß nicht", antwortete sie. „Ich fühle nichts Bestimmtes für ihn, aber ich möchte ihn ein bißchen aufrütteln. In ihm schläft irgend etwas, und ich glaube, ich könnte ihn aufwecken."

Ich wußte, daß sie die Wahrheit sprach. Sie wollte immer alle Menschen aufwecken und hatte dabei stets leichten Erfolg: s i e weckte ihren lieben Nächsten auf, und in d e m erwachte dann das Vieh. Ich erinnerte sie an Circe, aber das konnte ihren Drang, Männer aufzurütteln, auch nicht dämpfen. So sah ich, wie um mich herum allmählich eine Herde von Hammeln, Ochsen und Schweinen gedieh.

Meine Bekannten berichteten mir großmütig erschütternde, düstere Legenden über mein Familienleben. Aber ich war grob und sehr gerade heraus und warnte die Erfinder solcher Legenden:

„Es gibt mal Prügel!"

Manche suchten sich verlogen zu rechtfertigen; beleidigt waren nur wenige — aber nicht sehr ernstlich. Sie aber sagte zu mir:

„Glaub mir, mit Grobheit erreichst du gar nichts. Die Leute werden nur noch ärger reden! Du bist doch nicht etwa eifersüchtig?"

Ja, ich war zu jung und zu selbstbewußt, um eifersüchtig zu sein. Aber — es gibt Gefühle, Gedanken und Ahnungen, über die man nur mit einer geliebten Frau spricht und mit

keinem anderen Menschen. Es gibt Stunden des innigen Austausches zwischen Mann und Frau, da man sich selbst fremd wird und sich vor der Frau enthüllt wie ein gläubiger Mensch vor seinem Gott. Wenn ich mir vorstellte, alles dieses — das ausschließlich nur mir gehörte — könnte sie in einem intimen Augenblick jemand anders erzählen, dann wurde mir schwer zumute, und ich ahnte die Möglichkeit von etwas, das beinahe Verrat war. Vielleicht ist gerade diese Furcht die Wurzel aller Eifersucht?

Ich fühlte, daß dieses Leben mich von dem Pfade zu schleudern drohte, den ich wandelte. Mir war damals schon der Gedanke gekommen, daß es für mich im Leben vielleicht keinen anderen Beruf gäbe als die Schriftstellerei. Unter den augenblicklichen Verhältnissen war es aber ausgeschlossen für mich, zu arbeiten.

Zu einem großen Skandal ließ ich es nicht kommen, weil ich im Laufe meines bisherigen Lebens gelernt hatte, duldsam gegen die Menschen zu sein, ohne doch dabei das seelische Interesse und die Achtung für sie zu verlieren. Ich sah damals schon, daß vor dem unbekannten Gott der reinen Wahrheit alle Menschen mehr oder weniger Sünder sind, und vor den Menschen sündigen ganz besonders die sogenannten „Gerechten". Solche „Gerechte" sind Bastarde aus einer Paarung von Laster und Tugend, und zwar ist diese Paarung nicht etwa eine Vergewaltigung der Tugend durch das Laster oder umgekehrt, sondern nur die natürliche Konsequenz einer rechtmäßigen Ehe zwischen beiden, bei der höhnende Notwendigkeit die Rolle des Popen spielte. Die Ehe aber ist ein Sakrament, durch das zwei krasse Gegensätze sich vereinen und fast immer eine traurige Mittelmäßigkeit erzeugen. Damals liebte ich Paradoxe wie ein Schuljunge Gefrorenes; ihre Pointen regten mich an wie guter Wein, und Paradoxe in Worten

milderten immer die groben, kränkenden Paradoxe der Tatsachen.

„Mir scheint, es wäre doch wohl besser, wenn ich fortginge", sagte ich meiner Frau.

Sie überlegte und willigte dann ein:

„Ja, du hast recht! Das ist kein Leben für dich hier, das begreife ich!"

Wir umarmten uns herzlich, waren beide eine Weile stumm und traurig — dann verließ ich die Stadt. Bald nach mir reiste sie auch ab und ging zur Bühne. So endete die Geschichte meiner ersten Liebe. Aber trotz des schlechten Endes war es eine schöne Geschichte.

Ich sage zu ihrem Lobe: sie war eine echte Frau! Sie verstand es, von dem zu leben, was da ist; aber jeder Tag war für sie immer der Vorabend eines Feiertages. Sie erwartete immer, daß morgen auf Erden neue, ganz besondere Blumen sprießen, daß irgendwoher ungewöhnlich interessante Menschen kommen, daß sich ganz wunderbare Ereignisse abspielen würden.

Die Schwierigkeiten des Lebens nahm sie leicht spöttisch, halb verächtlich auf; sie jagte sie mit der Hand weg wie Mücken, und ihre Seele bebte stets vor Bereitschaft, freudig zu staunen. Aber das war nicht mehr das naive Entzücken des Institutsmädels, sondern die gesuchte Freude eines Menschen, dem das bunte Treiben des Lebens gefällt, die tragikomisch wirren Beziehungen der Menschen zueinander, der Strom kleiner Begebnisse, die vorbeiflimmern wie Sonnenstäubchen.

Ich will nicht behaupten, daß sie ihre Mitmenschen liebte, nein — aber es machte ihr Spaß, sie zu beobachten. Manchmal beschleunigte oder komplizierte sie die Entwicklung von Alltagsdramen zwischen Ehegatten oder Verliebten, weckte mit großem Geschick Eifersucht bei den einen, half andern, zu-

einander zu kommen, und dieses nicht immer harmlose Spiel machte ihr viel Freude.

„Hunger und Liebe regieren die Welt — aber die Philosophie ist ihr Unglück", pflegte sie zu sagen. „Leben tut man für die Liebe — sie ist die Hauptsache im Dasein."

Unter unseren Bekannten war ein Beamter der Staatsbank, ein langer, hagerer Mensch; er ging immer langsam, wichtig tuend wie ein Kranich, kleidete sich mit großer Sorgfalt, besah sich sehr genau und knipste mit seinen trockenen gelben Fingern niemandem außer ihm selbst sichtbare Stäubchen von seinem Anzug. Originelle Gedanken, allzu laute Worte waren ihm verhaßt, als könnten sie nicht über seine schwerfällige, korrekte Zunge kommen. Er sprach sehr gesetzt, eindringlich, und bevor er etwas sagte — es war immer etwas absolut Unbestreitbares — lockerte er mit den kalten Fingern seinen rötlichen, dünnen Schnurrbart.

„Im Laufe der Zeit wird die chemische Wissenschaft immer größere Bedeutung für die Rohstoffe verarbeitende Industrie gewinnen. — Von den Frauen sagt man mit vollem Recht, sie seien launisch. — Zwischen ‚Frau' und ‚Geliebter' besteht kein physiologischer, sondern ein juristischer Unterschied."

Einmal fragte ich meine Frau mit ernstem Gesicht:

„Kannst du die Behauptung aufstellen, daß alle Notare Flügel haben?"

Sie antwortete schuldbewußt, bekümmert:

„O nein, das kann ich nicht. Aber ich behaupte, es ist lächerlich, Elefanten mit pflaumenweichen Eiern zu füttern."

Unser Freund hatte diese Zwiesprache etwa zwei Minuten lang mitangehört und verkündete dann scharfsinnig:

„Mir scheint, Sie meinen das alles nicht im Ernst!"

Einmal hatte er sich das Knie heftig am Tischbein gestoßen; er runzelte die Stirn und sagte voller Überzeugung:

„Die Festigkeit ist eine unbestreitbare Eigenschaft der Materie."

.... Meine Frau hatte ihn hinausgeleitet und ruhte nun, angenehm erregt, heiß und leicht, halbliegend auf meinem Schoße. Sie bemerkte:

„Sieh doch nur, wie vollkommen, wie restlos dumm der Mensch ist! Alles ist dumm an ihm — sein Gang, seine Gesten — alles ist dumm. Er gefällt mir geradezu als etwas Vorbildliches in seiner Art. — Bitte, streichle meine Backen!"

Sie hatte es ganz besonders gern, wenn ich, die Gesichtshaut nur ganz leicht berührend, die kaum bemerkbaren Falten unter ihren lieben Augen streichelte. Sie kniff die Augen zu, krümmte sich wie eine Katze und schnurrte:

„Erstaunlich interessant sind doch die Menschen. Selbst wenn ein Mensch nicht für a l l e interessant ist — mich regt er doch an. Ich möchte in ihn hineinschauen wie in eine Schachtel — wer weiß, vielleicht ist etwas drin, was niemand kennt, was noch nie gezeigt wurde, und nun werde ich allein und als erste es sehen."

Bei ihrem Suchen nach dem, was bisher niemand kannte, strengte sie sich nicht sonderlich an. Sie suchte mit dem Behagen und der Neugier eines Kindes, das zum erstenmal ein Zimmer betritt, in dem es noch nie gewesen. Und manchmal gelang es ihr wirklich, in den trüben Augen eines hoffnungslos langweiligen Menschen den hellen Glanz gespannten Denkens zu entzünden. Häufiger erzeugte sie allerdings nur das gierige Verlangen, sie zu besitzen.

Sie liebte ihren Körper, und wenn sie nackt vor dem Spiegel stand, freute sie sich:

„Wie schön das ist — eine Frau! Wie harmonisch alles ist an der Frau!"

Sie behauptete:

„Wenn ich gut angezogen bin, fühle ich mich gesünder, stärker und klüger."

So war es auch: wenn sie festlich geschmückt war, wurde sie fröhlicher, geistreicher; ihre Augen leuchteten dann sieghaft. Sie fertigte sich selbst hübsche Kleider aus Kattun und trug sie wie Seide und Samt, und obwohl sie sich immer so bescheiden anzog, fand ich ihre Kleider stets prächtig. Andere Frauen bewunderten ihre Toiletten, natürlich nicht immer aufrichtig, aber stets sehr laut; sie beneideten sie, und ich erinnere mich, daß eine Dame einmal ganz traurig sagte:

„Mein Kleid ist dreimal so teuer als das Ihre und zehnmal schlechter; es kränkt und schmerzt mich geradezu, Sie anzusehen!"

Natürlich mochten die Frauen sie nicht und setzten allerhand Klatschereien über uns in Umlauf. Eine von unseren Bekannten, eine Heilgehilfin — sehr schön, aber dafür um so törichter —, warnte mich großmütig:

„Die Frau wird Ihnen noch alles Blut aussaugen!"

Ich habe sehr viel bei meiner ersten Dame gelernt. Aber trotzdem quälte mich die Verzweiflung über den unversöhnlichen Gegensatz zwischen mir und ihr.

Für mich bedeutete das Leben eine ernsthafte Aufgabe. Ich hatte zuviel gelesen und gegrübelt; ich lebte in dauernder Unruhe. In meiner Seele schrien als unharmonischer Chor Fragen, die dem Geiste dieser prächtigen Frau völlig fremd waren.

Einmal prügelte auf dem Markte ein Polizist einen würdigen Alten, einen einäugigen Juden, weil dieser angeblich

einem Händler ein Bund Meerrettich gestohlen hatte. Ich traf den Alten auf der Straße: von oben bis unten mit Staub bedeckt, schritt er langsam, mit einer gewissen malerischen Feierlichkeit dahin; sein großes schwarzes Auge schaute streng zum leeren, heißen Himmel empor, und aus seinem zerschlagenen Munde floß das Blut als dünner Streifen durch den langen, weißen Bart und färbte das Silber der Haare purpurrot.

Das war vor dreißig Jahren, und noch heute sehe ich diesen gen Himmel gerichteten Blick mit dem stummen Vorwurf; ich sehe noch im Gesicht des Alten die harten Brauenhaare beben. Kränkungen, die einem Menschen zugefügt wurden, vergißt man nicht — und man soll sie auch nicht vergessen!

Ich kam ganz vernichtet nach Hause, entstellt von Weh und Wut. Solche Eindrücke schleuderten mich immer aus dem Leben heraus; ich wurde dadurch fremd in ihm, wurde ein Mensch, dem man absichtlich — um ihn zu foltern — alles Schmutzige, Dumme, Schreckliche zeigt, was es gibt auf Erden, alles was die Seele beleidigen kann. Und gerade in diesen Stunden, in diesen Tagen sah ich mit besonderer Klarheit, wie fern mir doch der mir nächste Mensch stand.

Als ich ihr von dem mißhandelten Juden erzählte, war sie sehr erstaunt:

„Aber warum bist du denn deshalb so völlig außer dir? Oh, was du für schwache Nerven hast."

Dann fragte sie:

„Sagtest du nicht, es sei ein schöner Mann gewesen, der Jude? Wie konnte er denn schön sein, wenn er nur ein Auge hatte?"

Jegliches Leiden war ihr verhaßt. Sie hörte nicht gern Erzählungen von Unglücksfällen; lyrische Verse wirkten fast gar nicht auf sie, Mitleid erwachte nur selten in ihrem kleinen,

fröhlichen Herzchen. Ihre Lieblingsdichter waren Béranger und Heine, der Mann der litt und dazu lachte.

Ihr Verhältnis zum Leben hatte etwas vom Glauben des Kindes an die grenzenlose Geschicklichkeit eines Zauberkünstlers: alle gezeigten Kunststücke sind interessant, aber das allerinteressanteste soll erst noch kommen. Es wird das nächstemal gezeigt werden, vielleicht erst morgen; aber gezeigt wird es!

Ich bilde mir ein, sie hat auch im Augenblick ihres Todes immer noch darauf gehofft, dieses letzte, ganz unverständliche, erstaunlich geschickte Kunststück zu sehen zu bekommen.

VI

WLADIMIR KOROLENKO

Als ich aus Tiflis nach Nishnij zurückkehrte, weilte Korolenko in Petersburg.

Ich war zunächst arbeitslos und schrieb daher ein paar kleine Erzählungen, die ich an Reinhardts „Wolgaboten" schickte, der damals dank der Mitarbeit Korolenkos die einflußreichste Zeitung des Wolgalandes war.

Diese Erzählungen waren unterzeichnet: M. G. oder G—ij. Sie wurden bald gedruckt; Reinhardt schrieb mir einen sehr schmeichelhaften Brief und schickte einen Haufen Geld — etwa dreißig Rubel. Aus irgendwelchen Gründen, die ich vergessen habe, verheimlichte ich meine schriftstellerische Tätigkeit auch vor mir sehr nahestehenden Menschen, wie Wasiljew und Lanin. Ich legte meinen Erzählungen keinen ernstlichen Wert bei und dachte nicht, daß sie mein Schicksal bestimmen würden. Aber Reinhardt teilte Korolenko meinen Namen mit, und als dieser aus Petersburg zurückkehrte, meldete man mir, daß er mich zu sehen wünsche.

Er wohnte immer noch in demselben Holzhause des Architekten Lembke, am äußersten Ende der Stadt. Ich traf ihn gerade beim Tee in dem kleinen Zimmer, dessen Fenster auf die Straße hinausgingen. Blumen standen auf den Fensterbrettern und in den Ecken; überall lagen Haufen von Büchern und Zeitungen herum.

Seine Frau und Kinder waren schon fertig mit Teetrinken und wollten gerade spazierengehen. Ich fand ihn noch gefestigter, selbstbewußter und krausköpfiger als früher.

„Eben haben wir Ihre Erzählung ‚Vom Zeisig' gelesen. Also jetzt werden Sie auch gedruckt! Ich gratuliere Ihnen! Aber Sie sind doch starrköpfig, Sie schreiben immer noch Allegorien! Nun, schließlich können ja Allegorien auch ganz was Schönes sein, wenn sie gescheit gemacht sind, und Starrköpfigkeit ist durchaus keine schlechte Eigenschaft."

Er sagte noch ein paar freundliche Worte und sah mich mit halbzugekniffenen Augen an. Stirn und Hals waren ihm von der Sommerluft verbrannt, der Bart ausgebleicht. Er trug ein blaues Hemd aus Sareptazeug und einen ledernen Gürtel, schwarze in die Stiefel gesteckte Hosen und sah aus, als käme er von weit her und wolle gleich wieder fortgehen. Seine ruhigen, klugen Augen glänzten munter und fröhlich.

Ich erzählte ihm, ich hätte noch ein paar Erzählungen geschrieben — eine von ihnen sei in der Zeitung „Kawkas" gedruckt worden.

„Haben Sie denn gar nichts mitgebracht? Schade! Sie schreiben sehr eigenartig. Es ist noch nicht alles ganz ausgeglichen bei Ihnen, manches ist noch holperig, aber es ist immer interessant. — Ich höre, Sie sind viel zu Fuß gewandert? Ich war auch fast den ganzen Sommer auf Wanderschaft: am Kershenez und an der Wetluga. Und wo waren Sie?"

Als ich ihm in aller Kürze meine Reiseroute beschrieben hatte, rief er beifällig aus:

„Oho! Das war ja eine tüchtige Tour! Deshalb sind Sie auch soviel männlicher geworden in diesen drei Jahren. Ist es nicht beinah so lange her? Und Sie haben nun gewiß auch wacker Kräfte gesammelt, nicht wahr?"

Ich hatte gerade seine Erzählung „Der Fluß" gelesen, die mir sowohl durch ihre Schönheit der Form wie auch stofflich sehr gefallen hatte, und empfand aufrichtigen Dank gegen

ihren Verfasser. So begann ich begeistert von dieser Erzählung zu sprechen.

In der Gestalt des Fährmanns Tiulin hatte Korolenko nach meiner Ansicht den erstaunlich richtig erfaßten und prächtig dargestellten Typus eines bäuerlichen „Helden für eine Stunde" gegeben. Ein solcher Mensch kann selbstvergessen und schlicht eine edle Tat vollbringen und gleich danach sein Weib halbtotprügeln und dem Nachbar mit einem Knüppel den Schädel einschlagen; er vermag uns mit gutmütigem Lächeln, durch einen Reichtum herzlicher, blumenheller Worte zu entzücken und tritt uns plötzlich, ohne jeden Anlaß, mit seinen schmutzigen Stiefeln ins Gesicht. Wie Kosma Minin kann er eine Volkserhebung organisieren und hinterher alles versaufen und die Läuse mit seinem Leibe füttern.

Korolenko hörte meine etwas wirre Rede an, ohne mich zu unterbrechen, und betrachtete mich sehr aufmerksam, was mir sehr peinlich war. Manchmal schloß er die Augen und klopfte mit der flachen Hand auf den Tisch. Dann erhob er sich vom Stuhl, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und sprach gutmütig lachend:

„Sie übertreiben. Wir wollen einfach sagen: die Erzählung ist gelungen. Das genügt. Ich will Ihnen nicht verhehlen — sie gefällt mir sogar selbst. Ob aber der Bauer im allgemeinen wirklich so ist, wie Tiulin, das weiß ich doch nicht! Aber wissen Sie, Sie sprechen gut: so anschaulich und lebendig, mit kräftigen Worten! So, da habe ich mich gleich revanchiert für Ihre Lobsprüche! Und man merkt sofort, daß Sie viel gelesen und auch viel nachgedacht haben. Also, ich möchte Ihnen von Herzen gratulieren. Von ganzem Herzen!"

Er reichte mir die Hand, die innen voller Schwielen war — wohl vom Rudern oder vom Hantieren mit dem Beil, denn er hackte gern Holz und liebte überhaupt körperliche Arbeit.

„So, nun erzählen Sie, was Sie erlebt haben.

In meiner Erzählung berührte ich meine Begegnungen mit allerlei „Wahrheitssuchern", wie sie zu Hunderten über das wirre Netz der russischen Landstraßen von Stadt zu Stadt, von Kloster zu Kloster pilgern.

Korolenko blickte durchs Fenster auf die Straße hinaus und sagte:

„Das sind meist nur Tagediebe. Gescheiterte Helden, ekelhaft verliebt in sich selbst. Haben Sie nicht bemerkt, daß es fast stets b ö s e Menschen sind? Die Mehrzahl von ihnen sucht durchaus nicht die ‚heilige Wahrheit', sondern nur ein leicht zu verdienendes Brot und jemanden, dem sie auf dem Halse sitzen können."

Über diese ganz ruhig gesprochenen Worte war ich sehr betroffen, denn sie bestätigten mir eine Tatsache, die ich schon immer dunkel geahnt hatte.

„Es gibt sehr gute Erzähler unter ihnen," fuhr Korolenko fort, „Leute mit einer sehr reichen Sprache. Mancher hat eine Redeweise, die wirkt wie ganz feine Seidenstickerei."

„Wahrheitssucher" und dergleichen Leute waren die Lieblingshelden der alten Literatur, und Korolenko nannte sie Tagediebe und böse Menschen? Das war ja fast Gotteslästerung! Aber in Korolenkos Munde klang es wohlüberlegt, abschließend. Und seine Worte verstärkten in mir noch das Empfinden der geistigen Unabhängigkeit dieses Menschen.

„Waren Sie nie in Wolhynien und Podolien? Da ist es sehr schön!"

Ich erzählte ihm von einer erzwungenen Unterredung mit Johann von Kronstadt. Er rief lebhaft aus:

„Was halten Sie von dem? Was ist das für ein Mensch?"

„Er ist wohl ein aufrichtig gläubiger Mensch, ebenso gläubig wie mancher nicht allzu schlaue Dorfpriester mit gutem, ehr-

lichem Herzen. Ich habe den Eindruck, seine Popularität macht ihm selbst ein bißchen Angst, sie bedrückt ihn, und er ist ihr nicht gewachsen. Man fühlt etwas Zufälliges in ihm; es ist fast, als handle er nicht nach seinem eigenen Willen. Als ob er beständig seinen Gott frage: ‚Ist das richtig so, o Herr?' und immer die Angst habe, es sei nicht richtig..."

„Das hört sich seltsam an", sagte Korolenko nachdenklich.

Dann erzählte er selbst von seinen Unterhaltungen mit den Bauern von Lukojanow, den Sektierern vom Kershenez — fein, treffend, humorvoll — er unterstrich in den Reden der andern immer die Verbindung von Unwissenheit und Schlauheit und zeigte geschickt den gesunden Menschenverstand des Bauern auf und sein ängstliches Mißtrauen gegen Fremde.

„Manchmal bilde ich mir ein, es gäbe nirgends in der Welt ein so buntes geistiges Leben wie in Rußland, in unserer lieben ‚Rus'. Aber wenn das auch nicht stimmt — jedenfalls sind doch die Charaktere besinnlicher und gläubiger Menschen bei uns unendlich, unvereinbar verschieden!"

Dann sprach er sehr eindringlich über die Notwendigkeit, das geistige Leben des Dorfes gründlich zu erforschen.

„Die Ethnographie allein kann das Gebiet nicht erschöpfen. Man muß anders, näher, tiefer an diese Fragen herantreten. Das Dorf ist der Boden, auf dem wir alle wachsen, aber in der Nachbarschaft vieler Disteln und vieles unnützen Unkrauts. Auch das ‚Vernünftige, Gute, Ewige' muß man auf diesem Boden ebenso behutsam wie energisch aussäen. Gerade in diesem Sommer habe ich ein Gespräch mit einem durchaus nicht dummen, jungen Menschen gehabt, der mir ernsthaft einreden wollte, das dörfliche Wucherertum sei ein fortschrittlicher Faktor, denn sehen Sie, ‚die Wucherer häufen Kapital an, und Rußland muß doch mal ein kapitalistisches Land werden'. Wenn nun so einer mit seiner Propaganda ins Dorf gerät..."

Beim Abschied wünschte er mir nochmals guten Erfolg.

„Also Sie meinen wirklich — ich kann schreiben?" fragte ich.

„Aber gewiß!" rief er etwas verwundert. „Sie schreiben doch schon, und Ihre Sachen werden gedruckt! Was wollen Sie noch mehr? Falls Sie gelegentlich mal meinen Rat wünschen, bringen Sie mir nur Ihre Arbeiten! Dann wollen wir darüber plaudern..."

Ich verließ ihn froh und frisch wie ein Mensch, der nach einem heißen anstrengenden Tage im kühlen Wasser eines Waldbaches ein Bad genommen hat.

Korolenko weckte in mir große Hochachtung, aber aus irgendeinem Grunde, ich weiß nicht weshalb, empfand ich keine eigentliche Sympathie für den Schriftsteller in ihm, und das betrübte mich. Wahrscheinlich kam das daher, daß mir zu jener Zeit Schulmeister und Lehrer schon etwas lästig fielen: ich hatte großes Bedürfnis, mich von ihnen zu erholen und lieber mit einem guten Menschen rein freundschaftlich über all das zu plaudern, was mich so quälte und peinigte. Wenn ich aber den von mir gesammelten Stoff meinen Lehrern vorlegte, dann zerschnitten und vernähten sie ihn je nach der Mode und den Traditionen der politisch-philosophischen Firmen, bei denen sie Zuschneider oder Vorarbeiter waren. Ich fühlte wohl, daß sie wirklich nicht anders zuschneiden und nähen konnten, aber ich sah doch, daß sie mir meinen Stoff verdarben.

Zwei Wochen später brachte ich die Manuskripte des Märchens „Von dem Fischer und der Fee" und der eben geschriebenen Erzählung „Die alte Isergil" zu Korolenko. Er war nicht zu Hause; ich ließ meine Manuskripte da, und am nächsten Tage schrieb er mir: „Kommen Sie bitte heute abend zum Plaudern. Wl. Kor."

Er trat mir auf der Treppe mit einem Beil in der Hand entgegen.

„Sie müssen nicht etwa denken, das sei mein Werkzeug beim Kritisieren", sagte er, sein Beil schwenkend. „Nein, ich habe in der Kammer Bretter angebracht. Aber eine ganz kleine Enthauptung erwartet Sie doch."

Sein Gesicht strahlte gutmütig, die Augen lachten fröhlich, und er roch, wie ein braves, gesundes russisches Bauernweib, nach frisch gebackenem Brot.

„Ich habe die ganze Nacht geschrieben und erst nach Tisch geschlafen. Als ich aufwachte, hatte ich das Bedürfnis, mir etwas Bewegung zu machen."

Er sah heute ganz anders aus als vor zwei Wochen. Ich empfand ihn gar nicht mehr als Schulmeister oder Lehrer. Vor mir stand einfach ein guter Mensch, der der ganzen Welt freundschaftlich und interessiert gegenübersteht.

„Nun," fing er an, nahm meine Manuskripte vom Tisch und schlug sich damit aufs Knie, „also ich habe Ihr Märchen gelesen. Wenn das eine junge Dame geschrieben hätte, die zuviel Verse von Musset gelesen hat, womöglich in der Übersetzung unserer braven alten Mysowskaja, so würde ich dem Fräulein sagen: ‚Nicht übel! Aber wissen Sie, Sie täten doch besser dran, wenn Sie heirateten!' Daß aber so ein grimmiger Lulatsch wie Sie süßliche Verse macht, ist beinah eine Gemeinheit, jedenfalls aber ein Verbrechen! Wann haben Sie das Zeug eigentlich von sich gegeben?"

„Noch in Tiflis..."

„Ach so! Das stinkt ja geradezu vor Pessimismus! Behalten Sie bitte im Auge: pessimistische Einstellung zur Liebe ist die Krankheit eines bestimmten Alters, ist diejenige Theorie, die im allergrößten Gegensatz zu jeder Praxis steht. Euch Pessimisten kennt man schon, wir haben so allerhand von euch gehört!"

Er zwinkerte mir verschmitzt zu, lachte und fuhr ernst fort:

„Aus diesem ganzen Totensang kann man nur die Verse drucken. Die sind originell — also die will ich Ihnen drucken. ‚Die alte Isergil' ist besser ausgefallen, ernster; aber — es ist doch auch wieder eine Allegorie. Das führt Sie zu nichts Gutem! Sagen Sie, haben Sie eigentlich schon mal im Gefängnis gesessen? Ja? Nun also, Sie werden noch mal hineinkommen!"

Sinnend blätterte er in dem Manuskript:

„Seltsam! Das ist alles Romantik — und die ist doch schon lange tot. Ich zweifle aber sehr, ob dieser Lazarus eine Auferstehung verdient. Es will mir auch scheinen, als sängen Sie nicht wirklich mit Ihrer eignen Stimme. Sie sind Realist, aber nicht Romantiker. Realist! Um auf Einzelheiten zu kommen: die Stelle, wo von dem Polen die Rede ist, kam mir sehr persönlich vor. Habe ich recht damit?"

„Das könnte schon sein."

„Aha, sehen Sie! Ich sage ja — wir wissen schon allerhand von Ihnen. Aber Persönliches ist unzulässig — werfen Sie das lieber hinaus. Natürlich meine ich nur eng Persönliches."

Er sprach mit Behagen, lustig, seine Augen glänzten wundervoll. Ich betrachtete ihn mit immer größerer Verwunderung, als sähe ich ihn zum erstenmal. Er warf das Manuskript auf den Tisch, rückte näher an mich heran und legte eine Hand auf mein Knie.

„Hören Sie, darf ich mit Ihnen ganz offen sprechen? Ich kenne Sie ja bisher nur wenig, aber ich höre viel von Ihnen, und manches beobachte ich auch selbst. Sie leben schlecht! Sie sind hier nicht an der richtigen Stelle. Nach meiner Meinung sollten sie von hier fortgehen oder aber ein braves gescheites Mädel heiraten."

„Aber ich habe doch eine Frau!"

„Das ist ja eben das Schlimme."

Ich entgegnete, über dieses Thema könnte ich nicht reden.

„So. Nun, dann entschuldigen Sie bitte."

Er fing an zu scherzen; dann fragte er plötzlich besorgt:

„Haben Sie eigentlich davon gehört, daß Romas verhaftet ist? — So! Sie wissen es schon lange? So, so. Ich habe es erst gestern erfahren. Wo denn? — In Smolensk! Was hat er denn da getrieben?"

In der Wohnung von Romas hatte man eine geheime Drukkerei der Partei der „Narodoprawzen" beschlagnahmt, die er beschafft hatte.

„Ein Unruhegeist!" meinte Korolenko sinnend. „Jetzt wird man ihn wohl wieder irgendwohin verschicken. Wie geht's ihm denn sonst? Ist er wohlauf? Ein strammer Kerl war er ja..."

Er seufzte und zuckte die breiten Schultern.

„Nein, das ist alles nicht das Richtige. Der Fall Astyrew war eine gute Lehre, die uns zeigte, daß zunächst ganz l e g a l e, grobe Arbeit nottut, Alltags- und Kulturarbeit. Die Autokratie ist ein kranker, aber immer noch sehr kräftiger Zahn, dessen Wurzel breit verästelt und tief eingewachsen ist. U n s e r e Generation wird diesen Zahn noch nicht ausziehen! Wir müssen ihn erst lose rütteln, und dazu gehört noch manches Jahrzehnt ruhiger, legaler Arbeit."

Er redete lange über dieses Thema, und man hatte das Empfinden, daß er aus innerstem, lebendigem Glauben sprach.

Dann kam seine Frau Awdotja Semionowna; die Kinder lärmten. Ich verabschiedete mich und ging, Freude im Herzen.

In der Provinz lebt man bekanntlich wie im Glashause. Jedermann weiß über dich Bescheid, weiß woran du am Mittwoch um zwei Uhr, woran du am Sonnabend kurz vor der Messe gedacht hast, kennt deine geheimsten Pläne und nimmt es sehr übel, wenn du die Prophezeiungen und Wahrsagungen der lieben Mitmenschen nicht wahr werden läßt.

Natürlich wußte bald die ganze Stadt, daß Korolenko mir wohlwollte, und ich mußte eine Flut von Ratschlägen anhören.

„Nehmen Sie sich nur in acht, daß diese Korona von Superklugen Sie nicht noch dumm macht!"

Das war eine Anspielung auf Boborykins damals vielgelesene Erzählung „Klug geworden", die von einem Revolutionär handelte, der legale Arbeit beim Semstwo annimmt, und dann seinen Regenschirm verliert und von seiner Frau verlassen wird.

„Sie sind doch Demokrat und können bei Generalen nichts lernen! Sie sind ein Sohn des Volkes!" hielt man mir vor.

Aber ich fühlte mich schon längst als Stiefsohn des Volkes; und dieses Gefühl hatte sich mit der Zeit noch verstärkt und, wie schon gesagt, die großen Volksfreunde selbst schienen mir genau solche Stiefsöhne zu sein wie ich selbst. Als ich darauf hinwies, schrie man mich an:

„Sehen Sie wohl — jetzt sind Sie auch schon angesteckt!"

Eine Gruppe von Studenten des juristischen Lyzeums zu Jaroslawl lud mich einmal zu einem kleinen Fest ein. Ich trug irgend etwas vor, und derweil gossen sie mir Schnaps in mein Bier, ängstlich bemüht, mich das nicht merken zu lassen. Ich sah ihre Schliche und merkte sehr wohl, daß ihre Absicht war, mich sternhagelbetrunken zu machen; aber ich konnte nicht fassen, zu welchem Zweck eigentlich? Einer von ihnen, ein sehr in sich selbst verliebter schwindsüchtiger Mensch, redete auf mich ein:

„Vor allen Dingen, jagen Sie alle sogenannten Ideen zum Teufel, Ideale und allen sonstigen Krempel! Setzen Sie sich einfach hin und schreiben Sie los! Nieder mit den Ideen!"

Alle diese guten Ratschläge hingen mir schließlich entsetzlich zum Halse heraus.

Wie jeder ein wenig in der Öffentlichkeit stehende Mensch, erfuhr auch Korolenko ganz verschiedenes Verhalten von

seiten der Bürger. Die einen schätzten aufrichtig sein ernstes Interesse für die Menschen und versuchten den Schriftsteller in ihre persönlichen kleinlichen Zänkereien hereinzuziehen: andere wählten ihn als Zielpunkt für leichten Klatsch. Meinen Bekannten gefielen seine Erzählungen nicht besonders.

„Ihr Korolenko scheint ja sogar noch an den lieben Gott zu glauben?" fragte man mich.

Aus irgendeinem Grunde mißfiel besonders die Erzählung „Das Heiligenbild". Man sah darin lediglich eine ethnographische Studie.

„Ebenso hat schon Pawel Jakuschkin geschrieben."

Man behauptete, der Charakter des Helden, des Schusters, stamme aus Gleb Uspenskijs „Sitten der Rasteriajewskaja-Straße". Solche Kritiken erinnerten mich immer an einen Mönchspriester aus Woronesh, der nach Anhören einer genauen Schilderung der Reise von Miklucha-Maklaj verständnislos und zornig fragte:

„Erlauben Sie, bitte! Sie sagten, er habe einen Papua nach Rußland mitgebracht. Aber warum denn gerade einen Papua? Und weshalb nur e i n e n?"

* *
*

Eines Morgens früh kam ich vom Felde zurück, wo ich die Nacht über herumgelaufen war, und sah Korolenko vor seiner Haustür stehen.

„Wo kommen S i e denn her?" fragte er verwundert. „Ich will gerade einen Spaziergang machen. Es ist ein so wundervoller Morgen! Kommen Sie mit?"

Anscheinend hatte auch er in dieser Nacht nicht geschlafen. Seine Augen waren rot, trocken, müde; sein Bart bestand aus lauter einzelnen Büscheln, die Kleidung war nachlässig.

„Ich habe gerade im ‚Wolgar' Ihren ‚Großvater Archip' gelesen. Nicht übel — das könnte man auch in einer Zeitschrift drucken. Weshalb haben Sie mir die Erzählung nicht gezeigt, bevor Sie sie in Druck gaben? Und warum besuchen Sie mich niemals?"

Ich antwortete ihm, mich habe die Art und Weise verletzt, mit der er mir vor einiger Zeit drei Rubel geliehen habe: er hatte mir das Geld stumm, mir den Rücken wendend, hingereicht. Das hatte mich sehr gekränkt. Sich Geld leihen zu müssen, ist an sich schon bedrückend, und ich entschloß mich dazu nur in Fällen wirklich alleräußerster Not.

Er machte ein finsteres Gesicht und überlegte.

„So? Davon weiß ich gar nichts mehr. Jedenfalls wird's aber wohl so gewesen sein, wenn Sie es sagen. Aber Sie müssen diese Achtlosigkeit schon entschuldigen. Wahrscheinlich war ich an dem Tage in schlechter Stimmung; das passiert mir in letzter Zeit oft. Ich versinke plötzlich in Nachsinnen, als wäre ich in einen Brunnen gefallen, sehe nichts und höre nichts, lausche aber gespannt auf irgend etwas..."

Er nahm mich unter den Arm und sah mir in die Augen.

„Also, vergessen Sie das! Sie haben wirklich keinen Anlaß, das übelzunehmen, ich schätze Sie sehr hoch! Übrigens ist das ganz gut, daß Sie übelnehmen können. Wir Russen sind viel zu wenig übelnehmerisch, und das ist ein großer Fehler! Lassen wir das also vergessen sein! Ja, was ich Ihnen sagen wollte: Sie schreiben ein bißchen viel und auch zu hastig. In Ihren Erzählungen ist viel Unfertiges und Verschwommenes. Im ‚Archip' — da wo Sie den Regen schildern — schreiben Sie halb Verse, halb rhythmische Prosa. Das ist nicht schön."

Er sprach lange und ausführlich auch über andere Erzählungen. Offenbar las er sehr aufmerksam alles, was von mir erschien. Das freute mich sehr.

„Man muß sich eben gegenseitig helfen", sagte er, als ich ihm dankte. „Unser sind so wenige! Und wir haben es alle recht schwer."

Dann senkte er die Stimme und fragte:

„Haben Sie etwas gehört, ob es wahr ist, daß in die Angelegenheit von Romas und den andern auch ein Fräulein Istomina verwickelt war?"

Die Dame war mir bekannt. Die Bekanntschaft stammte daher, daß ich sie einmal aus der Wolga gezogen hatte, als sie sich, den Kopf vorneweg, hinten von einem großen Boot ins Wasser gestürzt hatte. Diese Lebensrettung war sehr leicht gewesen, denn sie hatte ihren Selbstmordversuch an einer ganz seichten Stelle verübt. Sie war ein farbloses, törichtes Ding, das zu Hysterie und zu krankhafter Verlogenheit neigte. Später war sie, glaube ich, Gouvernante bei Stolypin in Saratow und ist dann mit andern bei dem Attentat in der Datsche des Ministers auf der Apotheker-Insel durch die Bombe der Maximalisten umgekommen.

Korolenko hörte meine Erzählung an und erwiderte zornig:

„Es ist doch geradezu ein Verbrechen, solche Kinder in derartig gefährliche Unternehmungen hineinzuziehen! Vor vier Jahren etwa, oder noch länger her, habe ich das junge Mädchen kennengelernt. Mir kam sie eigentlich nicht so vor, wie Sie sie schildern. Sie war einfach ein nettes Mädel, das unter der offensichtlichen Unwahrhaftigkeit des Lebens litt. Sie wäre eine gute Dorfschullehrerin geworden. Angeblich soll sie bei ihren Verhören manches ausgeschwatzt haben. Aber was konnte die denn groß wissen? Nein, ich kann das nicht billigen, daß man Kinder dem Baal der Politik zum Opfer bringt..."

Er ging schneller. Mir aber taten die Füße weh, ich strauchelte öfter und blieb etwas zurück.

Was haben Sie denn?"

„Rheumatismus."

„Sie fangen aber früh damit an! — Nein, ich meine, Sie haben das Mädel ganz falsch beschrieben. Aber im allgemeinen sind Sie wirklich ein guter Erzähler. Wissen Sie was, versuchen Sie doch mal etwas Größeres zu schreiben — für eine Zeitschrift! Es wäre an der Zeit, daß Sie das tun. Auf diese Weise kommen Sie in eine anständige Zeitschrift, und dann nehmen Sie sich selbst hoffentlich auch etwas ernster..."

Ich kann mich nicht entsinnen, daß er jemals wieder so bezaubernd mit mir gesprochen hätte wie an diesem Morgen, dem ersten schönen nach zwei Tagen ununterbrochenen Regens, draußen in der Frische des Feldes...

Wir saßen lange am Rande einer Schlucht beim jüdischen Friedhof, freuten uns über die smaragdgrünen Tautropfen auf dem Laube der Bäume und dem Grase. Er erzählte mir von dem tragikomischen Leben der Juden im Ansiedelungsrayon — die Schatten der Ermüdung verdichteten sich aber immer mehr unter seinen Augen.

Es war bereits gegen neun Uhr, als wir in die Stadt zurückkehrten. Beim Abschied sagte er:

„Also, Sie versuchen jetzt eine große Erzählung zu schreiben. Abgemacht, nicht?"

Zu Hause angelangt, setzte ich mich sofort an den Schreibtisch und fing meinen „Tschelkasch" an, die Geschichte von dem Barfüßler aus Odessa, meinem Bettnachbar im Krankenhaus zu Nikolajew. Ich schrieb die Erzählung in zwei Tagen nieder und schickte das Unreine sofort an Korolenko.

Ein paar Tage später brachte er ein paar Bauern, die irgend jemand geschädigt hatte, zu meinem Prinzipal und beglückwünschte mich so herzlich, wie nur er das zu tun verstand.

„Nicht übel, was Sie da geschrieben haben! Geradezu gut sogar! Ganz aus einem Guß..."

Sein Lob beschämte mich.

Am Abend sagte er, in seinem kleinen Arbeitszimmer rittlings auf dem Stuhle sitzend, mit großer Lebhaftigkeit:

„Wirklich nicht schlecht! Sie verstehen Charaktere zu zeichnen. Ihre Menschen sprechen und handeln von selbst, aus ihrem eignen Wesen heraus. Sie verstehen die Kunst, sich in den Verlauf ihrer Gedanken, in das Spiel ihrer Gefühle nicht einzumischen. Das ist nicht jedem gegeben. Das allerbeste ist aber, daß Sie den Menschen so werten, wie er wirklich ist. Ich habe Ihnen ja immer gesagt, Sie sind ein Realist."

Doch dann überlegte er und fügte hinzu:

„Aber nebenbei sind Sie auch Romantiker! Ja, und was ich noch sagen wollte — Sie sitzen hier noch nicht länger als eine Viertelstunde und sind schon bei der vierten Zigarette..."

„Ich bin allerdings ziemlich erregt."

„Warum denn? Sie sind immer so aufgeregt. Darum behaupten die Leute wahrscheinlich auch von Ihnen, Sie tränken sehr viel. Knochen haben Sie reichlich, aber kein Fleisch. Sie rauchen viel zu viel, und anscheinend eigentlich ohne Genuß. Was ist denn eigentlich los mit Ihnen?"

„Ich weiß selbst nicht?"

„Trinken Sie wirklich so viel? Die Leute sagen doch..."

„Das ist gelogen."

„Und bei Ihnen zu Hause sollen allerhand Orgien gefeiert werden..."

Er lächelte, sah mich forschend an und erzählte mir ein paar nicht üble Klatschereien über mich.

Dann sagte er einprägsam:

„Wenn sich mal einer ein bißchen vordrängt, dann haut man ihm für alle Fälle eins über den Schädel — besagt ein Ausspruch des Studenten Petrow. Aber nun wollen wir die Torheiten lieber beiseitelassen, so lieb sie Ihnen vielleicht auch

sind. Tschelkasch bringen wir also im ‚Russkoje Bogatstwo', und zwar an erster Stelle, als besonders ehrende Auszeichnung. Ich habe da ein paar störende grammatische Schnitzer gefunden. Die sind verbessert, sonst habe ich nichts angerührt. Wollen Sie sich davon überzeugen?"

Ich verzichtete natürlich darauf.

Er wanderte in dem engen Zimmer umher und sagte:

„Ich freue mich recht, daß Ihnen das so gut gelungen ist."

Ich spürte die bezaubernde Aufrichtigkeit seiner Freude und betrachtete bewundernd den Mann, der von Literatur sprach wie von einer Frau, die er mit ruhiger, fester Liebe liebte — liebte für immer. Unvergeßlich wohl war mir zumute in dieser Stunde, bei diesem „Lotsen" — ich betrachtete stumm seine Augen, in denen so viel innige Freude am Menschen schimmerte.

Die Freude am Menschen — diese Freude empfinden die Menschen so selten, und sie ist doch die allergrößte Freude auf Erden!

Korolenko blieb vor mir stehen und legte seine schweren Hände auf meine Schultern.

„Hören Sie mal, wollen Sie nicht doch lieber unsere Stadt verlassen? Gehen Sie zum Beispiel nach Samara. Ich habe da einen guten Bekannten, bei der Zeitung, bei der ‚Samarskaja Gaseta'. Wenn Sie wollen, schreibe ich ihm ein paar Zeilen, daß er Ihnen Arbeit gibt. Soll ich's tun?"

„Störe ich denn hier jemanden?"

„Nein, aber die Leute stören Sie!"

Es war klar, er glaubte an das Gerede von meiner Trunksucht, an die Orgien in unsrem Badehause und überhaupt an meinen lasterhaften Lebenswandel — dessen größtes Laster meine Armut war. Korolenkos so dringlicher Rat, die Stadt zu verlassen, kränkte mich etwas; aber gleichzeitig bewegte sein Wunsch, mich den „Klauen des Lebens" zu entreißen, mein Herz.

Sehr erregt schilderte ich ihm, wie ich lebte. Er hörte mich schweigend an, machte ein finsteres Gesicht und zuckte die Achseln.

„Sie müssen doch aber selbst einsehen, daß das alles völlig unmöglich ist, daß Sie in dieses verrückte Leben nicht hineinpassen! Nein, wirklich, hören Sie auf mich! Sie müssen unbedingt fort von hier, Sie müssen ein anderes Leben anfangen."

Und er brachte mich wirklich dazu, so zu tun.

* *
*

Als ich dann für die „Samarskaja Gaseta" schlechte Feuilletons schrieb, die ich mit dem schönen Pseudonym „Jehuda Chlamida" unterzeichnete, kritisierte Korolenko in seinen Briefen meine verfluchte Arbeit: spöttisch, mahnend, streng, aber immer freundschaftlich.

Besonders genau erinnere ich mich noch an folgenden Fall. Ich war eines Dichters, der den fatalen Namen Skukin *) trug, allmählich bis zum Ekel überdrüssig geworden. Der Mann schickte der Redaktion seine Verse scheffelweise ein; sie waren alle heillos schlecht, und es war ganz unmöglich, sie zu drucken. Da gab die Eitelkeit diesem Menschen einen originellen Gedanken ein: er ließ seine Gedichte selbst auf rosa Papier drukken und verteilte die Blätter in den Delikatessengeschäften der Stadt. Die Verkäufer wickelten dann Tee, Konfekt und Wurst darin ein, und jeder Spießbürger erhielt auf die Weise als Zugabe zu seinem Einkauf eine halbe Elle Verse, in denen salbungsvoll die städtischen Machthaber, der Herr Adelsmarschall, Seine Exzellenz der Gouverneur, der hochwürdige Bischof angesungen wurden.

---

*) „Skuka" heißt „Langeweile, Stumpfsinn".

Diese Herrschaften waren jeder auf besondere Art bemerkenswert und interessant; eine ganz absonderliche Type aber war der Bischof. Einmal hatte er unter Anwendung von Gewalt ein kleines Tatarenmädchen getauft und dadurch fast einen Tatarenaufstand im Bezirk entfesselt; dann wieder inszenierte er einen ganz idiotischen Prozeß gegen Chlysten, in dem völlig unschuldige Menschen verurteilt wurden, was ich ganz genau weiß. Am hervorragendsten aber war folgende Heldentat von ihm. Bei einer Rundreise durch seine Diözese erlitt an einem regnerischen Tage sein Wagen in der Nähe eines kleinen, einsam gelegenen Dörfchens einen Schaden, und der Bischof mußte in die Hütte eines Bauern eintreten. Dort erblickte er auf einem Wandbrett, neben dem Heiligenschrein, einen gipsernen Zeuskopf, worüber er natürlich baß erstaunt war. Durch Befragen und Besuchen noch anderer Häuser ergab sich, daß dieses Abbild des alten Olympiers sowie eine Statue der Göttin Venus sich noch bei anderen Bauern vorfanden. Aber keiner von diesen wollte Auskunft geben, wie sie zu den Götzenbildern gekommen seien.

Das genügte ihm, um einen hochnotpeinlichen Prozeß gegen die angebliche Sekte von „Götzenanbetern" im Gouvernement Samara anzustrengen, weil die Leute Götter des alten Rom anbeteten. Die „Götzenanbeter" wurden ins Gefängnis geschleppt, wo sie so lange saßen, bis die Untersuchung ergab, daß sie einst einen Gipsfigurenhändler aus Wiatka ermordet und beraubt hatten. Nach vollbrachter Tat hatten die Bauern sich ganz freundschaftlich in die Ware des Ermordeten geteilt — weiter war nichts gewesen.

Also mit einem Wort: ich war unzufrieden mit dem Gouverneur, dem Bischof, der Stadt, der ganzen Welt, mit mir selbst und noch mit vielem andern. So kam es, daß ich in einem Anfall von Jähzorn und Gereiztheit jenen Dichter, der Menschen

besungen hatte, die ich haßte, arg beschimpfte, indem ich seinem Namen Skukin das Wort „Syn" anhängte*).

Korolenko schrieb mir sofort einen langen Brief mit Ermahnungen über das Thema: ‚Auch wenn man Leute mit gutem Grunde schimpft, darf man nicht das Gefühl für Maß und Grenze verlieren'. Es war ein lieber, guter Brief! Leider haben ihn mir die Gendarmen bei einer Haussuchung fortgenommen — so daß er, wie alle andern Briefe von Korolenko an mich, verlorengegangen ist.

Nebenbei: die Gendarmen...

Zu Anfang des Frühjahrs 1897 wurde ich in Nishnij verhaftet und, nicht gerade sehr rücksichtsvoll, nach Tiflis befördert. Dort verhörte mich im Schloß Metech der Rittmeister Konisskij, der später Chef der Petersburger Gendarmerieverwaltung war, und sagte in trübseligem Tone:

„Was für schöne Briefe Ihnen der Korolenko schreibt! Der ist doch zur Zeit der größte russische Schriftsteller!"

Dieser Rittmeister war ein ganz seltsamer Mensch: er war klein, hatte behutsame, unsichere Bewegungen; seine abscheulich große Nase war stets kummervoll gesenkt, aber seine in diesem Gesicht fast fremd wirkenden munteren Augen verschwanden mit den Pupillen immer ganz komisch irgendwo unter dem Nasenrücken.

„Ich bin ein Landsmann von Korolenko; ich stamme auch aus Wolhynien und bin ein Nachkomme des Bischofs Georgij Konisskij — wissen Sie, der Katharina II. die berühmte Rede hielt: ‚Lassen wir die Sonne...', und so weiter. Darauf bin ich sehr stolz."

---

*) „Skukin-syn" heißt „Sohn des Stumpfsinns"; gleichzeitig ist es Wortspiel mit dem sehr schlimmen Schimpfwort „sukin-syn": „Sohn einer Hündin".

Ich fragte ihn höflich, auf wen er mehr stolz sei, auf den Vorfahren oder auf den Landsmann?

„Auf beide natürlich, auf beide!"

Seine Pupillen verschwanden wieder, dann stieß er geräuschvoll Luft durch die Nase aus, und sie waren wieder an der richtigen Stelle. Ich war krank und daher schlechter Stimmung und erlaubte mir die Bemerkung, ich verstände nur schlecht seinen Stolz auf einen Menschen, dem das allzu liebenswürdige Interesse der Gendarmen soviel Schwierigkeiten im Leben bereitet habe und noch bereite. Konisskij antwortete salbungsvoll:

„Jeder von uns erfüllet den Willen dessen, der uns in die Welt gesandt hat, jeder einzelne von uns! — Also, fahren wir fort! Sie behaupten demnach ... Uns hingegen ist bekannt ..."

Wir saßen in einem kleinen Stübchen unter dem Torweg des Schlosses. Das Fenster lag sehr hoch, fast an der Decke; ein heißer Sonnenstrahl fiel durch dieses Fenster auf den mit Akten bepackten Tisch und beleuchtete unter anderm, zu meiner Beschämung, auch einen Zettel, auf dem fein säuberlich, von meiner Hand geschrieben, zu lesen stand:

„Tadelt nicht das Lachsfleisch (lososinu) dafür, daß der Elch (los) Espen (osinu) annagt."

Ich sah den verfluchten Wisch an und dachte bei mir:

„Was soll ich nur dem Rittmeister antworten, wenn er mich nach dem Sinne dieses tiefsinnigen Ausspruches fragt?"

* *
*

Sechs Jahre lang, von 1895 bis 1901, habe ich Korolenko dann nicht wiedergesehen. Wir wechselten nur hin und wieder Briefe.

Im Jahre 1901 kam ich zum erstenmal nach Petersburg, der Stadt der geraden Linien und unbestimmten Menschen. Ich

war damals „in Mode", der „Ruhm" hatte mich heimgesucht und machte mir mein Leben höchst unbehaglich. Ich war in weitesten Kreisen populär. Ich entsinne mich noch, wie ich einmal nachts über die Anitschkow-Brücke ging und zwei Leute, anscheinend Friseure, mich überholten, wobei einer von ihnen mir ganz erschrocken ins Gesicht sah und halblaut zu seinem Gefährten sagte:

„Sieh mal, das ist ja Gorkij!"

Der andere blieb stehen, besah mich sehr genau vom Kopf bis zu den Füßen, ließ mich vorüber und erklärte ganz begeistert:

„Ach, Teufel, der hat ja Gummischuhe an!"

Neben vielen andern Belustigungen ließ ich mich damals auch einmal mit einer Gruppe von Redaktionsmitgliedern der Zeitschrift „Natschalo" photographieren. Unter ihnen befand sich auch der Lockspitzel und Agent der politischen Geheimpolizei Gurowitsch.

Selbstverständlich bemerkte ich mit viel Freude das wohlwollende Lächeln der Frauen, die fast anbetungsvollen Blicke der jungen Mädchen, und wahrscheinlich habe ich damals — wie wohl alle jungen Leute, die zum erstenmal den Ruhm kosten — ausgesehen wie ein Truthahn.

Aber nachts, allein mit sich selbst, kommt man sich manchmal doch plötzlich vor wie ein überführter Verbrecher, den Spitzel, Untersuchungsrichter, Staatsanwälte umgeben, die sich alle benehmen, als hielten sie das begangene Verbrechen nur für ein Unglück, für eine bedauerliche „jugendliche Verirrung": „Gesteh lieber, dann wird man dir großmütig verzeihen." Aber im innersten Herzen wünscht sich doch jeder einzelne von ihnen, den Verbrecher richtig überführen zu können, ihm triumphierend ins Gesicht zu schreien:

„Aha—a! Siehst du!"

Oft mußte ich dastehen wie ein Schuljunge, der sich einer öffentlichen Prüfung in allen Fächern unterziehen soll.

„Was gläubest du?" fragten mich die Oberbonzen von allerhand Sekten und die Hohenpriester der verschiedenen Tempel.

Weil ich ein liebenswürdiger Mensch bin, unterzog ich mich auch den Prüfungen und zeigte eine Geduld, über deren Ausmaß ich mich oft selbst wunderte. Aber nach solcher Folterung durch Worte trug ich häufig Verlangen danach, der Isaakskathedrale den Obelisk, der vor der Admiralität steht, in den Bauch zu rennen oder sonst etwas ganz Skandalöses zu begehen.

Irgendwo hinter ihrer meist ein bißchen gemachten Gutmütigkeit verbergen alle Reußen etwas, das an Pöbelhaftigkeit streift. Diese Eigenschaft — oder ist das vielleicht nur eine Untersuchungsmethode? — kommt sehr verschieden zum Ausdruck, hauptsächlich aber in dem Streben, die Seele des lieben Mitmenschen zu besuchen wie eine Schaubude auf dem Jahrmarkt, zu sehen, was für Kunststücke in ihr gezeigt werden, Unordnung in ihr zu stiften, plump herumzutapsen und die fremde Seele mit dummem Quark vollzumisten und gelegentlich auch mal einfach etwas umzuschmeißen. Und, wie der ungläubige Thomas, die Finger in alle Wundmale zu legen — offenbar in der Meinung, der Skeptizismus des Apostels sei genau dasselbe gewesen wie diese Neugier von Affen.

Auch in dem steinernen Petersburg hatte Korolenko ein altes hölzernes, provinziell-behagliches Haus gefunden, mit gestrichenem Fußboden in den Wohnzimmern und einem freundlich altmodischen Geruch.

Er war recht grau geworden in diesen Jahren: die Ringel grauer Haare an den Schläfen waren beinah weiß; unter den Augen lagen Falten; er blickte zerstreut und müde. Ich empfand sofort, daß seine Ruhe, die mir früher so angenehm gewesen war, jetzt der Nervosität eines Menschen gewichen war,

in dem alle Seelenkräfte dauernd aufs äußerste angespannt sind. Sicherlich war ihm alles, was er in diesen schweren Jahren wie ein Bär vor sich gewälzt hatte, nicht leicht gefallen.

„Ich leide an Schlaflosigkeit, und die kann den Menschen schauderhaft quälen. Sie kümmern sich anscheinend gar nicht um Ihre Tuberkulose und rauchen immer noch so viel? Wie geht es denn mit Ihren Lungen? Ich will gerade ans Schwarze Meer gehen. Kommen Sie nicht mit?"

Er setzte sich mir gegenüber an den Tisch, schaute hinter seinem Samowar hervor und sprach von meinen Arbeiten.

„Solche Dinge wie ‚Warenka Oliosowa' gelingen Ihnen besser als ‚Foma Gordejew'. Der Roman liest sich schwer, es steckt viel Material drin, aber es fehlen Ordnung und straffe Zucht."

Er richtete seinen Rücken so gerade, daß die Wirbel knackten und fragte mich:

„Wie steht es denn mit Ihnen — sind Sie auch Marxist geworden?"

Als ich ihm antwortete, ich sei wohl nahe daran, lächelte er unfroh und bemerkte:

„Das verstehe ich nicht recht. Sozialismus ohne Idealismus ist mir unverständlich! Ich glaube nicht, daß man nur auf Grundlage der Gemeinsamkeit der materiellen Interessen eine Ethik aufbauen kann. Ohne Ethik kommen wir aber nicht aus."

Dann fragte er, seinen Tee schlürfend:

„Nun, und wie gefällt Ihnen Petersburg?"

„Ich finde die Stadt interessanter als die Menschen in ihr."

„Ja, die Menschen hier..."

Er hob die Brauen und rieb sich mit den Fingern energisch die müden Augen.

„Die Menschen hier sind europäischer als die Moskauer und als die Leute an der Wolga. Man behauptet immer, Moskau sei

eigenartiger. Ich weiß nicht. Nach meiner Meinung besteht Moskaus Eigenart in einem gewissen plumpen, stumpfen Konservativismus. Dort lebten die Slawophilen, Katkow und so weiter, in diesem Sinne; hier dagegen die Dekabristen, die Petraschewzen, Tschernyschewskij ..."

„Aber auch Pobedonoszew!" warf ich ein.

„Und die Marxisten!" fügte Korolenko lächelnd hinzu. „Und jede andere Zuspitzung des fortschrittlichen, das heißt des revolutionären Gedankens, ist hier zu Hause. Übrigens ist Pobedonoszew ein hochbegabter Mensch, da können Sie sagen, was Sie wollen! Haben Sie seinen ‚Moskauer Sbornik' gelesen? Beachten Sie — er nennt das Buch immerhin ‚Moskauer Sbornik'!"

Er war etwas nervös angeregt und erzählte humorvoll von dem Kampf der literarischen Gruppen, von dem Streit zwischen der Partei der „Narodniki" und den Marxisten.

Ich wußte davon auch einiges. Gleich am Tage meiner Ankunft in Petersburg war ich in eine Skandalgeschichte hineingezogen worden, an die ich sogar heute noch mit einem unbehaglichen Gefühl zurückdenke. Korolenko hatte ich mit deswegen aufgesucht, um unter anderm diese Geschichte zu besprechen.

Die Sache lag so: der Redakteur Posse von der Zeitschrift „Shisn" wollte einen literarischen Abend zu ehrender Erinnerung an Tschernyschewskij veranstalten und hatte Korolenko, Michajlowskij, Melschin, Struve, Tugan-Baranowskij und noch eine Anzahl von Marxisten und „Narodniki" um ihre Mitwirkung gebeten. Die Genannten hatten sich bereit erklärt und die Polizei die Veranstaltung auch genehmigt.

Am Tage nach meiner Ankunft in Petersburg besuchten mich zwei stutzerhafte Studenten und eine kokette junge Dame; sie erklärten mir, sie könnten Posses Teilnahme an der Tscher-

nyschewskij-Feier nicht zulassen, denn für die studierende Jugend sei er gänzlich unmöglich, weil er die Herausgeber der Zeitschrift „Shisn" exploitiere. Ich kannte Posse schon länger als ein Jahr und hielt ihn für originell und begabt, glaubte aber keinesfalls, daß er imstande sei, die Herausgeber zu „exploitieren". Ich wußte, daß er in kameradschaftlichen Beziehungen zu ihnen stand, er arbeitete wie ein Lastgaul, bezog nur eine geringe Vergütung und führte mit seiner zahlreichen Familie ein Hungerdasein. Als ich das den beiden Jünglingen mitteilte, redeten sie von Posses unklarer politischer Einstellung zwischen den „Narodniki" und den Marxisten. Aber diese Unklarheit fühlte Posse auch selbst, und er unterzeichnete deshalb seine Aufsätze immer mit dem Pseudonym Wilde. Die Hüter der Moral und Rechtgläubigkeit wurden böse auf mich und entfernten sich mit der Erklärung, sie würden zu allen für diesen Abend Gewonnenen gehen, um sie zu bewegen, ihre Vorträge abzusagen.

Später stellte es sich heraus, daß dieser Zwischenfall im Grunde genommen nicht als ein persönlicher Angriff gegen Posse aufzufassen war, sondern als „ein einzelner Akt im Kampfe zweier Richtungen des politischen Denkens". Die jungen Marxisten waren der Ansicht, es zieme sich für die Vertreter ihrer Schule nicht, gemeinsam mit den Vertretern der „abgetragenen, verreckenden" Anschauungen der „Narodniki" öffentlich aufzutreten. Diese ganze hohe Weisheit war in einem Briefe vom Umfange eines Vortrages niedergelegt, in einem derartigen Stil, daß ich mir bei der Lektüre vorkam wie ein Ausländer. Bald nach diesem Brief, dessen Absender mir unbekannt waren, erhielt ich ein paar Zeilen von Struve: er teilte mir mit, daß er seine Zusage für den Abend zurückziehe. Ein paar Stunden später benachrichtigte er mich durch ein zweites Schreiben, er nehme seine Absage wieder zurück. Jedoch

am nächsten Tage sagte Tugan-Baranowskij ab, und Struve schickte eine dritte Note, diesmal mit der endgültigen Absage, wieder ohne Angabe von Gründen, wie auch in den beiden ersten Briefen.

Korolenko hörte lachend meinen Bericht über diese ganze Zucht an und meinte dann mit einem lachenden und einem weinenden Auge:

„Nun sehen Sie, da wird man eingeladen, etwas vorzutragen, und wenn man ans Rednerpult tritt, packen sie einen, ziehen einem die Hosen ab und verhauen einem das Leder!"

Er wanderte, die Hände auf dem Rücken, durchs Zimmer und fuhr versonnen, leise fort:

„Ja, es ist eine schwere Zeit! Etwas Seltsames ist im Werden und zersetzt die Menschen. Die Stimmung unter der Jugend verstehe ich nur schlecht; es kommt mir so vor, als blühe der Nihilismus wieder auf, als sei eine Sorte von sozialistischen Karrieremachern aufgekommen. Die Autokratie richtet Rußland zugrunde — aber man sieht noch keine anderen Mächte, die sie ersetzen könnten!"

Dann kamen Semstwoleute aus der Provinz, und ich verabschiedete mich. Zwei oder drei Tage später trat er seine Erholungsreise an, und ich kann mich nicht erinnern, ob ich ihn nach diesem Zusammensein noch einmal gesehen habe.

Ich bin nur selten mit ihm zusammen gewesen und habe nie, auch nicht nur kurze Zeit hindurch, Gelegenheit gehabt, ihn ununterbrochen Tag für Tag zu beobachten.

Aber jede Unterhaltung mit Korolenko befestigte in mir den Eindruck, daß er ein g r o ß e r Menschenfreund war. Unter den russischen Gebildeten habe ich nie wieder einen Menschen mit einem so unstillbaren Durst nach Wahrheit und Gerechtigkeit getroffen, einen Menschen, der so wie er in

seinem Innersten die unbedingte Notwendigkeit empfunden hätte, dieser Wahrheit auch wirklich feste Gestalt im Leben zu geben.

Nach Lew Tolstojs Tode schrieb er mir:

„Tolstoj hat, wie kein Mensch vor ihm, die Zahl der denkenden und glaubenden Menschen vermehrt. Mir scheint, Sie irren, wenn Sie behaupten, das sei geschehen auf Kosten der Arbeitenden oder Arbeitsfähigen. Der menschliche Gedanke ist immer tätig — weckt ihn nur, und sein Streben wird auf Wahrheit und Gerechtigkeit gerichtet sein!"

Ich bin überzeugt, daß Korolenkos Kulturarbeit das schlummernde Rechtsbewußtsein einer gewaltigen Menge von russischen Menschen geweckt hat. Er widmete sich der Sache der Gerechtigkeit mit jener seltenen, restlosen Anspannung, in der sich Gefühl und Vernunft harmonisch vereinigen und sich zu hoher religiöser Leidenschaft erheben. Er sah und empfand gewissermaßen die Gerechtigkeit — wie alle unsere besten Träume ist sie eine Vision, vom Geiste der Menschen geschaffen, die sich in greifbare Formen zu verkörpern strebt.

Zum Schaden seines künstlerischen Talentes widmete er alle seine Kräfte dem ununterbrochenen, unermüdlichen Kampfe gegen jenes hundertköpfige Ungeheuer, das sich an unserem phantastischen russischen Leben so dick gemästet hat...

Die Härten des revolutionären Gedankens, der revolutionären Betätigung ängstigten und peinigten sein Herz, das Herz eines Menschen, der leidenschaftlich die Schönheit liebte wie die Gerechtigkeit und beider Vereinigung in ein einziges Ganzes suchte. Er glaubte fest an eine nahe Morgendämmerung der schöpferischen Kräfte des Landes — und er ahnte, daß das Wunder der Auferstehung des Volkes von den Toten ein grauses Wunder werden würde.

Im Jahre 1908 schrieb er:

„Alles, was man jetzt tut, wird in ein paar Jahren als vulkanischer Ausbruch in Erscheinung treten — und das werden furchtbare Tage sein! Aber dieser Ausbruch wird kommen, falls die Seele des Volkes noch lebendig ist — und sie ist lebendig!"

Im Jahre 1887 schloß er seine Erzählung „Die Finsternis" mit den Versen von Nikolaj Berg:

„In dem heiligen Rußland krähn die Hähne schon,
In dem heiligen Rußland graut der Morgen bald ..."

Sein ganzes Leben lang ist Korolenko, den schweren Pfad eines Helden wandelnd, diesem Morgen entgegengeschritten, und unaufzählbar ist all das, was er getan hat, um den Anbruch dieses Morgens zu beschleunigen.

INHALT

Meine Universitäten . . . 5

Ich werde Nachtwächter . 195

Die Korolenkozeit 239

Von der Schädlichkeit der Philosophie 281

Meine erste Liebe 301

Wladimir Korolenko . . 347

Von
MAXIM GORKI

erschienen ferner
im Verlag Ullstein:

Meine Kindheit

In Halbleinen 3 Mark

Unter fremden Menschen

In Halbleinen 3 Mark

„Die bunteste, verwirrendste Fülle der Gestalten, die leidenschaftlichste Bewegung, die höchste dichterische Qualität besitzt diese „Biographie" Gorkis. Sie ist die Biographie des russischen Menschen seiner Generation überhaupt."

Hannoverscher Kurier

RAHEL SANZARA

Das verlorene Kind

„Die Unsterblichen der Akademie werden aufstehen und sich verneigen müssen, Kritiker und Publikum verneigen sich mit ihnen." *Wilhelm Speyer in der Literarischen Welt*

ERNST WEISS

Männer in der Nacht

„Ernst Weiß hat ein Werk geschaffen, das weit den Durchschnitt der heutigen Roman-Literatur überragt."
Königsberger Allgemeine Zeitung

WALTHER VON HOLLANDER

Das fiebernde Haus

„Ein Großstadtroman von äußerster Geschlossenheit. Die Fäden zu vielfachen Schicksalen, die das moderne Großstadtleben bedingt, gehen von einem einzigen Haus aus, spiegeln ihre ganze Farbenskala in seinen Wänden." *Berliner Tageblatt*

WALTHER VON HOLLANDER

Auf der Suche

„Ein sehr schönes, sehr nachdenkliches und wiederum faszinierend leichtes und buntes Buch . . . Man denkt bisweilen an Fontane . . ." *8 Uhr-Abendblatt, Berlin*

VICKI BAUM

Feme

„Frei von jeder Parteitendenz ist hier mit dem Schicksal eines jungen Menschen die Tragik jener unbefriedigten Jugend unserer Tage gestaltet, die von den Irrungen und Wirrungen unserer Zeit erschüttert und aus der Bahn geworfen wird."

Heidelberger Tageblatt

LUDWIG WINDER

Die nachgeholten Freuden

„Wer das liest, kommt nicht mehr los davon, der Leser wird besessen von dieser Balzacschen Gestalt."

Montagsblatt, Prag

FELIX HOLLAENDER

Das Erwachen des Donald Westhof

„Ein großartiges Buch! . . Es verschlägt uns den Atem, reißt den Leser hin, bestrickt ihn, nimmt ihn gefangen."

8 Uhr-Abendblatt, Berlin

GABRIELE REUTER

Töchter

„Diese Kinder unserer Zeit sind klar, kritisch, aber durchaus liebevoll und verstehend geschildert, sie sind so lebendig geschaut, daß man in dieser hohen Kunst die Quelle einer ewigen, verstehenden und liebevollen Jugend empfindet."

Neue Badische Landeszeitung

WILHELM SPEYER

Charlott etwas verrückt

„Es ist viel Licht und Mut und Verliebtheit in der charmanten witzigen Erzählung. Manchmal ist Speyer vielleicht etwas zu sehr verliebt in seine Figuren. Aber ich fürchte, das wird auch manchem seiner Leser passieren."

Manfred Georg im 8 Uhr-Abendblatt, Berlin

MICHAEL ARLEN

Der grüne Hut

„Das Schicksal einer Frau, die glaubt, Herrin der Liebe zu sein, die schließlich aber doch eine Niederlage hinnehmen muß, als der Mann, auf den sie einst verzichten mußte, wieder in ihr Leben eintritt."

Königsberger Allgemeine Zeitung

ALEXANDER CASTELL

Der Unfug der Liebe

„Blitzschnell läuft die Handlung ab, und da es immer anders kommt, als man denkt, stets fesselnd, spannend und interessant bis zur letzten Seite."

Badische Zeitung, Karlsruhe

ELISABETH RUSSELL

Die unvergeßliche Stunde

„Man darf von den großen Meistern der Erzählung sprechen, wenn man dieses Buch in Vergleich ziehen will, von Jens Peter Jacobsen, ja von dem klassischen Meister des Herzensromans, vom Abbé Prévost."

Stefan Großmann im Tagebuch

PAUL MORAND

Nachtbetrieb

„Nachtszenen aus aller Welt, von Charlottenburg bis Pera, vom Nordland zu tropischen Nächten; Klarheit und Schwüle; robuste Gesundheit und morbider Verfall."

Hamburger Nachrichten

PIERRE FRONDAIE

Der Mann mit dem 100 PS

„Glänzend geschildert sind die Figuren dieser Aventüre, die pikant gewürzt ist mit geistreichem Witz und durchlodert von einer glühenden Leidenschaft."

Darmstädter Tageblatt

ROBERT HICHENS

Vivian und ihr Mann

Sport und Liebe sind das Wesen Vivians. Heiterkeit, Kühnheit und Geduld geben ihr die Kraft, mit ihrem Mann durch Dick und Dünn zu gehen.

LUDWIG WOLFF

Zwei unterm Himmelszelt

Zwei Menschen auf der Suche nach etwas Ungewissem, Unbekannten reisen – unsichtbar gezogen und getrieben – zu dem Punkt, wo sie sich finden.

Gedruckt
im Ullsteinhaus
Berlin

1940 G 10